

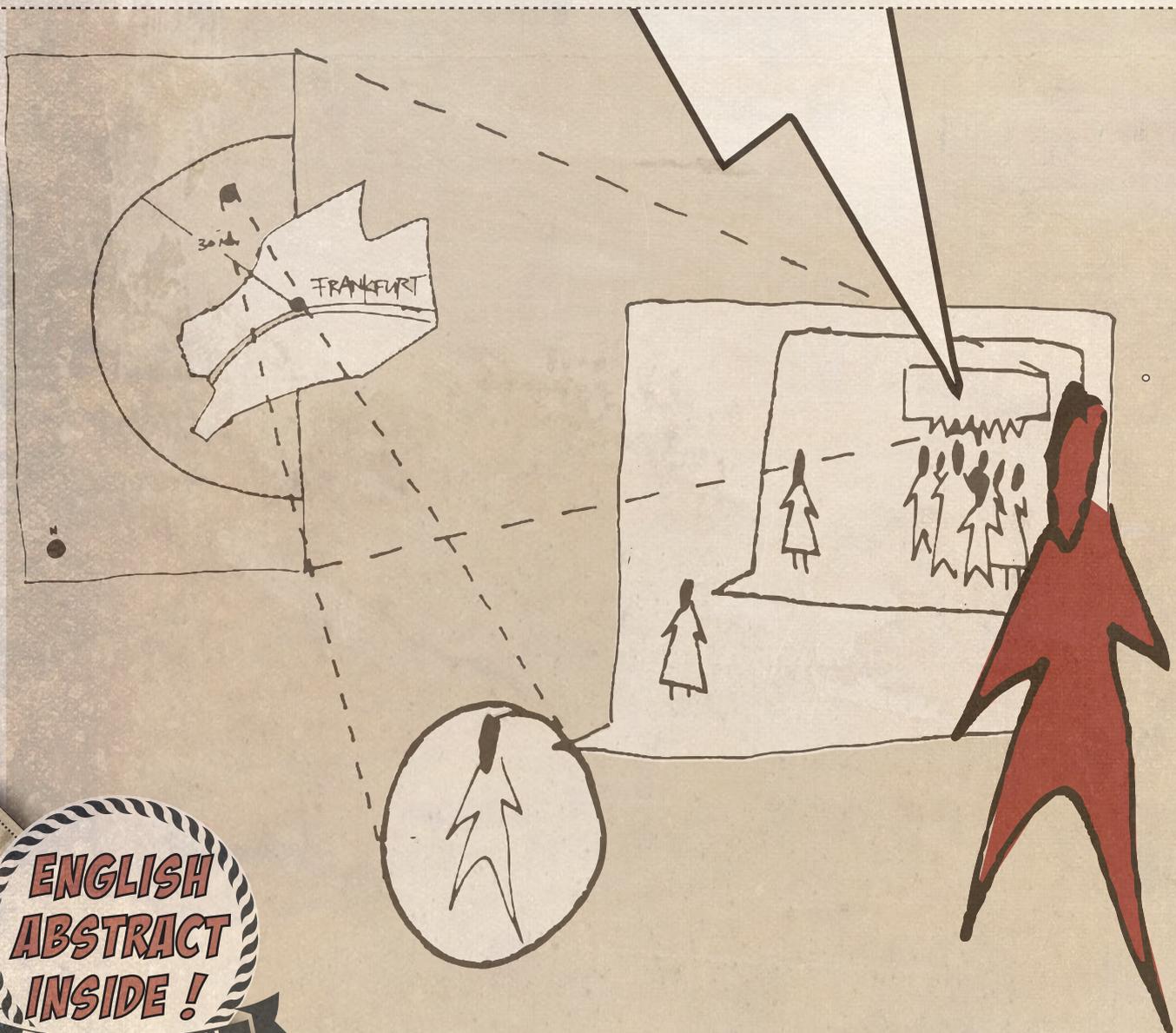
INAUGURALDISSERTATION

MICHAEL STEINBUSCH

DIE STADT IM TEXT



SPRACHPRAGMATISCHE BILDER DER ZWISCHENSTADT



ENGLISH
ABSTRACT
INSIDE!

FINAL VERSION

Michael Steinbusch
Die Stadt im Text

Sprachpragmatische Bilder der Zwischenstadt

IMPRESSUM

Michael Steinbusch:

Die Stadt im Text. Sprachpragmatische Bilder der Zwischenstadt

Dissertation an der Fakultät Gestaltung der Universität der Künste Berlin

Berlin 2013

DANK

Frau Prof. Dr. Susanne Hauser (Universität der Künste Berlin) und Herr Prof. Dr.-Ing. Michael Koch (HafenCity Universität Hamburg) haben mich als meine Betreuer bei der Entstehung dieser Arbeit mit großem Wohlwollen und sehr viel Geduld begleitet. Besonders an den Wendepunkten, die die Untersuchung genommen hat, konnte ich immer mit ihrer Hilfestellung und Wegweisung rechnen. Dafür möchte ich meinen Betreuern und Gutachtern ganz herzlich danken. Im Sekretariat an der UdK hat mir Frau Elisabeth Weiershaus die Verfahrensschritte geduldig erklärt und in Erinnerung gebracht.

Während dieser Zeit war ich bereits als Wissenschaftlicher Mitarbeiter für Herrn Prof. Dr.-Ing. Gunter Henn am Lehrstuhl Industriebau der Technischen Universität Dresden tätig. Ohne seine zwischen Sprache und Bild, Problem und Lösung vermittelnde Architekturlehre und Entwurfspraxis hätte der Arbeit ein wesentlicher Impuls gefehlt. Meinem Kollegen Sven Richter verdanke ich nicht nur die vielen Diskussionen am Lehrstuhl, sondern auch eine wesentliche Gedankenklärung im Prozess der Fertigstellung. Unsere Sekretärin Frau Renate Engel hat mir im Arbeitsalltag Freiräume geschaffen, ohne die ich die Arbeit nicht hätte schreiben können. Die studentischen Mitarbeiter Tina Kölling, Corinna Voigt und Björn Dargus haben mich mit Korrekturlesen und beim Layout zuverlässig unterstützt. Björn verdankt die Arbeit auch ihr Cover. Andrea Steinbusch und Scott deLahunta haben mir bei der Übersetzung der Kurzfassung geholfen.

Die empirische Datenbasis wurde von mir im Rahmen eines Forschungsprojekts der Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung (Ladenburg) zum Thema „Zwischenstadt“ in den Jahren 2002-2005 geschaffen. Für ihre großzügige und freundliche Förderung schulde ich der Stiftung großen Dank. Herr Prof. Thomas Sieverts hat das dreijährige interdisziplinäre Projekt auf inspirierende Weise geleitet und später den Werdegang meiner Arbeit mit kritischem und ermutigendem Interesse verfolgt und gefördert, v.a. auch durch Einladung zu den Doktorandenkolloquien bei den Montag Stiftungen in Bonn, die er zusammen mit Frau Prof. Dr. Hille von Seggern und dem Studio Urbane Landschaften initiiert hat. Das soziologische Teilprojekt zur „Zwischenstadt“, für das ich tätig war, wurde von Herrn Prof. Dr. Achim Hahn (Technische Universität Dresden) geleitet. In seinem Arbeitsbereich habe ich eine Faszination für die alltägliche Sprache, für ihrer Vielschichtigkeit und Tiefe entdecken dürfen.

In einem Choreographieprojekt der Tänzerin Angela Schubot (Berlin) habe ich 2007 einen Part übernommen, in dem sich mein Zweifel an einer rein inhaltlichen wie auch hermeneutischen Analyse der Interviews entfalten konnte. In einer Bearbeitung für die Bühne der Berliner Sophiensäle wurde mir der performative Charakter des Materials klar. Angela Schubot war darüber hinaus eine kritische Lektorin.

In der Hauptsache wurde das Lektorat von Helker Pflug (Berlin) mit großem persönlichen Einsatz geleistet. Sein strenges Regiment wurde mir zur verlässlichen Richtschnur in der Schlussphase.

Philip Modest Schambelan war mir ein wichtiger Gesprächspartner und Ratgeber für den bildlichen Analyseteil. Als geübter Graphiker hat er meine analytischen Skizzen schließlich ins Reine gezeichnet.

Ganz besonders danke ich auch den Gesprächspartnern aus dem Rhein-Main-Gebiet für ihr Vertrauen und ihre Zeit bei den Interviews –

– und meiner Familie, besonders Marianne Brög.

Dresden, im April 2013

Michael Steinbusch

KURZFASSUNG

DISSERTATION MICHAEL STEINBUSCH

„DIE STADT IM TEXT. SPRACHPRAGMATISCHE BILDER DER ZWISCHENSTADT“

Die Untersuchung ist ein Beitrag zur Theorie und zur empirischen Erforschung der mentalen Bilder, die Bewohner von ihren Städten haben. Sie knüpft an die wegweisende Studie *The Image of the City* von Kevin Lynch an, deren Bilder im Wesentlichen durch eine schrittweise Übertragung sprachlich vermittelter Informationen in Diagramme und Karten erzeugt wurden. Die Informationen stammten aus Interviews mit Bewohnern, die unter anderem von Wegeverbindungen und von der Lage markanter Bauwerke handelten. Das bei der Übertragung verwendete Muster eines inneren Bildes setzt sich aus fünf typisierten Elementen zusammen, die in vorbereitenden Interviews und Skizzen wie auch in Feldbeobachtungen entwickelt wurden. Nach dieser Vorlage wurden Informationen aus den Bewohnergesprächen ausgewählt und angeordnet. So konnten einzigartige, auf empirischer Forschung basierende Stadtbilder erzeugt werden.

In einer neuen Wendung dieser Methode nimmt sich diese Arbeit nun biographische Gespräche mit Bewohnern einer deutschen Großstadtregion vor und hält dabei Lynchs Bildbegriff gegen ein sprachliches Material als solches. Hierfür wird das Muster innerer Bilder mit den Mitteln linguistischer Texttheorien schrittweise rekonstruiert und so ein Instrument geschaffen, mit dem die Bewohnergespräche über semantische und narrative Inhalte hinaus als Texte untersucht werden können – und das bedeutet auch: als kooperative und kommunikative Ereignisse. Dabei zeigt sich, dass bereits in den Textstrukturen, vor allem aber in den Textfunktionen mit ihrem pragmatischen Zusammenspiel von Sprecher und Hörer mentale Bilder angelegt sind, die ein Bild der Stadt in seinen Grundzügen bestimmen. Das Bildhafte muss weder von außen an die Texte herangeführt, noch auf szenische oder landschaftliche Beschreibungsinhalte reduziert, und auch nicht auf universale anthropologische Muster gebracht werden. Die klassische Studie von Kevin Lynch wird damit textwissenschaftlich weitergeführt.

Die Ergebnisse sind auch als Kommentar zu Thomas Sieverts These von der „Anästhetik der Zwischenstadt“ zu lesen, vom Wahrnehmungs- und Bilderdefizit der verstädterten Landschaften: Was in Interviews mit Bewohnern als bildhafte Beschreibung tatsächlich kaum aufzufinden ist, kann in den Bildern entdeckt werden, nicht über die, sondern mit denen wir uns hinsichtlich der Städte verständigen, in denen wir leben.

ABSTRACT

DISSERTATION BY MICHAEL STEINBUSCH

"THE CITY IN THE TEXT. PRAGMATIC-LINGUISTIC IMAGES OF THE ZWISCHENSTADT (IN-BETWEEN CITY)"

This study is a contribution towards the theory and empirical research of the mental images that residents have of their cities. It follows the landmark study "The Image of the City" by Kevin Lynch, the images of which were primarily produced by gradually transferring linguistically provided information to diagrams and maps. This approach, based on interviews with residents, takes into account, for example, connecting pathways as well as the location of significant buildings. The transfer from language to diagrams and maps was accomplished by applying a mental image pattern consisting of five elements, which had been generated from preparatory interviews and sketches as well as field observations. This pattern served as a blueprint for selecting and arranging information from interviews. Thus Lynch managed to generate unique city images based on empirical research.

This study turns his method into a new direction. It investigates biographical interviews with residents of a metropolitan region in Germany, holding Lynch's image concept against a linguistic material as such. For this purpose, the image pattern is reconstructed by means of linguistic text theories, and transformed progressively into an instrument that helps to analyze interviews beyond semantic and narrative contents. The interviews are investigated as texts, and consequently as cooperative and communicative occurrences. The structures and even more the functions of a text as they appear in the pragmatic interaction of speaker and listener incorporate mental images that determine the main features of a city image. The pictorial level of a text does not need to be introduced from the outside nor must it be reduced to scenic depictions or identified with universal anthropological patterns. The classic study by Kevin Lynch is thus being sustained through applying theory and methods of text analysis.

The results can also be read as a comment on Thomas Sieverts' thesis of the „Anästhetik der Zwischenstadt" (Anesthetics of the in-between city). Sieverts observes a diminishment of perception and a deficit of images which characterize metropolitan regions. In fact, interviews with residents reveal a lack of straightforward visual descriptions of the cities they live in. However this information is implicit and can be discovered in the ways we communicate about how we are living in these cities.

INHALTSVERZEICHNIS

Die Stadt im Text	9
1 Kevin Lynchs The Image of the City	16
1.0 Das Bild der Stadt zwischen kognitiver und thematischer Karte.....	16
1.1 Ein Vergleich von Form und Bild.....	20
1.2 Eine Theorie innerer Bilder	22
1.3 Elemente als Ausgangspunkt.....	25
1.4 Aktive und passive Elemente	32
1.5 Bezüge zu Komplexitäts- und Gestalttheorien.....	39
1.6 Public Images	48
1.7 Vorgaben für Kapitel 3 und 4	49
I – Elemente und Sequenzen, linear.....	50
II – Strukturelle Ebenen, global	50
III – Pragmatik, linear und global	50
2 Forschungskontext Zwischenstadt.....	51
2.0 Problemaufriss	51
2.1 Der Gegenstand der Zwischenstadt	52
2.2 Ein früherer Ansatz der Interviewanalyse	58
3 Sprachwissenschaft und Lynchs Bildbegriff.....	61
3.0 Auch Gespräche sind Texte – zur Einleitung.....	61
3.1 I – Elemente und Sequenzen, linear: Grammatische Beziehungen	69
3.2 II – Strukturelle Ebenen, global: Thematische Beziehungen	77
3.3 III – Pragmatik, linear: Kommunikative Funktionen.....	84
3.3.1 Sprechakte	88
3.3.2 Implikaturen	92
3.3.3 Indirektheit	97
3.4 Soziale Funktionen.....	101
3.4.1 Erzählen als Aufführung	102
3.4.2 Erzählbarkeit herstellen	106
3.4.3 Identität konstruieren.....	112
3.5 III – Pragmatik, global.....	116

3.5.1	Das Problem globaler Sprechakte	117
3.5.2	Hierarchien als kognitive Prozessstrukturen.....	123
3.5.3	Eine Stadt ist kein Baum – ein Text aber auch nicht.....	126
3.5.4	Zwischenstadt als Text.....	134
4	Techniken und Funktionen innerer Bilder	135
4.0	Material für eine empirische Untersuchung	137
4.0.1	Feldarbeit	137
4.0.2	Aufbereitung und Verwendung des Materials.....	141
4.0.3	Die Personen	144
4.1	Identitätstechniken	148
4.1.1	Umwelt als Erinnerung.....	149
4.1.2	Werteattraktoren	161
4.1.3	Gradienten, Kreisläufe, Proportionen.....	164
4.2	Aufführungstechniken.....	177
4.2.1	Sprechakte zitieren	179
4.2.2	Textuelle Gesten.....	189
4.2.3	Polyphones Reden	194
4.2.4	Gedankenspiele	198
4.3	Montagetechniken	202
4.3.1	Parallelgeschichten	202
4.3.2	Austauschen.....	208
4.3.3	Argumente für eine Erinnerung.....	218
	Strukturen zwischen Stadt und Text	222
	Literaturverzeichnis.....	226

DIE STADT IM TEXT

Diese Untersuchung geht einer Beobachtung nach, die an Interviewtexten gemacht wurde, die inhaltlich eigentlich längst ausgewertet worden waren: Beim absichtslosen Wiederlesen stellte sich ab und an der Eindruck einer ruckhaften „Bewegung“ ein. An einigen Stellen schien die Aufnahme des Textsinnes durch mich als Leser in Sprüngen vor sich zu gehen – ein zunächst noch unbestimmter Eindruck. Beim Versuch, diesen Eindruck zu fixieren, erwiesen sich die manifesten Aussagen der Texte als unzureichend. Auch durch das Nachspüren narrativer Zusammenhänge, war es mir nicht möglich, jener Sprünge habhaft zu werden. In meiner nachmaligen „Wahrnehmung“ der Interviewtexte wurde keine Geschichte mehr erzählt, ja häufig nicht einmal wirklich etwas gesagt, das von Belang war. Und doch tauchte hier, zunächst schemenhaft, eine Art Raum auf, an den keine Inhalte und keine Geschichten herangereicht hatten, der aber aufgeladen war mit Bedeutung und insofern über die Summe der Geschichten in den Interviews noch hinausreichte.

Mein Erklärungsversuch geriet unwillkürlich in ein Zeichnen hinein. Dieses Zeichnen – gestützt auf Hinweise aus dem linguistischen Gebiet der Pragmatik, vor allem zum Zusammenhang von „thematischer Textstruktur“ und „kommunikativer Funktion“ – erbrachte die ersten brauchbaren Diagramme. Als mir deren Ähnlichkeit mit den „inneren Bildern der Stadt“ aus Kevin Lynchs klassischer Untersuchung *The Image of the City* auffiel, schien es mir lohnend, die Wechselwirkungen so unterschiedlicher Wissensgebiete auszuloten. Was erföhre man über eine Stadt, wenn man in der Manier von Kevin Lynchs „innerem Bild der Stadt“ einmal in Gesprächstexten, die sich um das Leben in der eigenen Stadt drehen, nach „inneren Bildern“ suchen würde, und zwar nach Gebilden, die den Text organisieren, produzieren und verstehen helfen? Um welche inneren Bilder handelt es sich überhaupt bei Texten? Wie erkennt man sie, und wie funktionieren sie? Und wenn wir in *Texten* etwas über innere *Bilder* lernen, welche Folgen hat das für unser Verständnis von den inneren Bildern, die jeder Bewohner von seiner eigenen Stadt im Kopf mit sich herumträgt?

Lynch gewinnt seine Stadt-Bilder im Wesentlichen aus Interviews mit Bewohnern, aus sprachlichem Material also. Dieser Umstand hat in der fünf Jahrzehnte andauernden Rezeption seiner Thesen kaum eine Rolle gespielt und ist auch von Lynch selbst nicht eingehend thematisiert worden. Gerade hier liegt aber meines Erachtens ein Schlüssel, mit dem z.B. auch das Zerfallen des inneren Bildes in eines *in retrospect* (also beim Erzählen)

und in eines *used on the spot* (also beim Gang durch die Stadt) unterlaufen werden könnte: indem man nämlich die Pragmatik, die Lynchs statischen Bildkonstruktionen noch fehlt, unmittelbar aus dem Textmaterial gewinnt und das Erzählen selbst als „Gang“ ernst nimmt, als *walking through the own images of ones own town*. Kevin Lynch vermutete, dass das innere Stadtbild eines einzelnen Bewohners in seiner Anwendung bzw. Umsetzung vor Ort ein anderes ist als das statische Bild, das er als Wissenschaftler aus vorher von ihm definierten Elementen rekonstruiert. Ist der Erzählprozess selbst also nicht ein spontanes, vermeintlich „willkürliches“ Zusammenfügen gewisser Bruchstücke, geleitet von Bildern *used on the spot*: zuhause auf der Sitzgarnitur, mit dem Diktiergerät neben der Kaffeekanne?

Das 1. Kapitel der vorliegenden Arbeit beschäftigt sich mit Lynchs *The Image of the City* und der Herkunft innerer Bilder aus Bewohnerbefragungen. Lynch selbst denkt bereits die *city elements*, aus denen sich das innere Bild wie aus Atomen zusammen setzt, als *handlungsbezogene* Manifestationen. Dafür liefern die wenigen Interviewzitate, die sein Buch bereichern, bereits konkrete Hinweise, die im bisherigen fachlichen Diskurs übersehen bzw. nicht richtig eingeordnet worden sind. Es wird im einzelnen zu erläutern sein, dass und wie Lynchs *city elements* „aktiv“ sind, sobald Sprache wirkt, sobald ein empirischer Text ins Spiel kommt bzw. sobald aus Interviews zitiert wird. In dieselbe Richtung weisen der abrupte Wechsel zwischen den organisatorisch-maßstäblichen Bildebenen, den man beim Gang durch die Stadt immer wieder vornimmt, sowie die Fehlstellen bzw. Lücken, die sich zwischen den einzelnen untergeordneten Komplexen eines Bildes auftun – Webfehler im inneren Bild, die man im Blindflug überwinden muss. Hier geht etwas vor sich, das sich nicht auf Struktur reduzieren lässt.

Die Beispiele zeigen, dass Menschen, die sich in ihrer Stadt bewegen, ein inneres Bild aus Elementen und Struktureigenschaften verwenden. Dies sind Hinweise auf eine gewisse Pragmatik, auf eine flexible Anwendung der statischen, durchkonstruierten inneren Bilder. Zugleich werfen sie ein besonderes Licht auf *The Image of the City* als eine von der deutschen Gestaltlehre beeinflusste Theorie, sind es doch zunächst Bewegungsgestalten und nicht bloß geometrische Formationen. Sie bilden sich in einem „Feld“, sobald ein „aktives Element“ aus dem Ganzen heraustritt. Der weitere Bildaufbau seines *city image* gerät Lynch jedoch im Verlauf seiner Forschung immer statischer, bis er in einer Art Mapping statistischer Daten zu einem Stillstand kommt. Dies scheint der Preis zu sein, den er hat zahlen müssen, um an ein flächendeckendes Bild einer ganzen Stadt zu gelangen – daher auch der Begriff „*public*“ *image*.

Die bildliche Pragmatik, die bei den sprachnahen *city elements* und den daraus gebildeten *complexes* noch gegenwärtig gewesen ist, ist dabei auf geradezu tragische Weise verloren gegangen.

Das 1. Kapitel schließt mit einer Zusammenfassung der drei Ebenen, die ein *city image* strukturieren: I. die Ebene der *elements*, die Handlungscharakter haben und eine lineare (Zeit-) Gestalt aufweisen; II. die Ebene übergreifender, miteinander verbundener *levels*, die Lücken und Sprünge aufweisen; III. eine pragmatische Ebene, die bei den *elements* ebenso in Erscheinung tritt wie im Rahmen der komplexen *levels*, also sowohl „lokal“ als auch „global“. Dieser Aufbau bestimmt im Fortgang sowohl die sprachtheoretische Auseinandersetzung wie auch die Analyse der Interviewgespräche.

Es ist das Ziel der Untersuchung, den Verlust an Lebendigkeit, der Lynchs umfassenden *city images* anhaftet, ansatzweise rückgängig zu machen und die a-pragmatische Starre der komplexeren Zusammenhänge zu lösen. Das 2. Kapitel übernimmt dabei zwei Aufgaben: Zum einen stellt es den Essay *Zwischenstadt* des Städtebauers Thomas Sieverts als eine Weiterführung und Aktualisierung einiger Kerngedanken aus *The Image of the City* dar. Zum anderen wird die Zwischenstadt als Hintergrund beleuchtet, vor dem eine erneute Analyse der eingangs erwähnten „alten“ Interviews durchgeführt werden soll.

Lynchs Bildthematik wird von Sieverts auf einen Gegenstand hin zugespitzt, der „ohne Namen und Anschauung“ gleichwohl „Lebensraum der Mehrheit der Menschheit“ ist.¹ Was Lynch noch in graduellen Unterschieden zeigen wollte – wie nämlich die Qualität des Städtebaus die Ausbildung innerer Bilder fördert oder hemmt –, das ist in der *Zwischenstadt* auf dramatische Weise in eine regelrechte „Anästhetik“ umgekippt oder anders gesagt: Das, was uns angeht, unsere Umgebung, nehmen wir nicht mehr als solche bewusst wahr, ob wir nun Bewohner sind oder Planer oder Kommunalpolitiker.

Sieverts setzt gewissermaßen unterhalb der Kritik an, die „Stadt“ von „Zersiedelung“ bzw. kulturell „gute“ Siedlungsräume von kulturell „schlechten“ unterscheidet. Er weitet den Blick – inhaltlich wie räumlich – auf die (Un-) Kultur einer Anästhetik, die heute alle Siedlungsräume kennzeichnet, selbst die vermeintlich aufgepeppten Innenstädte. Im Zusammenspiel zwischen äußerer Stadtform und innerem Bild, wie es Lynch konzipiert hat, verlagert Sieverts das Gewicht in Richtung einer „Arbeit an den Innenbildern“, erst

¹ Ein Wortspiel aus der Überschrift des 1. Kapitels von Sieverts: *Zwischenstadt*, S. 13.

Sämtliche Literaturangaben erfolgen grundsätzlich nur mit ihren Kurztiteln, gegebenenfalls ergänzt um Seitenangaben; die vollständigen Daten einschließlich Hinweis auf Erstauflage, Übersetzung und Schriftenreihe finden sich im Literaturverzeichnis.

recht dann, wenn keine inneren Bilder erzeugt werden, der Bewohner also blinde Flecken in seinem *image of his city* aufweist.

Die erste Auswertung der von mir geführten Interviews, die 2006 veröffentlicht worden ist, löste aus den eigentlich unübersichtlichen Interviewtexten „ganze Geschichten“ heraus. In den sich dabei ergebenden Einzelfallanalysen wurde das innere Bild jedes interviewten Bewohners sozusagen identisch mit seiner „Wohngeschichte“ mit je eigener Dramatik und Dynamik. Nicht gelöst wurde seinerzeit das methodische Problem, wie man von den individuellen Geschichten ausgehend in den übergeordneten Raum der Zwischenstadt gelangen könne, von dem die inneren Bilder ja eigentlich handeln. Phänomenologische Ansätze können dabei Raumbegriffe wie „hier“ und „Mitte“ liefern, diese sind aber so allgemein bzw. vage, dass sie sich einer Empirie zu entziehen drohen. Vor allem lassen diese Ansätze offen, wie sich das innere Bild nicht nur metaphorisch verstehen, sondern auch tatsächlich zeigen lässt. Dies ist die Sichtweise, aus der heraus in Kapitel 4.0 Aussagen über das Interviewmaterial und seine Herkunft getroffen werden.

Um die zweite Auswertung der Interviews theoretisch anzuleiten, muss geklärt werden, wie Sprach- und Textwissenschaften eingebunden werden sollen. Hierzu gibt auch das 2. Kapitel erste Hinweise. Sie gehen vor allem dahin, das nicht Wahrnehmbare der Zwischenstadt mit dem nicht Sagbaren in Verbindung zu bringen. Dann würde man nicht nur auf das achten, was die Gesprächspartner im engeren Sinne sagen, sondern auch auf allen anderen Ebenen mitteilen. Die meist nur rudimentären und ärmlichen Bilder, die wir von der Zwischenstadt mitgeteilt bekommen, sind nämlich durchaus ergiebig, wenn man sie als Grundlage einer funktionalen Sprachverwendung begreift. Die oft nur hingetuschelt wirkende „Landschaft“ würde so mit vielfältigen Funktionen und Effekten angereichert.

Das 3. Kapitel ist sprachwissenschaftlich ausgerichtet; es nimmt sich die mit I, II und III bezeichnete Struktur aus Kapitel 1.7 vor, mit der das innere Bild der Stadt in seinem Aufbau gekennzeichnet worden ist, und zeigt Analogien in den Textwissenschaften auf. Da im 4. Kapitel Gespräche untersucht werden sollen, muss zuvor die Frage beantwortet werden, warum die eigentlich nahe liegenden Ansätze der Gesprächsanalyse und der Gesprächslinguistik dabei weniger weit führen als die der Textwissenschaften, und warum dieser Perspektivwechsel legitim ist.

Nachdem die Ebene I mit den linearen Strukturen von Grammatik und Sequenzen identifiziert worden ist, werden die hierarchischen *Makrostrukturen* des Textwissenschaftlers Teun van Dijk vorgestellt, weil mit Hilfe dieses Konzeptes ein erster Schritt aus den linearen Anordnungen getan werden kann. Die hierarchischen bzw.

baumförmigen Strukturen von Dijks sind Abstraktionen, die erklären sollen, wie es zu einer umfassenden (globalen) Textkohärenz kommt, und auch, wie wir Texte produzieren und verstehen. Man erhält sie aus der grundsätzlich sequentiellen Struktur eines Textes durch dessen mehrfaches „Eindampfen“, bis – im Idealfall – ein einzelner Satz sagen kann, wovon der gesamte Text handelt.

Dabei geht es im Wesentlichen um einen semantisch vermittelten Inhalt. Gesprächstexte sind aber zugleich von Funktionen durchzogen. Ihre Reichweite geht über kurze Sequenzen hinaus, sie sind globale Phänomene und allein inhaltlich nicht fassbar. Teun van Dijk kann mit seiner richtigen Idee der *Makrohandlungen* nicht überzeugen, weil er von einem hierarchischen Modell der zugrunde gelegten Makrostrukturen ausgeht. Sein durchaus funktional angelegtes Konzept der „Superstrukturen“ bzw. der „Textsorten“ wiederum ist zwar von globaler und pragmatischer Natur, aber zugleich schablonenhaft, zu allgemein und gereinigt von jeder Mitteilung aus der Welt des Sprechers. Es würde Erzähltes als Erzählung identifizierbar machen – ein inneres Bild, das die Umgebung einbezieht, kann dadurch aber gerade nicht erzeugt werden.

Von den Funktionen eines Textes, die bereits einen kommunikativen und damit interaktiven Gehalt aufweisen, werden in einem nächsten Schritt die sozialen Funktionen unterschieden, die „noch unmittelbarer“ das Ziel eines Gesprächs erklären (Kap. 3.4). Dabei hat *Erzählbarkeit* eine weitgehend „technische“ und hinführende Rolle – was erzählt werden soll, muss auch erzählbar sein bzw. gemacht werden –, während *Identität* schon ganz konkret angibt, warum man eigentlich von sich selbst etwas erzählt und warum dieses Erzählen eine eingeübte und uns immerzu beschäftigende Tätigkeit ist.

Im Übergang zur Empirie werden schließlich die hierarchischen Modelle des globalen Textinhalts und der globale Texthandlung kontrolliert verlassen. Dafür werden sie zunächst mit Lynchs Idee eines *image used on the spot* in Verbindung gebracht, indem sie nicht nur als abstraktes Analysewerkzeug, sondern auch als kognitive Verarbeitungsstruktur dargestellt werden (Kap. 3.5.2). Hierbei kann noch van Dijks Ausführungen gefolgt werden. Dann aber wird das hierarchische Schema tatsächlich überwunden und zwar mittels des städtebauteoretischen Textes *A City Is not a Tree* von Christopher Alexander.² In den Nutzungsstrukturen von Städten macht der Autor Überlappungen und Querverbindungen aus. Die durchaus vorhandenen Über- und Unterordnungsverhältnisse im städtischen Raum werden durch solche Bindungen

² Aufgrund seiner Bedeutung ist der Aufsatz mehrmals und in unterschiedlicher Schreibweise publiziert worden (vgl. Literaturverzeichnis). Im Haupttext wird er stets in Angleichung an Lynchs *The Image of the City* zitiert.

relativiert, das Prinzip der Hierarchie wird unterminiert, ohne es ganz außer Kraft zu setzen (Kap. 3.5.3).

Der Ansatz, für ein textliches Problem einen städtebaulichen Ansatz heranzuziehen, wird dadurch legitimiert, dass in den Interviewtexten rudimentäre „innere Bilder“ von Städten ausgemacht werden sollen, die in der Gesamtorganisation eines Textes eben diese quervernetzende Rolle übernehmen und nicht bloß passive Objekte von Beschreibungen sind. Hierdurch wird eine globale, den Text quervernetzende Pragmatik ermöglicht, die bestimmte kommunikative und soziale Funktionen hervorbringt. Anscheinend fehlt den Textwissenschaftlern ein Begriff des inneren Bildes, wie den Städtebauern ein Begriff kommunikativer Pragmatik fehlt, ohne den die inneren Bilder in Interviewtexten nicht wirklich plastisch werden können.

Das 4. Kapitel analysiert sechs der ehemals geführten Interviews anhand der „Techniken“ und „Funktionen“, die man darin entdecken kann. Es sind eindruckliche Beispiele bildhafter Sprachpragmatik, in denen beim Wiederlesen ganz besonders der Eindruck einer plötzlichen Bewegung entstanden ist. Im ersten Beispiel wird ausführlich gezeigt, wie aus einer linearen Textgestalt – aus einer Reihe von Propositionen – ein „Halbnetz“ bzw. eine „Halbhierarchie“ nach dem Verständnis von Alexander entsteht, und wie daraus Bilder und Diagramme hervorgehen („Techniken“), die insgesamt eine Pragmatik begründen und damit einen kommunikativen Zweck und eine soziale Funktion („Funktionen“). In den folgenden Beispielen werden dann nur noch die „fertigen“ Bilder gezeigt und erläutert.

Die Effekte, auf die dabei geachtet wird, gehören nicht zum Sprachsystem, es sind zeitliche Ereignisse. Sie stellen räumliche und zeitliche Kontextbezüge her, berücksichtigen die jeweilige kommunikative Situation, aktivieren das Wissen und die gemeinsame Erfahrung von Sprecher und Hörer und resultieren nicht zuletzt aus der Interaktionsdynamik der Konversation.

Die Ebenen I, II und III aus der Analyse von *The Image of the City* und aus der textwissenschaftlichen Auseinandersetzung treten nun in den Bildern immer wieder auf; in den Bildlegenden wird auf sie verwiesen. Die fallübergreifende und „öffentliche“ Stoßrichtung solcher Ergebnisse liegt nicht in ihrer Addition, sondern im per se sozialen und kooperativen Charakter der zugrunde liegenden bildhaften Regeln. Damit wäre zugleich eine Erklärung dafür abgegeben, warum Einzelergebnisse allgemeine Bedeutung haben können.

Die nach meiner Vorlage von Philip Modest Schambelan gezeichneten Bilder zu den Analysen sind keine herkömmlichen Illustrationen, sondern „argumentative“

Notwendigkeiten. Gewiss könnte man sie auch anders darstellen – aber es muss immer dann etwas Bildliches produziert werden, wenn verstreute semantische Elemente assoziiert werden und zusammenfinden, damit der Vollzug einer globalen Sprechhandlung möglich wird. Hierin spiegelt sich das bekannte Problem einer Übertragung nichtempirischer, sprachphilosophischer Konzepte (z.B. des Sprechakts) auf empirische Texte – und das sind im Falle von Interviews umfangreichere und komplexere Texte als die relativ primitiven, zwei- oder dreizeiligen Konversationen der Sprachphilosophen. Die Lösung, die hier angeboten wird, setzt unser verkörpertes Wissen davon ein, was es heißt, eine Umwelt zu haben und sich in engeren und weiteren Räumen zu bewegen. Es ist unser Vermögen, innere Bilder von Städten und Regionen anzulegen, das es uns erlaubt, mit der Sprache mehr zu tun als das zu sagen, was wir sagen.

Insofern bearbeiten die Darstellungen des 4. Kapitels eine Lücke im sprachwissenschaftlichen Diskurs. Die vorliegende Untersuchung zeigt zwar zu wenig theoretische und empirische Breite, um diese Fehlstelle sicher behaupten zu können; worauf es ihr aber ankommt ist die Formulierung eines eigenständigen Blicks, den Städtebau und Architektur mit ihren besonderen Informationsbedürfnissen auf Gespräche und Texte richten könnten. Architektur und Städtebau sind als Verkörperungen von Gesellschaft dafür prädestiniert, bildliche, gestische und körperhafte Denkweisen in die Betrachtung sprachlicher Erzeugnisse hineinzutragen, um so – wie aus einem Nebel der Worte – die Stadt im Text auftauchen zu sehen.

Die abschließenden Bemerkungen stellen die empirischen Resultate vor dem Hintergrund der Zwischenstadt-Debatte als einen Versuch dar, etwas Unsichtbares sichtbar werden zu lassen. Die geringe Ausbeute, die die autobiographischen Interviews hinsichtlich eines *city image* zunächst ergeben haben, wurde dadurch aufgefangen, dass der Lichtkegel der Betrachtung von der Semantik auf die Pragmatik der untersuchten Texte gerichtet worden ist. Die Anästhetik der Zwischenstadt und die hochgestochene Ästhetisierung vereinzelter Bereiche, werden gewissermaßen in eine Bildpragmatik umgestülpt. Damit wird die Sprache als ein Medium bewahrt, wenn nicht gar rehabilitiert, das uns einen methodischen Zugang zu einer Umwelt von Stadtbewohnern verschafft, die weitgehend unbeschreiblich ist, mit der wir uns aber dennoch auseinanderzusetzen haben. Sollte von dieser architekturtheoretischen Auseinandersetzung ein Schimmer auf die Textwissenschaften zurückfallen, indem man das eine oder andere Probleme mit einem fachfremden Rüstzeug betrachtet, dann wäre mehr erreicht, als man mit Recht erhoffen konnte.

1. KEVIN LYNCHS THE IMAGE OF THE CITY

1.0 Das Bild der Stadt zwischen kognitiver und thematischer Karte

Kevin Lynchs 1960 erstmals publizierte Untersuchung *The Image of the City* ist vor allem aufgrund ihrer Diagramme zu den US-amerikanischen Städten Boston, New Jersey und Los Angeles bekannt geworden. In den eigentümlichen Darstellungen werden auf kartographischer Grundlage die Ergebnisse von empirischen Stadtanalysen eingetragen, symbolhaft dargestellt und zu einer eigenständigen Bedeutungsschicht verwoben (Abb. 1).³

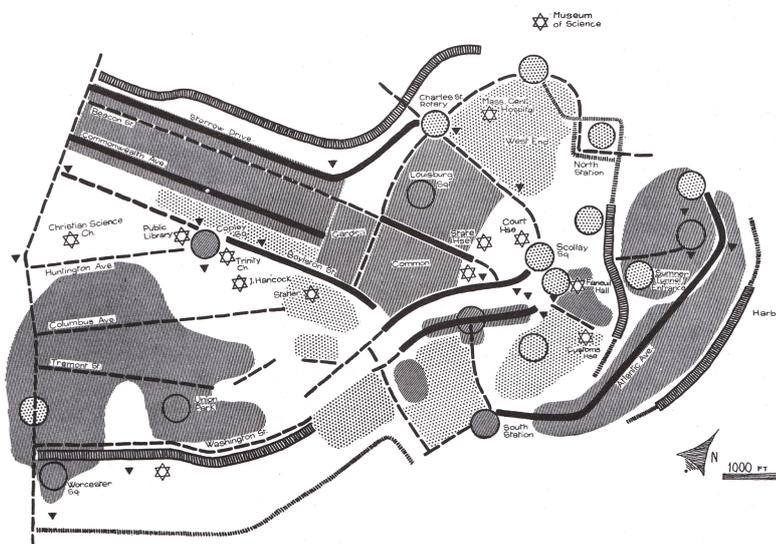


Abb. 1: Die visuelle Form von Boston "as seen in the field", also als Ergebnis einer Felduntersuchung durch geschulte Mitarbeiter.⁴

Wer sich mit den Grundlagen modernen Städtebaus und moderner Stadtplanung beschäftigt, kennt diese Darstellungen: Sie hatten großen Einfluss auf die Methoden und die Ästhetik der städtebaulichen Planungspraxis, machten sie doch auf den Karten der Planer den Eintrag nicht nur räumlicher, sondern auch wahrnehmungs- und handlungsbezogener Zeichen wie Pfeile und Barrieren populär und verliehen ihnen die Anmutung einer gewissen Lebensnähe.⁵

³ Die Diagramme finden sich bei Lynch: *The Image of the City* auf S. 19, 21, 24, 69, 146 und 147 (Boston), auf S. 27, 148 und 149 (New Jersey) sowie auf S. 33, 150, 151 und 153 (Los Angeles).

⁴ Abbildung aus ebenda, S. 147 (dort Fig. 38).

⁵ Thomas Sieverts liefert in seinem Aufsatz *Wiedergelesen. Kevin Lynch und Christopher Alexander* einen

The Image of the City gilt nach wie vor als ein Grundlagentext der Urbanistik, werden hier doch die Stadtbewohner und ihre Wahrnehmung erstmals systematisch in planungsrelevante Untersuchungen einbezogen. Lynch hat die Stadt als einen umfassenden Wahrnehmungsraum erschlossen und zugleich Forderungen nach einer partizipativen Umweltgestaltung erfüllt.⁶ Das Buch entfaltet aber weit über den Bereich der Stadtplanung hinaus Wirkung. Zusammen mit Edward Tolmans Labyrinthexperimenten zu kognitiven Karten ist durch dieses Werk „das (mentale) Bild der Stadt bzw. das (mentale) Umweltbild in mehreren Disziplinen überhaupt erst zu einem eigenen Forschungsgegenstand avanciert: in Architektur und Städtebau ebenso wie in Psychologie, Anthropologie und Soziologie“, urteilt die Kulturwissenschaftlerin Kirsten Wagner.⁷

„Kevin Lynchs [...] Publikation *Das Bild der Stadt* ist auch heute noch als Inspirationsquelle für kognitions-psychologische Analysen von Orten, Plätzen und Wegen im Stadtraum weit verbreitet“, ergänzt der Architekturtheoretiker Georg Vrachliotis in einem Bericht über das *International Spatial Cognition Summer Institute '03*.⁸ Und Lynchs Biographen Tridip Banerjee und Michael Southworth merken an: “No other book in this field has touched so many, or sparked so much interest both inside and outside the field.”⁹

Zu den unmittelbaren Wegbereitern von Lynchs Methode zählt das sog. Mapping, das laut Rolf Lindner in den 1920er Jahren zum „Markenzeichen“ der *Chicago School of Sociology* geworden war.¹⁰ Der Soziologe bezeichnet das Mapping als die „dem ökologischen Verteilungsmodell entsprechende Technik der kartographischen Darstellung, d.h. der graphischen Bestandsaufnahme der räumlichen Verteilung der in Frage stehenden Merkmale und Phänomene“;¹¹ sie diene „der Erstellung eines Hintergrundes, eines Szenarios, einer Bühne, auf der sich jene Szenen abspielen, die erst recht eigentlich von soziologischem Interesse sind.“ Als ein sozialwissenschaftliches Verfahren hat dieser Ansatz eigene Vorläufer in den Bevölkerungserhebungen, den sog. *social surveys*, und in der Epidemiologie um das Jahr 1900; auch in journalistischen Untersuchungen finden sich

guten Rückblick auf den Einfluss, den die beiden Städtebauer seit den 1960er Jahren auf das planerische Denken hatten.

⁶ Vgl. Wagner: *Die visuelle Ordnung der Stadt*, S. 318.

⁷ Ebenda, S. 318.

⁸ Vrachliotis: *Topologien des kognitiven Raums*, S. 10.

⁹ Banerjee/Southworth: *Kevin Lynch. His Life and Work*, S. 5.

¹⁰ Vgl. Lindner: *Die Entdeckung der Stadtkultur*, S. 76 ff.; den Begriff „Markenzeichen“ verwendet er u.a. auf S. 9 und auf S. 80.

¹¹ Ebenda, S. 79; dort auch das folgende Zitat.

Vorbilder.¹² Unter Mapping versteht man allgemein das Eintragen von Daten in eine geographische Kartengrundlage – ein Verfahren, das zu thematischen Karten führt. Karten, die beschreiben, wie Menschen bestimmte räumliche und soziale Situationen wahrnehmen, oder die alltägliche Abläufe oder auch Wertvorstellungen visualisieren, weichen allerdings oft von der Projektion bzw. vom Kartennetzentwurf ab und verlassen oder verändern damit die mehr oder weniger „getreue“ Abbildung des geographischen Raums.¹³ Bei den sog. Mental Maps oder kognitiven Karten ist dies immer der Fall. Roger M. Downs und David Stea unterscheiden hierbei „kognitives Kartieren“ und „kognitive Karten“. Ersteres sei mehr ein „Handlungsprozeß: es ist eher eine *Tätigkeit*, die wir ausführen, als ein Objekt, das wir besitzen.“¹⁴ Das Ergebnis, die kognitiven Karten, werden in alltäglichen Situationen angewendet, z.B. bei der Wegfindung und ganz allgemein bei der Orientierung in einer vertrauten Stadt. „Die *kognitive Karte* ist ein *Produkt*, ist eines Menschen strukturierte Abbildung eines Teils der räumlichen Umwelt“, sie „muß nicht korrekt sein“, und „Verzerrungen“ sind wahrscheinlich.¹⁵ Wenn wir also im psychologischen Sinne unsere Umwelt, in der wir uns bewegen, „kognitiv kartieren“ und dabei „kognitive Karten“ entwickeln, dann ist es ein naheliegender weiterer Schritt, diesen Prozess und seine Ergebnisse wissenschaftlich zu untersuchen und als mehr oder weniger gelungene tatsächliche geographische Karten darzustellen.

Insofern in *The Image of the City* nicht unmittelbar geographische Informationen in eine Kartengrundlage eingetragen werden, reichen die Ursprünge von Lynchs Methode bis in die Frühgeschichte des Kartographierens zurück.¹⁶ Der geographische Raum ist dabei die primäre Bedeutung der Karte, doch der Übergang zur räumlichen Darstellung anderer, z.B. politischer, wirtschaftlicher, kultureller oder sprachlicher Aspekte, ist fließend, wie

¹² Vgl. ebenda, S. 80. Überraschenderweise nimmt Lynch, der 1918 in Chicago geboren wurde und hier zur Schule ging, in *The Image of the City* keinen Bezug auf die *Chicago School of Sociology*. Auch der biographische Aufsatz von Banerjee/Southworth: *Kevin Lynch. His Life and Work* enthält keinen Hinweis in diese Richtung.

¹³ Unter Verweis auf die ideologiekritische Untersuchung *How to Lie With Maps* von Mark Monmonier präzisiert Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit*, S. 99: „Karten besitzen drei grundlegende Bestandteile: den Maßstab, die Projektion (auch als Kartennetzentwurf bezeichnet) und den Zeichensatz.“

¹⁴ Downs/Steas: *Kognitive Karten*, S. 23 (Herv. d. Verf.).

¹⁵ Ebenda, S. 24 (Herv. d. Verf.). Lynch: *The Image of the City*, S. 87 vergleicht die kognitiven Karten mit einem „Gummituch“: „It was as if the map were drawn on an infinitely flexible rubber sheet“. Die Karten können dabei verzerrt (*distorted*) werden, ohne dass sich die topologischen Verhältnisse verändern (*topological invariance*).

¹⁶ Vgl. Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit*, der eine Übersicht gibt zur Thematik *Was Karten zeigen* (S. 88 ff.), sowie über die *Sprache der Karten* (S. 96 ff.).

Schlögel etwas zu positivistisch meint: „Der Entwicklung sogenannter thematischer Karten ist im Grunde keine Grenze gesetzt. Wenn alle Aspekte des menschlichen Lebens eine räumliche Dimension haben [...], dann gibt es so viele Karten, wie es Aspekte des menschlichen Lebens gibt. Es gibt nichts, was sich nicht verräumlichen ließe“,¹⁷ der Reichtum der thematischen Karten mache „das schier unerschöpfliche Register der Formen komplexer Repräsentation sichtbar“. Schlögel weist aber auf eine wichtige Unterscheidung hin: „Die Karten des menschlichen Geistes beruhen auf anderen Messungen als die hydrologischen Karten für die Hafeneinfahrten von Rotterdam oder Sydney.“¹⁸ Lynch widmet sich in *The Image of the City* einer besonderen Art dieser „Karten des menschlichen Geistes“, nämlich solchen des „inneren Bildes“, das jeder Bewohner von seiner Stadt ausbildet.

The Image of the City beruht auf einer Kombination mehrerer Methoden. So forderte Lynch die erst noch zu interviewenden Stadtbewohner auf, aus dem Gedächtnis heraus das Orientierungssystem zu skizzieren, das sie von ihrer eigenen Stadt haben. In den anschließenden ausführlichen Interviews, die in seinem Büro geführt wurden, ließ man die Bewohner ihre alltäglichen Wege beschreiben, die Merkmale, an denen sie sich dabei orientieren, sowie die Gefühlszustände, die diese Wege begleiten. Ein anderes Mal wurden den Bewohnern bereits bestimmte Wege, Orte und Gebietsgrenzen zur Beschreibung vorgegeben. Zusätzlich nahm das Forscherteam Begehungen vor, bei denen geschulte Beobachter situative *city elements* in Karten eintrugen. Durch diese professionellen Aufzeichnungen, die die „visuelle“ „Form“ der Stadt wiedergeben, wollte Lynch eine Vergleichsbasis für die Skizzen einerseits und für die Aussagen der Bewohner andererseits erzeugen.¹⁹

Lynch bevorzugt allerdings den Begriff des Bildes (*image*) gegenüber dem der Karte (*map*). Hierzu im Widerspruch gipfelt seine Untersuchung in thematischen Karten, zumindest greift er auf den Grundriss der jeweiligen (Innen-) Stadt zurück. Der geographische Raum wird so zur Abbildungsebene anders gearteter Einschreibungen, die sich dabei mal mehr, mal weniger von der Geographie lösen.²⁰

¹⁷ Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit*, S. 89; dort auf S. 90 auch das folgende Zitat.

¹⁸ Ebenda, S. 93.

¹⁹ Vgl. den Appendix B *The use of the Method* bei Lynch: *The Image of the City*, S. 140 ff.

²⁰ Im Sammelband *Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft* setzen sich die Beiträge von Beatrice Ploch, Arne Kapteina und Rose Derkau an Beispielen aus dem Rhein-Main-Gebiet produktiv-kritisch mit Methoden des Mental Mapping auseinander. Ploch entwickelt dabei ein „Raumorientierungsmodell“ mit „Landkarten“, „Ortskarten“ und – als wichtigsten Kartentypen – „Symbolkarten“ aus, die Derkau wiederum auf den Begriff der Heimat anwendet. Wie seine beiden

Am Zielpunkt seiner Forschung versucht Lynch, über die subjektabhängige Herkunft seiner Daten hinaus zu gelangen und ein die gesamte Stadt umfassendes gesellschaftliches *image* der jeweiligen Stadt aufzuzeigen. Laut Schlögel nähert er sich dabei wieder sehr stark der vertrauten Sprache thematischer Karten an.²¹ Dieser Schritt mag dem Wunsch geschuldet sein, die Untersuchungsergebnisse für die Stadtplanungspraxis überhaupt erst verwendbar zu machen. Auch scheint Lynch in der vertrauten Syntax der thematischen Karten eine Möglichkeit erblickt zu haben, die individuellen Stadtbilder, die ja gegenüber der „objektiven“ Geographie gewisse Verzerrungen aufweisen, in eine allgemein rezipierbare Form zu überführen.

1.1 Ein Vergleich von Form und Bild

Im Mittelpunkt von *The Image of the City* steht ein Vergleich: Lynch wollte systematische, von Architekten gemachte Stadtbeobachtungen den Wahrnehmungen und Erfahrungen der Bewohner gegenüberstellen. Dadurch sollte der Einfluss der „physischen Formen“ einer Stadt auf die Entstehung „innerer Bilder“ (*mental image, mental picture*) erkennbar werden, die in den Köpfen aller Bewohner existieren: "But there can be no doubt that the form of the environment itself played a tremendous role in the shaping of the image."²² Lynch postuliert dabei eine Qualität von Städten, die er als *imageability* bezeichnet.²³ Folglich dreht sich die gesamte Forschung von Lynch und seinem Team darum, die *Beziehung* zwischen physischer, körperhafter Form einerseits und innerem Bild andererseits zu verstehen, sie zu systematisieren und im konkreten Fall auch zu bewerten: "It is on this relation between image and physical form that our interest centers."²⁴

Kolleginnen thematisiert Kapteina: *Vertraute Gegend. Markierte Landkarten und Mental Maps im Methodenvergleich* die Übertragung von Kevin Lynchs methodischem Ansatz auf regionalräumliche Maßstäbe.

Heydenreich: *Aktionsräume in dispersen Stadtregionen. Ein akteursbezogener Ansatz zur Analyse von Suburbanisierungsprozessen am Beispiel der Stadtregion Leipzig* trägt Umfragedaten in geographische Karten ein und verräumlicht sie auf diese Weise.

²¹ Vgl. das Kap. *Sprache der Karten, Kartensprachen* bei Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit*, S. 96 ff.

²² Lynch: *The Image of the City*, S. 16.

²³ Bei der deutschsprachigen Ausgabe Lynch: *Das Bild der Stadt* entscheidet sich der Übersetzer nicht für eine einzige, durchgehend zu verwendende Übersetzung des Begriffes *imageability*; allein auf S. 20 werden „Einprägsamkeit“, „Bildhaftigkeit“ und „Bildprägekraft“ angeboten – ein wesentlicher Grund, in der vorliegenden Abhandlung stets auf die Originalausgabe zurückzugreifen.

²⁴ Lynch: *The Image of the City*, S. 16.

Diese Beziehung, wie auch die Popularität der zwischen thematischer Karte, Daten-Mapping und Wahrnehmungsbild changierenden Stadtbilder, mögen dazu geführt haben, dass ein zentraler methodischer Aspekt von *The Image of the City* in der Fachliteratur durchweg vernachlässigt worden ist: die Art und Weise, wie sprachliche Information in eine bildliche Darstellung umgewandelt werden. Auch Lynch selbst widmet diesem Aspekt seiner Arbeit keine eigene Auseinandersetzung.²⁵

Dabei basieren die Ergebnisse von *The Image of the City* zu einem großen Teil auf sprachlichen Äußerungen; dies ist schon im Fließtext deutlich zu erkennen. Vor allem Lynchs 2. Kapitel *Three Cities* lässt an vielen Stellen ganz unmittelbar durchblicken, dass die zugrunde liegenden Informationen aus Interviews stammen. Auf einer einzigen, willkürlich herausgegriffenen Doppelseite²⁶ finden sich entsprechende Hinweise wie "the subjects used certain standard words", "Said one subject", "People spoke of being lost", "a collection of named uses and store fronts" und "Smog and haze, incidentally, were frequently mentioned".

Die Kartenskizzen, die von den Bewohnern selbst angefertigt wurden, waren dagegen weniger aussagekräftig: "Perhaps the difficulties of drawing and of fitting everything together simultaneously make the sketch maps unduly fragmented and distorted", vermutet Lynch in seinem Appendix B.²⁷ Bezüglich der durch ihn populär gewordenen Skizzen-Methode fällt er deshalb schon im Buch selbst ein hartes Urteil: "They are not a good index of the known connective structure."²⁸ Offensichtlich nur mit besonderer Begabung und Übung kann man das „zeichnen“, was man „weiß“.

Wie Menschen sich tatsächlich orientieren, ist nicht nur für Lynch schwer zu ergründen, weil das Agieren im Feld und das Kommunizieren der damit verbundenen Vorstellungen nicht überzeugend zueinander finden: "So far, of course, the study has definitely shown only the existence of a consistent image which is used to describe or recollect the city in the absence of the real thing", merkt Lynch selbstkritisch an.²⁹ Der Autor äußert schon zu Beginn seines Buches gewisse Zweifel an Laboruntersuchungen zum Orientierungsvermögen von Tieren und Menschen und im Hinblick auf die Umweltpsychologie seiner Zeit: "Psychologists have also studied this ability in man,

²⁵ Auf Jörg Seiferts Auseinandersetzung mit diesem Problem wird in Kapitel 1.3 eingegangen.

²⁶ Lynch: *The Image of the City*, S. 40 f.

²⁷ Ebenda, S. 145.

²⁸ Ebenda, S. 145; grundlegend zu Lynchs Skizzen-Methode Kapteina: *Vertraute Gegend. Markierte Landkarten und Mental Maps im Methodenvergleich*.

²⁹ Lynch: *The Image of the City*, S. 154.

although rather sketchily or under limited laboratory conditions."³⁰

Zu seinem ebenfalls unter Laborbedingungen – nichts anderes ist sein Büro als Ort der Interviews – untersuchten „Bild“ schreibt Lynch weiter: "This might be quite different from the image used when actually operating in the environment."³¹ Zwar kämen die von seinen Mitarbeitern begleiteten *field trips* und die *street interviews* diesem Untersuchungsziel näher, doch wurden in den *field trips* häufig andere Wege beschritten als in den Interviews am Schreibtisch zuvor angegeben, während die Interviews auf der Straße wiederum weit mehr und detailliertere *landmarks* zutage förderten als die Bewohnergespräche im Büro.³² Lynch fasst daher zusammen: "Very likely, there is a difference between the image conveyed to another person in retrospect and the image used on the spot when interperson communication is unnecessary."³³

Doch ist es wesentlich der Transformation von Sprache in eine bildliche Darstellung zu verdanken gewesen, dass die individuellen Beiträge überhaupt zusammengefügt und in ein kollektives Gesamtbild montiert werden konnten. In der Tat zeigt Lynch an keiner Stelle seines Buches ein individuelles „Bild der Stadt“ – von der Ebene der Individuen werden nur die sprachlich vermittelten und in Diagramme übertragenen „Elemente“ (*city elements*) gezeigt bzw. „Komplexe“ aus wenigen Elementen (*complexes*);³⁴ der Ausdruck „Bild“ scheint für den gesamtstädtischen und kollektiven Zusammenhang reserviert zu sein. Die Übersetzung „ins Bild“ als ein Zusammenfügen von Elementen ist zugleich ein Wechsel von einer individuell-sprachlichen zu einer bildlich-kollektiven Darstellungsebene. Er wird in mehreren Schritten vollzogen, die im Folgenden dargestellt und bewertet werden, um daraus Hinweise für eine eigenständige Untersuchungsmethode abzuleiten.

1.2 Eine Theorie innerer Bilder

The Image of the City baut auf einer Theorie innerer Bilder auf. Wagner hat die Einflüsse rekonstruiert, die Lynchs Denken aus der psychologischen Gestalttheorie erhielt. Dies sei

³⁰ Ebenda, S. 3.

³¹ Ebenda, S. 154.

³² Vgl. ebenda, S. 154.

³³ Ebenda. Die unterschiedlichen Gedächtnisformen, die hierbei angesprochen werden, und ihre Verbindungen untereinander werden weiter unten in Kap. 3.4.2 thematisiert.

³⁴ Vgl. Lynch: *The Image of the City*, S. 85.

vor allem durch György Kepes geschehen, einem Kollegen am *Massachusetts Institute of Technology*. Wagner stellt drei Berührungspunkte mit der Arbeit von Kepes heraus, die Lynch vollzogen habe: Zum einen greife er Kepes *Image*-Begriff auf, den dieser im Sinne einer mentalen Repräsentation der Außenwelt versteht, an der sich das Handeln orientiere. Desweiteren sehe Lynch die „Gestalt“ einer Stadt dann als prägnant und gut an, wenn sie „eine größtmögliche Ordnung, Geschlossenheit, Eindeutigkeit und Klarheit aufweist“;³⁵ demnach übersteige das Bild der Stadt als ein Ganzes die Summe seiner Elemente, aus denen es sich konstituiert. Schließlich besitze die moderne Großstadt für beide Forscher „keine Gestalt mehr“ und keine „Geschlossenheit“ – ganz im Gegensatz zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen europäischen Stadt, auf deren Leitfunktion für Lynchs Denken Wagner besonders hinweist.³⁶

Lynch geht in *The Image of the City* zunächst auf das Phänomen der Stadt und die Kultur des Städtebaus ein.³⁷ Er bestimmt den Städtebau als eine Kunst der Zeit bzw. als eine Kunst, mit Zeit umzugehen (*a temporal art*); der Städtebau erzeugt Sequenzen, die immer wieder unterbrochen, zurückgedreht, verworfen werden. Was immer man im Kontext der Stadt erfährt, nie taucht es für sich alleine auf – immer bezieht es sich auf eine Umgebung, immer wird es von anderen Ereignissen vorbereitet, blendet Vorhergehendes und Benachbartes hinein, spielen Erinnerungen, die in der Umgebung verhaftet sind, eine Rolle. Das innere Bild eines Bewohners ist imprägniert mit Erinnerungen und Bedeutungen oder in Lynchs Worten: “[it] is soaked in memories and meanings”.³⁸ Außerdem ist das innere Stadtbild ein bedeutender Wissensspeicher: “On the basis of a structural understanding of Manhattan, for example, one can order a substantial quantity of facts and fancies about the nature of the world we live in.”³⁹

³⁵ Wagner: *Die visuelle Ordnung der Stadt*, S. 327.

³⁶ Vgl. ebenda, S. 327 f. Es ist vor allem diese affirmative Auseinandersetzung mit der Großstadt und der Stadtregion, die der Städtebauer Thomas Sieverts mit seiner Konzeption der Zwischenstadt Ende der 1990er Jahre neu aufgegriffen hat (Kap. 2) – allerdings ohne dabei Lynchs starken Bezug zur „alten“ Stadt aufzugreifen.

³⁷ Vgl. Lynch: *The Image of the City*, S. 1.

³⁸ Lynch: *The Image of the City*, S. 1.

³⁹ Ebenda, S. 4.

Die Wahrnehmung einer Stadt umfasst alle Sinne ihrer Bewohner, sie richtet sich auf Bewegtes, findet aber auch selbst in und durch Bewegung statt; unsere Wahrnehmung ist deshalb immer nur bruchstückhaft, fragmentarisch, mit wechselnden Themen verbunden, zumal ihre physische Form nie „fertig“ ist, ständig wird an ihr gebaut. Obendrein lässt sich ihre Entwicklung nur bedingt kontrollieren, und darin unterscheidet sich der Städtebau von der Architektur, meint Lynch.⁴⁰

Lynch hebt zugleich den Wert hervor, den eine „schöne Stadt“ für ihre Bewohner habe als eine Quelle täglicher Freude, als beständiger Bezugspunkt ihres Lebens: „a continuous anchor for their lives“.⁴¹ Er will auf die besondere visuelle Qualität (*visual quality*) von Städten hinaus, die er durch Lesbarkeit (*legibility*) und Einprägsamkeit (*imageability*) charakterisiert sieht: Sie soll ein Gradmesser für die Leichtigkeit und Anstrengungslosigkeit sein, mit der ihre einzelnen Teile von ihren Bewohnern wiedererkannt und zu einem zusammenhängenden und umfassenden Muster organisiert werden können.⁴² Seine Umgebung zu strukturieren, sie zu identifizieren und sich darin zu orientieren, definiert Lynch als Lebensnotwendigkeit aller mobilen Lebewesen – darum auch seine häufige Rede von Bedürfnissen (*needs*), denen eine gebaute Umwelt gerecht zu werden habe.⁴³

In diesen Zusammenhang gehört Lynchs Hinweis, das innere Bild von der Umwelt diene beim Sich-zurecht-finden als strategische Verbindung (*strategic link*). Mit seiner Hilfe interpretieren wir das, was uns begegnet, und auf diese Weise leitet es unsere Handlungen. Die Güte des Bildes zeige sich darin, was es dem Menschen ermögliche: „an harmonious relationship between himself and the outside world“.⁴⁴ Die Mittlerfunktion, die das psychologisch postulierte „innere Bild“ hier übernimmt, wird durch die Verwendung diagrammatischer „Elemente“ und deren Zusammenstellung zu „Stadtbildern“ analysierbar und darstellbar.

⁴⁰ Vgl. ebenda, S. 2.

⁴¹ Ebenda, S. 2.

⁴² Ebenda, S. 2 f.

⁴³ Lynch behandelt in seinem ausführlichen Appendix A *Some References to Orientation* (S. 123 ff.) das Thema der Orientierung in kulturhistorischer und anthropologischer Hinsicht.

⁴⁴ Lynch: *The Image of the City*, S. 4.

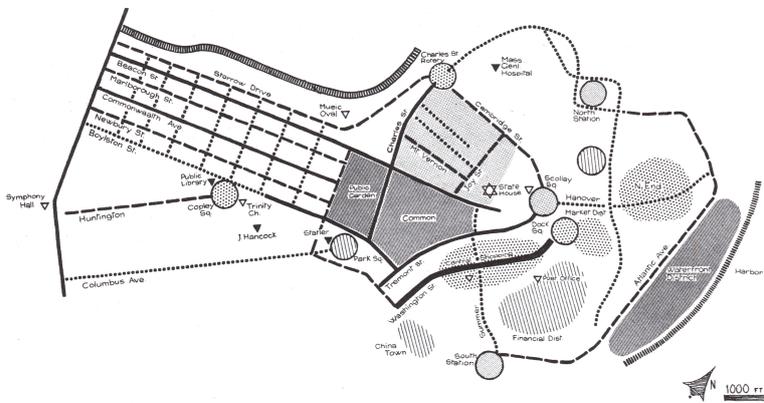
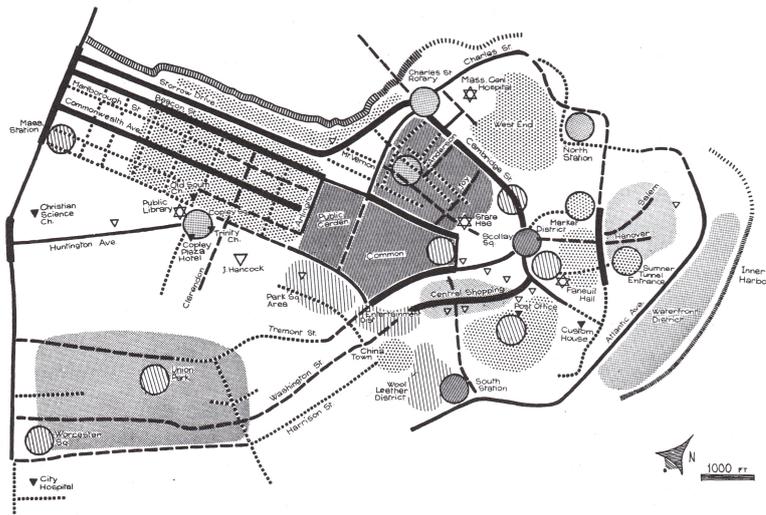


Abb. 2 und Abb. 3: Die beiden Karten der Innenstadt von Boston zeigen nach Erhebungsformen unterschiedene *city images*: Interviews (*verbal interviews*; oben) und Skizzen der Bewohner (*sketch maps*; unten).⁴⁵ Die als Abb. 1 gezeigte Karte stellt demgegenüber das Ergebnis der Felduntersuchungen durch geschulte Mitarbeiter dar; sie dient dem Vergleich einer physischen Stadtform mit dem hier gezeigten inneren Bild der Bewohner.

1.3 Elemente als Ausgangspunkt

Dass es „Elemente“ sind, aus denen sich das innere Bild von der gebauten Umwelt zusammen setzt, und dass sie handlungsbezogene Merkmale tragen, diese Vorstellung leitet *The Image of the City* in methodischer Hinsicht. In Lynchs Untersuchung werden nicht nur ganze „Stadtbilder“ gezeigt, sondern deren „Elemente“ auch im Einzelnen besprochen und vor allem im 3. Kapitel *The City Image and Its Elements* in Form kleiner,

⁴⁵ Abbildungen aus ebenda, S. 146 (dort Fig. 35 und Fig. 36).

den Text begleitender Diagramme in vielen Variationen dargestellt (zusammen sind es über 30). Die Methode basiert auf der Analyse genau dieser *elements*.

Lynchs Elemente der Stadt werden von vornherein als Typen eingeführt – er spricht immer wieder von *element types* oder *types of elements*⁴⁶ –, ohne dass der Prozess, der zu dieser Kategorisierung geführt hat, eigens dargestellt werde. Dass diese Kategorien als work in progress entstanden und erst im Verlauf der Forschung, die zur Publikation von *The Image of the City* geführt hat, auf fünf Typen kanonisiert worden sind, dafür spricht ein Hinweis im ersten Kapitel: "The concepts of imageability and of the element types [...] largely derive from, or were refined and developed in, the analysis of this material."⁴⁷ Im Appendix B liest man, bei der professionellen Beobachtung durch Mitarbeiter würden Kategorien verwendet, "which had proved significant in the analysis of earlier pilot interviews".⁴⁸ Nur eine Seite später heißt es über die ersten Felduntersuchungen, aus ihnen seien die grundsätzlichen Annahmen über die Elementtypen, ihre Verbindung untereinander sowie die Gründe für ihre starke Identität gewonnen worden, was dann in den Interviews getestet und verfeinert worden sei.⁴⁹

Diese Elemente muten „universell“ an, wie Wagner anmerkt,⁵⁰ und dies liege an ihrer Typisierung und auch an ihrer Handhabung als Analyseinstrument: Bereits die Bestandsaufnahme der untersuchten Städte durch Lynchs Mitarbeiter habe unter Verwendung dieser fünf Elemente stattgefunden. Dabei solle ihre *common physical reality* festgehalten werden, um so zu einem Bezugssystem für die Bewohneraussagen zu gelangen. Die Aussagen sollen dadurch ins Verhältnis zu etwas Unabhängigem gesetzt und damit verglichen werden. Die diagrammatischen *city elements* stellen einen methodischen Kunstgriff dar, durch den sich die Ergebnisse aus den Bewohnerbefragungen mit den formalen Aufzeichnungen der Forschungsmitarbeiter überhaupt erst in Beziehung bringen lassen, da sie beiden Gruppen als Notation dienen können.

Obschon Luftaufnahmen, Karten und ähnliches als „objektive“ Wiedergabe der Form einer Stadt gelten, sind sie nach Lynchs Ansicht zu oberflächlich im Wortsinne und zudem nicht tatsächlich allgemeingültig. Mark Monmonier sekundiert: „Eine Karte, die keine Generalisierungen (Vereinfachungen) vornehmen würde, wäre sogar völlig nutzlos“, und

⁴⁶ Lynch: *The Image of the City*, S. 16, 46, 48, 49, 84 u.a.

⁴⁷ Ebenda, S. 16.

⁴⁸ Ebenda, S. 143.

⁴⁹ Vgl. Ebenda, S. 144.

⁵⁰ Wagner: *Die visuelle Ordnung der Stadt*, S. 321.

führt weiter aus: „Aus diesem Grunde ist die ‚genaueste Abbildung‘ – die photographische – für die Kartenzzeichnung ungeeignet: Sie enthält zu viele – ungefragte – Informationen“.⁵¹

Andererseits sei die Bandbreite dessen, was man in Karten berücksichtigen könnte, unendlich. So zumindest begründet Lynch den Schritt, geschulte Beobachter ins Feld zu schicken. Lynch hält die Aufzeichnungen der Beobachter keinesfalls für objektiv in einem naturwissenschaftlichen Sinne; er sieht ihren Wert vor allem darin, dass sie zwar eine weitere subjektive, diesmal aber systematische, Standards verwendende und gezielt beobachtende Wiedergabe von Eindrücken sind.⁵² Für Lynch ist klar: Auch in diesem Fall geht es um Bilder einer Umwelt, die in einem Betrachter hervorgerufen werden, auch hier ist Wahrnehmung im Spiel.⁵³

Kevin Lynchs in Abb. 4 und Abb. 5 reproduzierten fünf *city elements* – Wege (*paths*), Ränder (*edges*), Bezirke (*districts*), Knoten (*nodes*) und Landmarken (*landmarks*) – werden in den Händen seiner Mitarbeiter zu Notationsweisen. Insofern sind die Elemente – in dem Moment, in dem sie den Einzelfall einer Kategorie zuordnen – bereits eine Abstraktion.

⁵¹ Zit. nach Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit*, S. 101 unter Verweis auf Mark Monmonier: *How to Lie With Maps*.

⁵² Vgl. ebenda, S. 143.

⁵³ Vgl. ebenda, S. 140.

Indeed, these elements may be of more general application, since they seem to reappear in many types of environmental images, as may be seen by reference to Appendix A. These elements may be defined as follows:

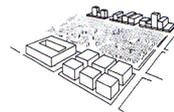
1. *Paths*. Paths are the channels along which the observer customarily, occasionally, or potentially moves. They may be streets, walkways, transit lines, canals, railroads. For many people, these are the predominant elements in their image. People observe the city while moving through it, and along these paths the other environmental elements are arranged and related.



2. *Edges*. Edges are the linear elements not used or considered as paths by the observer. They are the boundaries between two phases, linear breaks in continuity: shores, railroad cuts, edges of development, walls. They are lateral references rather than coordinate axes. Such edges may be barriers, more or less penetrable, which close one region off from another; or they may be seams, lines along which two regions are related and joined together. These edge elements, although probably not as dominant as paths, are for many people important organizing features, particularly in the role of holding together generalized areas, as in the outline of a city by water or wall.



3. *Districts*. Districts are the medium-to-large sections of the city, conceived of as having two-dimensional extent, which the observer mentally enters "inside of," and which are recognizable as having some common, identifying character. Always identifiable from the inside, they are also used for exterior reference if visible from the outside. Most people structure their city to some extent in this way, with individual differences as to whether paths or districts are the dominant elements. It seems to depend not only upon the individual but also upon the given city.



4. *Nodes*. Nodes are points, the strategic spots in a city into which an observer can enter, and which are the intensive foci to and from which he is traveling. They may be primarily junctions, places of a break in transportation, a crossing or convergence of paths, moments of shift from one structure to another. Or the nodes may be simply concentrations, which gain their importance from being the condensation of some use or physical character, as a street-corner hangout or an enclosed square. Some

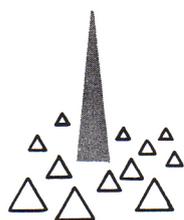


Abb. 4 und Abb. 5: Kevin Lynchs *city elements*: *Paths* (Wege), *Edges* (Ränder), *Districts* (Bezirke), *Nodes* (Knoten) und auf der folgenden Seite: *Landmarks* (Landmarken). Die Originalseiten sind zugleich ein Beispiel für die Positionierung der über 30 diagrammatischen Zeichnungen.⁵⁴

⁵⁴ Abbildung aus Lynch: *The Image of the City*, S. 47 und 48.

of these concentration nodes are the focus and epitome of a district, over which their influence radiates and of which they stand as a symbol. They may be called cores. Many nodes, of course, partake of the nature of both junctions and concentrations. The concept of node is related to the concept of path, since junctions are typically the convergence of paths, events on the journey. It is similarly related to the concept of district, since cores are typically the intensive foci of districts, their polarizing center. In any event, some nodal points are to be found in almost every image, and in certain cases they may be the dominant feature.

5. *Landmarks.* Landmarks are another type of point-reference, but in this case the observer does not enter within them, they are external. They are usually a rather simply defined physical object: building, sign, store, or mountain. Their use involves the singling out of one element from a host of possibilities. Some landmarks are distant ones, typically seen from many angles and distances, over the tops of smaller elements, and used as radial references. They may be within the city or at such a distance that for all practical purposes they symbolize a constant direction. Such are isolated towers, golden domes, great hills. Even a mobile point, like the sun, whose motion is sufficiently slow and regular, may be employed. Other landmarks are primarily local, being visible only in restricted localities and from certain approaches. These are the innumerable signs, store fronts, trees, doorknobs, and other urban detail, which fill in the image of most observers. They are frequently used clues of identity and even of structure, and seem to be increasingly relied upon as a journey becomes more and more familiar.



The image of a given physical reality may occasionally shift its type with different circumstances of viewing. Thus an expressway may be a path for the driver, and edge for the pedestrian. Or a central area may be a district when a city is organized on a medium scale, and a node when the entire metropolitan area is considered. But the categories seem to have stability for a given observer when he is operating at a given level.

None of the element types isolated above exist in isolation in the real case. Districts are structured with nodes, defined by

Die fünf *city elements* dienen also zwei Absichten: Sie geben Aussagen der Bewohner wieder, und sie dienen den eigenen Beobachtungen der Städtebauer als Notationsweise für die „Formen“ der Stadt. Lynch stellt auf diese Weise ein Bindeglied her zwischen einer professionellen, um Systematik bemühten und „formal“ vorgehenden Arbeitsweise und den pragmatischen, alltäglichen „Umgangsformen“ mit der Stadt, wie sie Bewohner auf die Fragen der Forscher hin mitteilen. Dadurch erst kann der Forscher Vergleiche ziehen oder sogar Vorhersagen treffen – “The independent field analyses predicted rather accurately the group image derived from the interviews, and so indicated the role of the

physical forms themselves"⁵⁵– und gelangt so schließlich zu Aussagen über die *imageability*.

Ohne daraus ein eigenes Thema zu machen, wendet Lynch mit den *city elements* eine Übersetzungsmethode an, die von sprachlichen Äußerungen der Bewohner ausgeht und zu bildhaften Elementen hinführt. Zugleich beschreitet seine Untersuchung auch den Rückweg überall dort, wo die Ergebnisse der formalen Analyse textlich dargestellt und erläutert werden. Diese Übersetzungsleistungen können nicht auf einen Schlag erfolgen, sondern bedürfen der Abstraktion und der „Atomisierung“. In den Elementen, in den Diagrammen, berühren sich Sprache und Bild, und beide handeln von Aktivitäten.

In der Fachwelt ist Lynch in erster Linie als ein Forscher präsent, der Bewohner skizzieren ließ, was sie von ihrer Stadt im Gedächtnis haben. Für das Gesamtergebnis seiner Untersuchung war dieser methodische Ansatz aber nachrangig: *The Image of the City* ist eine Untersuchung des Übergangs von Sprache zum Bild, die ihren konzeptionellen Kern „übersieht“.

Erst Jörg Seifert widmet diesem Thema in seiner neu vorgelegten „Relektüre von Kevin Lynchs *The Image of the City*“⁵⁶ einige Überlegungen. Er macht darauf aufmerksam, dass Lynch für sein theoretisch-methodisches Werk „gewissermaßen den produktiven ‚Umweg‘ über die Bewohnerbefragungen nahm.“⁵⁷ Seifert, der sich auch mit den Originalquellen am MIT in Cambridge auseinander gesetzt hat, merkt zunächst an, es bliebe „– trotz zahlreicher Aufzeichnungen – weitgehend unklar, wie im Detail die verschiedenen Interviews und Kartenskizzen ausgewertet wurden.“⁵⁸ Er macht darauf aufmerksam, dass die „Generierung von Karten aufgrund verbaler Beschreibungen“ das Problem der „Übersetzbarkeit verbaler Information ins Kartenmedium“ aufwirft und gibt den wichtigen Hinweis, dass es sich bei den in der Regel 90 Minuten dauernden Interviews um „weitgehend erzählgenerierende Interviews“ gehandelt habe. Für das Zeichnen von Karten auf dieser Datengrundlage setzt Seifert ein „erhebliches interpretatorisch-manipulatives Moment“⁵⁹ voraus. „Die Zuhilfenahme der fünf Element-Kategorien scheint für Lynch das Problem überhaupt erst lösbar gemacht zu haben“. Dies habe allerdings dazu geführt, dass das Team um Lynch sich weitgehend auf das Eintragen von Häufigkeiten des Vorkommens dieser Elemente beschränkt habe – im Grunde ein

⁵⁵ Lynch: *The Image of the City*, S. 15.

⁵⁶ Seifert: *Stadtbild, Wahrnehmung, Design*, S. 11.

⁵⁷ Ebenda, S. 22.

⁵⁸ Ebenda, S. 27; dort und auf S. 28 auch die folgenden drei Zitate.

⁵⁹ Ebenda, S. 63; dort auch das folgende Zitat.

„Auszählen verbal genannter oder grafisch fixierter charakteristischer Elemente“.⁶⁰

Während Seifert das Problem richtig erkennt, überspringt er die Generierung der *city elements* aus der Sprache selbst – wie die entsprechenden Passagen in der verbalen Datengrundlage sind auch sie zeitliche und „aktive“ Gestaltbildungen. Was das Vorgehen bei den Interviewauswertungen angeht, mag Seiferts Eindruck richtig sein, dass vorab feststehende „Elemente“ nur noch ausgezählt und in Karten eingetragen worden sind (wobei sie gewiss nicht „verbal genannt“ werden, sondern tatsächlich, wie von Seifert selbst erwähnt, eine Interpretation erfordern). Die *elements* sind in Lynchs konzeptionellem Aufbau viel „näher“ an der Sprache, als es die Metapher von der „Übersetzbarkeit“ vermuten lässt – im folgenden Kapitel 1.4 über ihren „aktiven“ Charakter werden dafür Beispiele angegeben. Diese Nähe von Sprache und Bild wird erst dann aufgegeben, wenn Kartierungen ins Spiel gebracht werden, um ein möglichst umfassendes „Bild der Stadt“ zeigen zu können. Dadurch stellt sich die weiter zu verfolgende Frage, wie der Charakter der *city elements* in ein höherstufiges *city image* hinein getragen werden könnte und welche Art von „Übersetzung“ dafür nötig wäre.

In Lynchs bereits erwähntem Appendix B werden die Stadtbilder in je vier Varianten für Boston, New Jersey und Los Angeles abgebildet. Die Legende, die die Zeichen einführt, mit denen Kevin Lynch die inneren Bilder ganzer Städte darstellt (Abb. 6), verlässt die diagrammatische Symbolik der *city elements*. Diese gehen nun in eine reduzierte Stadtbild-Symbolik auf, die in die Grundrisse der untersuchten Städte im Stile einer thematischen Karte eingetragen werden. Dabei werden sie in statistischen 25%-Schritten gewichtet und entsprechend variierten Symbolen zugeordnet.

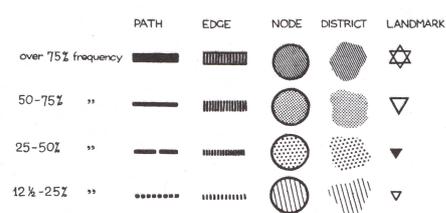


Abb. 6: Legende für die quantitative Darstellung der *public images* auf einer Kartengrundlage.⁶¹

Das dynamische, handlungsbezogene und insofern individuelle Moment in den *public*

⁶⁰ Seifert: *Stadtbild, Wahrnehmung, Design*, S. 65.

⁶¹ Abbildung aus Lynch: *The Image of the City*, S. 145.

images wird von einem kartographischen Prinzip „verschluckt“, was mit ein Grund dafür sein mag, dass in der Fachwelt bislang kaum wahrgenommen worden ist, inwieweit die Herkunft der Bildelemente auf Bewohnerbefragungen, also auf sprachliches Material zurückzuführen ist. Dies gab Lynch ein Vierteljahrhundert später selbst zu bedenken: “[...] this study, whose principal aim was to urge on designers the necessity of consulting those who live in a place, had at first a diametrically opposite result. It seemed to many planners that here was a new technique – complete with the magical classifications of node, landmark, district, edge, and path – that allowed a designer to predict the public image of any existing city or new proposal.”⁶²

Das gute Funktionieren der Voraussagen (*predictions*) des Bewohner-Bildes durch die professionellen Aufzeichnungen bei den Stadtbegehungen, welches Lynch bereits 1960 bemerkte,⁶³ hatte entgegen seiner Absicht zur Folge, dass man in der Fachwelt meinte, dank der „magischen“ Klassifikationen von *city elements* könne man nun auf Bewohnerbefragungen verzichten. Wenn beides – die Beobachtungen im Feld *und* die Gesamtschau der Bewohnersichten – in derselben Kartensprache erscheint, entspricht dies zwar Lynchs methodischem Ziel, „äußere Form“ und „inneres Bild“ vergleichbar zu machen, um so die Bildmächtigkeit (*imageability*) einer Stadt zu bestimmen. Dadurch wird aber das Charakteristische der inneren Bilder verwässert, und es entsteht der Eindruck, das Mapping professioneller „externer“ Beobachtungen leiste dasselbe wie der Zugang zu den unmittelbaren Sichtweisen der „internen“ Bewohner, nur eben mit weniger Aufwand. Wenn im Ergebnis Beobachtungen direkt auf einer Kartengrundlage eingetragen und gesammelt werden, dann stellt sich die Frage nach dem individuellen Bild gar nicht erst, dann ist der allgemeine Sinn durch die Methode bereits vorausgesetzt.

1.4 Aktive und passive Elemente

Die Frage, auf welche Weise Lynchs *city elements* zu den Ganzheiten „Stadtbild“, „Identität“, „Struktur“ usw. führen, bezeichnet eine entscheidende Stelle in der methodischen Konzeption Lynchs: Was geht verloren, was ist gewonnen mit den Karten von Boston, New Jersey und Los Angeles, in die seine Analyse mündet? Um diesen Prozess bewerten zu können, muss nochmals ein Blick auf die Idee der Stadtelemente geworfen

⁶² Lynch: *Reconsidering "The Image of the City"*, S. 156.

⁶³ Lynch: *The Image of the City*, S. 144.

werden.

Zunächst einmal versteht Lynch die *city elements* nicht als rein rezeptionsästhetische, sondern als stets mit bestimmten Tätigkeiten bzw. Bewegungen im Raum verbundene Einheiten. Dies kommt, besonders in seinem Kapitel III, auf zweifache Weise zum Ausdruck, nämlich dadurch, dass diese *elements* selbst als aktiv erkannt und beschrieben werden, und dadurch, dass sie passiven Charakter haben. Ein *element* wird von Lynch dort als aktiv konstruiert, wo er z.B. bei der Darstellung der *paths* genannten *elements* schreibt: "[...] the paths of the Common failed to tie to outside paths."⁶⁴ Weitere Beispiele sind: "The Los Angeles grid, of course, provided automatic alignment between downtown streets"⁶⁵ und: "Charles Street [...] acts ambiguously either as linear node, edge, or path for various people at various times."⁶⁶ Ebenso häufig sind solche Stellen im Text, in denen *elements* Objekte von Handlungen sind; meistens werden sie oder Bestandteile von ihnen zu etwas „gebraucht“ oder „benutzt“, das zeigt bereits ein Blick in dasselbe Kapitel des Buches: "In Los Angeles, even the relatively heavier concentration of pedestrians on the western side of Broadway was used to judge in which direction one was facing."⁶⁷ Das *element* erhält dadurch einen Gradienten, hier einen "gradient of use intensity".⁶⁸

Bei der konkreten Orientierung eines Stadtbewohners sind die einzelnen *elements* miteinander verbunden, wie das folgende Beispiel zeigt, das eine Kreuzung (*junction*) bzw. einen Knotenpunkt (*node*) mit einer Landmarke (*landmark*) verbindet: "Location at a junction involving path decisions strengthens a landmark. The Telephone Building at Boston's Bowdoin Square was used, for example, to help people to stay on Cambridge Street."⁶⁹ Indem das Gebäude in einer Entscheidungssituation dazu „benutzt“ oder „gebraucht“ wird, die Richtung beizubehalten, wird es als Landmarke bestätigt und dadurch als *element* eines umfassenderen Bildes aufgebaut. Zugleich bestätigt wird so auch der weitere Zusammenhang der Cambridge Street, die ja für sich genommen als *path* zu klassifizieren ist. Ein weiteres Beispiel zeigt die *elements* erneut als aktiv (*act as*); zugleich bilden sie aber Hilfsmittel oder Werkzeuge aus, sog. *devices*, die von den Stadtbewohnern in Gebrauch genommen werden können: "The long streets all have individual character – Beacon Street, Marlboro Street, Commonwealth Avenue, Newbury

⁶⁴ Lynch: *The Image of the City*, S. 56.

⁶⁵ Ebenda, S. 57.

⁶⁶ Ebenda, S. 65.

⁶⁷ Ebenda, S. 55.

⁶⁸ Ebenda, S. 54.

⁶⁹ Ebenda, S. 81.

Street, each one is different – while the cross streets act as measuring devices."⁷⁰

Die aktive Rolle der *city elements* stellt eine sprachliche Übersetzungsleistung dar von Beschreibungen, die die Bewohner von ihrer eigenen Aktivität gegeben haben. An diesen Beispielen wird deutlich, dass die diagrammatischen „Elemente“ des Stadtbildes einen pragmatischen Charakter haben – mal sind sie „aktiv“, mal „passiv“ –, aber immer mit Handlungen verbunden. Gerade durch ihre aktive bzw. dynamische Eigenart weisen sie sich als Elemente *innerer* Bilder aus: Sie entstehen, wachsen und verändern sich.

Unter diesem Blickwinkel muss man die Deutung von Wagner differenziert betrachten, in *The Image of the City* reduzierten sich die Räume der Stadt „auf ein Diagramm, aus dem die Materialität, der Gebrauch, selbst die Form der Räume getilgt ist.“⁷¹ Diese Aussage trifft zwar auf die Darstellung der inneren Bilder ganzer Innenstädte zu, die Lynch von Boston, New Jersey und Los Angeles entwirft; für seinen Ansatz bei den „kleinen“ *city elements* kann dies dagegen nicht behauptet werden. Oder anders gesagt: Lediglich in den kartographischen Darstellungen ist das Diagrammatische, das den *city elements* eigen ist, tatsächlich nur noch als Schwundstufe präsent, und damit auch der pragmatische Charakter, der in der sprachlichen Herleitung der *city elements* noch klar zutage getreten ist. So werden etwa die zu statistischen Symbolen geronnenen Untersuchungsergebnisse lediglich durch Straßen und Wege sowie den kartographischen Hintergrund miteinander verbunden – wie sie sonst vernetzt sein könnten, ist nicht mehr erkennbar.

Wagners Einschätzung, „Raumwahrnehmung und -kognition werden damit vor allem visuell und von einer bildhaften Repräsentation her gedacht“,⁷² ist also zur Hälfte richtig. Reduziert man mit Wagner *The Image of the City* auf den visuellen Aspekt, dann entsteht der Eindruck, dem entspreche „auf methodischer Ebene das Verfahren, die Stadt über eine Menge von visuellen Zeichen zu erfassen.“ Auch diese ansonsten aufschlussreiche Analyse schaut also an der interviewgebundenen bzw. sprachlichen Herkunft des *city image* vorbei. Sprache wird implizit als ein transparentes, zu vernachlässigendes Medium behandelt, das visuelle Wahrnehmung ohne Umstände in eine bildhafte Analyse übertragen könne. Dass Lynchs *city elements* aktiv sind und die dazu gehörigen Diagramme gerade keine Wiedergabe von „visuellen Zeichen“ sind, gerät aus dem Blick.

Durch seinen umfassenden, sowohl orientierenden als auch handlungsleitenden

⁷⁰ Lynch: *The Image of the City*, S. 61.

⁷¹ Wagner: *Die visuelle Ordnung der Stadt*, S. 324.

⁷² Ebenda; dort auch das folgende Zitat.

Charakter wird das Bild von der Stadt zum dominanten Träger der Identität der Stadtbewohner, weitere Komponenten bilden ihre Struktur und ihre Bedeutung.⁷³ Die Bedeutung bringt Lynch aber ausgerechnet an der Stelle mit dem Handeln in Zusammenhang – "Finally, the object must have some meaning for the observer, whether practical or emotional" –, an der er sie aus dem methodischen Zugriff ausschließen will: "Meaning, moreover, is not so easily influenced by physical manipulation as are these other two components." Daher sei es "wise to concentrate on the physical clarity of the image and to allow meaning to develop without our direct guidance. [...] This study will therefore concentrate on the identity and structure of city images."

Die oben dargestellten Beispiele aktiver *city elements* sind zwar kein Spiegel gesellschaftlicher Bedeutungsebenen, sie sprechen aber durchaus dafür, dass Lynch eine alltägliche Praxis im Sinn hat, die Bedeutungen hervorbringt bzw. voraussetzt. Wie Bedeutung an praktische Zusammenhänge gebunden ist, wird am Beispiel einer Tür verdeutlicht: "Thus an image useful for making an exit requires the recognition of a door as a distinct entity, of its spatial relation to the observer, and its meaning as a hole for getting out."⁷⁴ Damit bringt er die Identität der Tür (*a distinct entity*), ihre Struktur (*relation to...*) und ihre Bedeutung (*meaning as a hole für getting out*) in einen Verweisungszusammenhang.

Dieser pragmatischen Auffassung von Bedeutung schien der Autor aber nicht zu trauen. Sie ist offensichtlich zu mikroskopisch, um sich neben der landläufigen Auffassung von Bedeutung zu behaupten, die sozusagen makroskopisch in gesellschaftlichen Strukturen wie Schichten, Gruppen und Milieus sowie in sozioökonomischen Bedingungen denkt. Zwar lassen sich in *The Image of the City* Ansätze einer gesellschaftlich-kulturellen Auffassung von Bedeutung finden, etwa wenn Lynch von der Rolle einer lebendigen Umgebung "for the symbols and collective memories of group communication" spricht.⁷⁵ Trotzdem schließt er diese Interpretation von Bedeutung vorsichtshalber aus.⁷⁶ Bedeutung ist in Lynchs Studie „erst einmal das, was sich nicht wie die Form objektivieren und systematisieren lässt“, bringt es Wagner auf den Punkt.⁷⁷

An der Zurückstellung der Bedeutungsdimension entzündete sich nach Erscheinen

⁷³ Lynch: *The Image of the City*, S. 8; dort und auf S. 9 auch die folgenden Zitate des Absatzes.

⁷⁴ Ebenda, S. 8.

⁷⁵ Lynch: *The Image of the City*, S. 4.

⁷⁶ Vgl. ebenda, S. 9.

⁷⁷ Wagner: *Die visuelle Ordnung der Stadt*, S. 329.

von *The Image of the City* immer wieder Kritik, der es vor allem um die Einseitigkeit ging, mit der die Bedeutungsebene der Stadt über die Wahrnehmung ihrer Form und die Analyse von Mental Maps erschlossen würde. Der praktische, soziale und emotionale Gehalt, den die Gebäude und Räume der Stadt für ihre unterschiedlichen Bewohnergruppen hätten, und die Weltanschauungen sozialer Gruppen, die dahinter stünden, kämen zu kurz.⁷⁸ „Das *Image* der Stadt wird darüber zu einem Gegenstand der Ideologie und ihrer Kritik“, fasst Wagner zusammen.⁷⁹

Lynch liegt es jedoch fern, das *city image* und seine Rolle für unterschiedliche soziale Gruppen als Anlass für Ideologiekritik zu nehmen.⁸⁰ Die Bedeutungen und Konnotationen, die für Lynch wichtig sind, sind an praktische Situationsbewältigungen gebunden. Die Bilder der Stadt sind „true in a pragmatic sense“.⁸¹ Wir brauchen sie, das betont Lynch schon einleitend, um uns in einer Stadt zurecht zu finden („to move about easily and quickly“⁸²); darüber hinaus sind sie das, was Lynch „a broad frame of reference“ nennt, „an organizer of activity or belief or knowledge“. Lynch interessiert die Stadt als Form, gerade weil die gebaute Stadt etwas Spezifisches für ganz unterschiedliche Individuen und Gruppen leisten soll: „So various are the individual meanings of a city, even while its form may be easily communicable, that it appears possible to separate meaning from form, at least in the early stages of analysis.“⁸³

Das allgemeine *public image*, auf das der Vergleich mit einer äußeren Form der Stadt hinausläuft und das so gereinigt von Bedeutung erscheint, bezeichnet Lynch gegen Ende seines Buches als gemeinsamen Nenner (*common denominator*). Auf diesen sei man so lange angewiesen, bis detaillierte Kenntnisse über die unterschiedlichen Bilder der Gruppen und Individuen sowie deren Beziehungen zueinander vorlägen.⁸⁴ *The Image of the City* zeigt sich hierin als ein radikaler Versuch, Komplexität zu reduzieren, um ein Bild zu

⁷⁸ Vgl. ebenda, S. 328 f. Wagner schreibt in ihrer Fußnote 10 auf S. 330: „Die vielleicht radikalste Kritik ist dabei von sozio-semiotischer Seite gekommen“ und verweist auf die Einleitung von Mark Gottdiener und Alexandros Ph. Lagopoulos in dem von ihnen herausgegebenen Band *The City and the Sign. An Introduction to Urban Semiotics*.

⁷⁹ Ebenda, S. 329 (Herv. d. Verf.).

⁸⁰ Zur Kritik an der ausgeklammerten Bedeutungsdimension bemerkt Seifert: *Stadtbild, Wahrnehmung, Design*, S. 36: „Im Hinblick auf Lynch als Architekt und Planer sind derartige Vorwürfe jedoch nur zum Teil gerechtfertigt, zum Teil sogar falsch adressiert.“

⁸¹ Lynch: *The Image of the City*, S. 9.

⁸² Ebenda, S. 4; dort auch die beiden folgenden Zitate.

⁸³ Lynch: *The Image of the City*, S. 9.

⁸⁴ Ebenda, S. 157.

zeigen, auf das dann jedoch die unterschiedlichen Bedeutungen wieder aufbauen und zurückgreifen können.

Wie gesagt zeigen *city elements* Situationsbewältigungen auf. Wenn Lynch einzelne Elementtypen beschreibt, geht es meistens darum, auf welche Weise die interviewten Bewohner beim Zeichnen von Karten aus dem Gedächtnis oder bei der Beschreibung von Wegen durch die Stadt bestimmte Aufgaben wie das Vorankommen zu einem Ziel bewältigen, dabei straucheln oder sogar daran scheitern.

Lynch beschreibt einen solchen Problemfall und liefert gleich einen Erklärungsversuch: "When the channel width changed, as Cambridge Street does at Bowdoin Square, or when the spatial continuity was interrupted, as it is at Washington Street at Dock Square, people had difficulty in sensing a continuation of the same path. At the other end of Washington Street, a sudden change in the use of buildings may partly explain why people failed to extend Washington Street beyond Kneeland Street into the South End."⁸⁵

Für ein geglücktes Orientieren bietet Lynch folgende Begründung: "People tended to think of path destinations and origin points: they liked to know where paths came from and where they led. Paths with clear and well-known origins and destinations had stronger identities", diese Identität eines einzelnen Elements trage zur Identität des ganzen Bildes bei, "helped tie the city together, and gave the observer a sense of his bearings whenever he crossed them."⁸⁶

Dies macht deutlich, dass die positive Bewältigung einer Situation das jeweilige Element konstituiert bzw. bestätigt. Beispielsweise gewinnt man einen Sinn dafür, wo man sich gerade befindet ("gave the observer a sense of his bearings"), wenn man auf einen Weg stößt, dessen Anfang und Ende man kennt. Das genannte Element erzielt dabei aufgrund seiner Eigenschaften ("with clear and well-known origins and destinations") eine bestimmte Wirkung ("tie the city together"), die sich im Aufbau des inneren Bildes auswirkt.

Bei der konkreten Beschreibung der Eigenschaften eines Elements kommen die professionellen Aufzeichnungen der Mitarbeiter zum Tragen. Dabei geht es um Hinweise, woran es mit Blick auf die notierte Stadtform liegen kann, dass an dieser Stelle und in diesem Moment eine Situation gelingt, stockt oder misslingt.⁸⁷ Die beiden „Komponenten“

⁸⁵ Ebenda, S. 52.

⁸⁶ Ebenda, S. 54.

⁸⁷ Vgl. Lynch: *The Image of the City*, S. 52.

des inneren Bildes, denen Lynchs Analyse hauptsächlich gilt, „Struktur“ nämlich und „Identität“, zielen beide auf Zusammenhänge: Der Beitrag eines Elements bezieht sich auf ein Ganzes, und ein Ganzes bezieht sich auf Aspekte einzelner Elemente. Für die Stadt als eine Form bedeutet das: "Different environments resist or facilitate the process of image-making."⁸⁸

Manchmal schlägt auch die Sprache mit ihren Kategorisierungen von Bedeutungen direkt auf die Bildung von *city elements* durch – so sieht es zumindest Lynch, der bemerkt, dass sich die *images* nicht nur hinsichtlich ihrer Größe ("scale of area involved") unterscheiden, sondern auch je nach Perspektive, Tages- und Jahreszeit.⁸⁹ Um dennoch zu einem stabilen Bild zu kommen – "Washington-Street-by-night should have some continuity, some element of invariance, with Washington-Street-by-day" – und um Verwirrung zu vermeiden, haben viele Beobachter ihre Bilder um visuelle Inhalte erleichtert ("drained their images of visual content"), indem sie begriffliche Abstraktionen verwendeten wie „Restaurant“ oder „die zweite Straße“. Diese tun ihren Dienst bei Tag wie bei Nacht, egal ob man fährt oder geht, bei Regen oder Sonnenschein, wenn auch zuweilen mit einiger Anstrengung und einigem Verlust.

Wie eingangs des Unterkapitels erwähnt, sind die Elemente von ihrer Anlage her miteinander verbunden, was am Beispiel der Knotenpunkte und Wege besonders deutlich wird: "The concept of node is related to the concept of path, since junctions are typically the convergence of paths".⁹⁰ Allgemeiner formuliert heißt das: "None of the element types isolated above exist in isolation in the real case. Districts are structured with nodes, defined by edges, penetrated by paths, and sprinkled with landmarks. Elements regularly overlap and pierce one another".

Die *city elements* kategorisieren die Untersuchungsdaten, um daraus etwas Neues zusammen zu setzen: "If this analysis begins with the differentiation of the data into categories, it must end with their reintegration into the whole image."⁹¹ Dass also der „Gebrauch“ der *city elements* zusammen betrachtet werden muss mit der „Organisation“ derselben in einem „starken“ und beständigen Zusammenhang, das lässt Lynch schon in seiner Einleitung anklingen: "Rather there is a consistent use *and* organization of definite sensory cues from an external environment."⁹² Die Elemente selbst sind nur das

⁸⁸ Ebenda, S. 7.

⁸⁹ Vgl. ebenda, S. 86; dort auch die folgenden Zitate.

⁹⁰ Ebenda, S. 48; dort auf S. 48 f. auch das folgende Zitat.

⁹¹ Lynch: *The Image of the City*, S. 49.

⁹² Ebenda, S. 3 (Herv. MS).

„Rohmaterial“ des inneren Stadtbildes: "These elements are simply the raw material of the environmental image at the city scale."⁹³ Den Zusammenhang eines Bildes im städtischen Maßstab muss man sich dabei ebenso dynamisch vorstellen wie die Konstitution der einzelnen Elemente selbst – deren handlungsbezogener Charakter führt folgerichtig zu einer „Interaktion“ ungleicher Paare: "The next logical step is to consider the interaction of pairs of unlike elements." Erst das Bild einer Stadt ermöglicht seinen Besitzer differenzierte Handlungsfolgen und die Bewältigung komplexer Zusammenhänge städtischen Lebens.

1.5 Bezüge zu Komplexitäts- und Gestalttheorien

Mit den Worten eines populären Paradigmas gesprochen konzipiert Lynch durch sein *city image* ein „komplexes System“, das sich durch die Aktivität seiner Elemente und deren Wechselwirkung untereinander auszeichnet. Der Wissenschaftstheoretiker Klaus Mainzer erklärt: „Komplexitätsforschung beschäftigt sich fachübergreifend mit der Frage, wie durch die Wechselwirkung vieler Elemente eines komplexen Systems (z.B. Moleküle in Materialien, Zellen in Organismen oder Menschen in Märkten und Organisationen) Ordnungen und Strukturen entstehen können, aber auch Chaos und Zusammenbrüche.“⁹⁴ Entscheidend sei dabei, sich die Elemente als aktiv vorzustellen. In der Mechanik entstehe Komplexität als ein Mehrkörperproblem, Mainzer zählt aber auch „Geist und Gehirn“ zu den Anwendungsfeldern der Komplexitätstheorie. Eine typische Fragestellung sei z.B., inwiefern neuronale und mentale „Muster“ korrelieren.⁹⁵ Ähnlich äußert sich der Hirnforscher Gerald Hüther, der die „inneren Bilder“, die unser Denken, Fühlen und Handeln prägen, mit den neuronalen „Bahnungen“ und „Verschaltungsmustern“ identifiziert, die phylogenetisch und ontogenetisch durch Erfahrung erworben werden.⁹⁶ Lynchs *mental map* kann man als ein solches „mentales Muster“ auffassen, das in dem komplexen System der neuronalen Netzwerke entsteht, im engen Zusammenhang mit dem gleichfalls komplexen System städtischer Räume und Formen.

Solche Systeme zeichnen sich nach Mainzer dadurch aus, dass sie spontan neue

⁹³ Ebenda, S. 83; dort auch das folgende Zitat.

⁹⁴ Mainzer: *Komplexität*, S. 10.

⁹⁵ Vgl. grundlegend Mainzer: *Komplexität*, S. 65 ff.

⁹⁶ Vgl. grundlegend Hüther: *Die Macht der inneren Bilder* sowie bei dems.: *Was wir sind und was wir sein könnten* bes. die S. 63 ff.

makroskopische Strukturen bilden, „die nicht einfach ein additives Aggregat von Systemelementen sind, sondern neue Ordnungskorrelationen der Systemelemente in einer makroskopischen Form und Gestalt erzeugen.“⁹⁷ Er erwähnt den Begriff der Gestalt hier eher beiläufig; dennoch ist diese begriffliche Verbindung zum Thema Komplexität und Selbstorganisation nicht zufällig.

Auch die Gestalttheorie selbst thematisiert diese aktuellen Themen.⁹⁸ Dabei wird Gestalt als eine Ganzheit bestimmt, die sich nicht auf die Summe ihrer Teile reduzieren lässt.⁹⁹ Die klassische Vorstellung von Gestalt geht von ihrer „Harmonie, Geschlossenheit, Ganzheit, Eleganz und Einfachheit“ aus.¹⁰⁰ Dass sich in den *city elements* jedes Mal eine spezifische Erfahrung mit der Stadt sozusagen „rundet“ und eine charakteristische Einheit bildet (als Knotenpunkt, Landmarke oder Grenze) und dass diese Elemente sich wiederum zu Ganzheiten von eigener Qualität verbinden, ist ein weiterer Beleg für das Wirken von Gestaltprinzipien.

Gestaltgesetze und Gestalttheorien sind in Lynchs Arbeit insbesondere durch die Zusammenarbeit mit György Kepes eingeflossen. Lynch schreibt in seinem Vorwort: “One name should be on the title page with my own [...]. That name is Gyorgy Kepes. The detailed development and concrete studies are my own, but the underlying concepts were generated in many exchanges with Professor Kepes.”¹⁰¹ Kepes hatte sich in den 1920er Jahren der ungarischen Avantgarde angeschlossen und seit 1930 mit László Moholy-Nagy zusammengearbeitet, zuerst in dessen Londoner Studio und dann am *New Bauhaus* in Chicago. 1945 wurde Kepes an die Architekturfakultät des MIT berufen, an der er Visuelle Gestaltung unterrichtete. Im Rahmen eines mehrjährigen Forschungsprojekts der Rockefeller Foundation zur *Perceptual Form of the City*, das am *Center for Urban and Regional Studies* des MIT angesiedelt war, haben Lynch und Kepes die wahrnehmbare Form von Boston analysiert.¹⁰²

Neben Rudolf Arnheim war es vor allem Kepes, der die amerikanische Kunsttheorie mit gestalttheoretischen Ansätzen vertraut gemacht hat, insbesondere mit der *Berliner*

⁹⁷ Mainzer: *Komplexität*, S. 42.

⁹⁸ Vgl. z.B. Buchwald: *Gestalt*, S. 855 ff.

⁹⁹ Vgl. ebenda, S. 820.

¹⁰⁰ Ebenda, S. 822.

¹⁰¹ Lynch: *The Image of the City*, S. vi.

¹⁰² Vgl. Wagner: *Die visuelle Ordnung der Stadt*, S. 324.

Schule der Gestaltpsychologie, zu der Max Wertheimer, Wolfgang Köhler, Kurt Koffka und Kurt Lewin gehörten, die in den 1930er Jahren ebenfalls in die USA emigrieren mussten.¹⁰³ Auf Kepes geht zurück, dass Lynch die Stadt unter dem Gesichtspunkt der visuellen Formwahrnehmung thematisiert.¹⁰⁴ Gleich zu Beginn von *The Image of the City* stellt Lynch klar, dass sein Buch sich der *visual quality* der amerikanischen Stadt widme, und dass er unter diesem Fokus das innere Bild der Stadt untersuche: "It will concentrate especially on one particular visual quality: the apparent clarity or 'legibility' of the cityscape. By this we mean the ease with which its parts can be recognized and can be organized into a coherent pattern."¹⁰⁵

Diese Selbsteinschätzung Lynchs muss man aber relativieren. Wie eingangs dargestellt worden ist, läuft zwar das gesamte Verfahren der Untersuchung darauf hinaus, die Bildfähigkeit (*imageability*) zu bewerten, die die Stadt als (visuelle) *Form* besitzt, und die sich auf die Qualität der inneren Bilder ihrer Bewohner auswirkt. Und tatsächlich ist bei der Untersuchung, bei den Notationen der geschulten Beobachter der visuelle Aspekt dominant bis hin zur Annotation der entsprechenden Karten: "The visual form of Boston as seen in the field."¹⁰⁶ Kommt Lynch aber auf die inneren Bilder der Bewohner zu sprechen, die vornehmlich mithilfe von Interviews eruiert worden sind, werden andere als die visuellen Aspekte der Stadterfahrung wichtig: praktische und alltägliche Handlungen der Orientierung, Wegfindung und Erledigung von Aufgaben, die eine „bildhafte“ Wirkung auf uns haben. Ohne den Handlungsaspekt, als ein rein gestalthaftes „Sehen“, würden die Informationen aus den Bewohnerinterviews nicht verständlich werden.

Die unterschwellige Pragmatik, die in Lynchs Bildbegriff eine starke generische Funktion übernimmt, wird von der Gestalttheorie teilweise gedeckt. Die *Berliner Schule der Gestaltpsychologie* kennt drei wesentliche „Gestaltgesetze“: die Thematisierung der Figur gegenüber dem Grund; die Einteilung des Wahrnehmungsfeldes in Wichtiges und Unwichtiges („Relevanz“); die Herstellung größtmöglicher Ordnung (die Tendenz zur guten Gestalt, „Prägnanzgesetz“).¹⁰⁷

In Lynchs 4. Kapitel *City Form*, das sowohl Gestaltungsanleitungen wie auch theoretische Überlegungen enthält, beschäftigt sich der Autor implizit mit

¹⁰³ Vgl. ebenda. Zur *Berliner Schule der Gestaltpsychologie* vgl. auch Buchwald: *Gestalt*, S. 845 ff.

¹⁰⁴ Vgl. Wagner: *Die visuelle Ordnung der Stadt*, S. 324 ff.

¹⁰⁵ Lynch: *The Image of the City*, S. 2 f.

¹⁰⁶ Ebenda, S. 147.

¹⁰⁷ Vgl. Buchwald: *Gestalt*, S. 845 f.

Gestaltgesetzen; dabei spricht er aber von *form qualities* und benutzt nicht den in der angelsächsischen Literatur durchaus gängigen deutschen Terminus *Gestalt*. Unter die *form qualities* zählt er *singularity or figure-background clarity*, *form simplicity*, *continuity*, *dominance* und einige andere mehr.¹⁰⁸ Mit *motion awareness* als einer Gestaltqualität, die sich in der Zeit abspielt und kinästhetisches Empfinden genauso umfasst wie eine nur „potentielle Bewegung“, verlässt Lynch jedoch das Feld einer Gestalttheorie, die üblicherweise nicht über die Wahrnehmung geometrischer Formen hinausgeht.

„Der Begriff der ‚Prägnanz‘ hat in der Geschichte der Gestaltpsychologie einen besonderen Stellenwert“, resümiert Buchwald in ihrem Artikel im *Historischen Wörterbuch der Ästhetischen Grundbegriffe*.¹⁰⁹ Die Wahrnehmung mache „meist spontan ein besonderes Angebot, das auf Prägnanz zielt; sie bildet Einheiten durch Gruppierung nach Ähnlichkeit, Gleichheit oder Nähe, ‚guter Kurve‘ oder ‚gemeinsamem Schicksal‘. Schwer oder schlecht Wahrnehmbares wird zu einer möglichst einfachen Gestalt vereindeutigt, geometrisiert und ‚empirisiert‘, d.h. es erscheint als Schema bekannter Objekte.“ Der letzte Punkt erklärt, warum sich von der unendlichen Vielfalt städtischer Formen und Bewegungen „Elemente“ abheben können, die eine überschaubare Zahl von Kategorien bilden. Eine gewisse Parallele zu Lynchs Konzept besteht auch darin, dass die Prägnanz, wie die Definition der meisten Gestaltgesetze, auf einem Vergleich beruht, der zwischen Wahrgenommenem und physikalisch gemessenen Daten vorgenommen wird.¹¹⁰ Bei Lynch ist dies ein Vergleich der Qualität des inneren Bildes mit den äußeren Formen der Stadt, wobei diejenigen schließlich als besonders „prägnant“ gelten, die eine hohe *imageability* aufweisen.

Buchwalds Artikel weist gleich zu Beginn der Ausführungen zur *Berliner Schule der Gestaltpsychologie* auf die Kritik an den Gestaltgesetzen hin, sie verbreiteten zumindest „in ihren populistisch vereinfachten Versionen das Bild der Gestaltpsychologie als einer analytischen Wissenschaft der Wahrnehmung von einfachen geometrischen Formen“.¹¹¹ Insbesondere die Gestaltpädagogik und die philosophische Anthropologie habe Kritik „an der Eindimensionalität rein geometrischer Prägnanzbestimmungen“ geübt, wobei „Gestalt nicht nur als transponierbares, intern verknüpftes, invariantes Gefüge, sondern als ‚Bedeutungs- und Beziehungskonfiguration‘ verstanden wird.“ „Das phänomenale Erleben

¹⁰⁸ Vgl. Lynch: *The Image of the City*, S. 105 ff.

¹⁰⁹ Buchwald: *Gestalt*, S. 846; dort auch das folgende Zitat.

¹¹⁰ Vgl. Buchwald: *Gestalt*.

¹¹¹ Ebenda, S. 845; dort auf S. 847 und S. 848 die beiden folgenden Zitate.

von Prägnanz kann also nicht einfach durch die Untersuchung ‚objektiver‘ Prägnanzkriterien, etwa der Redundanz, an der Reizvorlage quantifiziert werden, weil dadurch gerade die wirkliche Gestalterfahrung nicht erfasst, sondern auf eine ‚Primitivprägnanz‘ reduziert wird.“ Solche Ansätze schreiben Prägnanz lediglich dem Objekt zu. „Alle Versuche, die pragmatische Dimension, die Feldbedingtheit, auszublenden, führten aber bisher zu unbefriedigenden Resultaten.“¹¹²

Der gestalttheoretische Feldbegriff wurde innerhalb der *Berliner Schule der Gestaltpsychologie* v.a. von Wolfgang Köhler und Kurt Lewin entwickelt. Köhler formulierte schon 1914 die Idee des Feldes als „gestalthafter Struktur des Raumes“.¹¹³ In einer Veröffentlichung aus dem Jahre 1917 beschreibt Köhler, wie er einen Schimpansen in einer Versuchsreihe lernen lässt, einen für ihn unerreichbaren Gegenstand mit Hilfe eines Stockes heranzuholen. Dabei sei ihm aufgefallen, „daß alles, was beweglich und womöglich langgestreckt aussieht, in dieser Situation zum ‚Stock‘ wird.“ Interessanterweise fällt es dem Schimpansen weit schwerer, einen Ast von der Gestalt eines Baumes „loszusehen“ und ihn schlicht abzureißen, als die Eisenstange einer Türverriegelung, auch wenn letztere tatsächlich weit schwerer abzutrennen ist als der Ast.

„Köhler behandelt Gestalten wie Lebewesen mit einem eigenen Willen: Sie wollen ‚fertig‘, sie wollen ‚gut‘ werden“¹¹⁴ – es ist dieselbe Metaphorik, die in Lynchs Interviewanalysen „aktive“ Stadt-Elemente auftauchen lässt. „Die Gestalttheorie wandelt sich zu einer Feldtheorie des Verhaltens, die die cartesianische Trennung von ‚res cogitans‘ und ‚res extensa‘ radikal aufhebt und ‚Problem‘, ‚Intelligenz‘ oder ‚Intentionalität‘ zu Gestalt-Charakteristika des Wahrnehmungs- und Handlungsfeldes werden läßt. Die Wirklichkeit ist kein Ensemble von Gegenständen, dem ein Cogito gegenübersteht, sondern ein Wirkungsraum von Gestalten, die stets als Umgestaltung wirksam werden. Dies bedeutet für das ‚einsichtige Denken‘, dass es keineswegs ein logisches Schließen darstellt, sondern durch Offenheit für und Affizierbarkeit durch Entwicklungstendenzen von Gestalten gekennzeichnet ist.“

Den Aufbau des umfassenden *city image* aus den *city elements* darf man sich nicht so streng zweistufig denken, wie es die Kartographie der Stadtbilder von Boston, New Jersey und Los Angeles nahelegen: Im 3. Kapitel *The City Image and Its Elements* spricht Lynch von Hinweisen, die darauf deuten, dass man sich das Bild der Stadt vielmehr als ein

¹¹² Ebenda.

¹¹³ Zit. nach ebenda, S. 849; dort auch das folgende Zitat.

¹¹⁴ Buchwald: *Gestalt*; dort auch das folgende Zitat.

kontinuierliches Feld vorstellen müsse, in dem Veränderungen an *einem* Auswirkungen auf *alle anderen* Elemente nach sich ziehen. So sei das Erkennen eines Objekts gleichermaßen vom Kontext abhängig wie von der Form des Objekts selbst. Lynch spricht in diesem Sinne ausdrücklich von *field effects*: "There were indications that the image may be a continuous field, the disturbance of one element in some way affecting all others. Even the recognition of an object is as much dependent on context as on the form of the object itself."¹¹⁵ „Gestalt“ tritt demzufolge im Bild der Stadt nicht an einer bestimmten Stelle und auf einem bestimmten Level auf, sondern ist als ein kontinuierliches Prinzip auf mehreren *levels of organization* wirksam. In der Theorie und in den textlichen Darstellungen ist das Bild gewissermaßen „weicher“, als es die Diagramme suggerieren – weil es in immer neuen Bewegungen und Handlungsabläufen zum Zuge kommt, und weil ein Teil vom anderen abhängt: "a whole which will be sensed sequentially, whose parts will be perceived only in context."¹¹⁶ Bewegung an und für sich bringe die Elemente überhaupt erst hervor, zugleich verändert Bewegung fortlaufend die relevanten Kontexte. Man kann sich leicht vorstellen, dass einzelne „äußere Formen“ der Stadt zuerst an dem einen und einen Moment später an einem anderen Element beteiligt sind, oder dass sich mehrere Elemente bald auf die eine, bald auf die andere Weise gruppieren und gegenseitig beeinflussen.

Für die Ebenentheorie des Bildes spricht zudem eine Beobachtung, die vielleicht das Eindrücklichste wiedergibt, was Lynchs Skizziermethode überhaupt erbracht hat. Während er die Bewohner Karten zeichnen ließ, ist ihm aufgefallen, dass diese in charakteristischen Abfolgen entstehen und zwar mit fünf unterschiedlichen Zeichentechniken, die Lynch als einen Hinweis auf die *levels* der Bildorganisation interpretierte. Eine besonders häufige Variante ist z.B., dass zuerst die vertrauten Bewegungsrichtungen eingetragen werden, von denen aus dann alle weiteren als Verzweigungen entwickelt werden. Andere Bewohner zeichnen dagegen zuerst den Umriss eines Gebietes und füllen diesen dann nach und nach aus (vgl. Abb. 7 und Abb. 8).



¹¹⁵ Lynch: *The Image of the City*, S. 86.

¹¹⁶ Ebenda, S. 109.

Abb. 7 und Abb. 8: *Sequences of drawing*: Fortlaufende Verzweigungen bzw. der Umriss der Stadt zu Beginn des Zeichenvorgangs geben Hinweise auf die Art der inneren Bildorganisation.¹¹⁷

Bei den – vermutlich ganz überwiegend – sprachlich vermittelten Ergebnissen sind es Sequenzen (*sequences, sequential series*) oder Gruppen (*groups*) derselben Elemente, die einen ersten Schritt in Richtung Bild machen; Lynch erwähnt dies eher beiläufig im Anschluss an eine Reihe von Schilderungen, wie Elemente benutzt werden können: "A sequential series of landmarks, in which one detail calls up anticipation of the next and key details trigger specific moves of the observer, appeared to be a standard way in which these people traveled through the city."¹¹⁸

Erste Ansätze zu einem wirklichen Bild im Kopf des Bewohners träten dort in Erscheinung, wo nicht ein Element oder mehrere eines Typs, sondern wo *unterschiedliche* Elemente interagieren: "The preceding discussions have gone as far as groups of similar elements (nets of paths, clusters of landmarks, mosaics of regions). The next logical step is to consider the interaction of pairs of unlike elements."¹¹⁹

Erst durch die Interaktion ungleicher Elemente entsteht eine Komplexität, die mehr beinhaltet als eine Aneinanderreihung nach demselben Prinzip; es entsteht eine Art Dialog im Bild: "Such pairs may reinforce one another, resonate so that they enhance each other's power; or they may conflict and destroy themselves."¹²⁰ Lynch gibt dafür eine Reihe von Beispielen: "A great landmark may dwarf and throw out of scale a small region at its base. Properly located, another landmark may fix and strengthen a core; placed off center, it may only mislead." Vor allem Wege unterhielten enge Beziehungen mit anderen Elementen, wofür folgendes Beispiel stehe: "The paths, again, are given identity and tempo not only by their own form, or by their nodal junctions, but by the regions they pass through, the edges they move along, and the landmarks distributed along their length."

Ungleiche Elemente im Dialog miteinander führten zur Bildung von Komplexen (*complexes*): "Most observers seem to group their elements into intermediate organizations, which might be called complexes."¹²¹ Auf diese Weise entstehe ein

¹¹⁷ Abbildung aus Lynch: *The Image of the City*, S. 86 und S. 87.

¹¹⁸ Ebenda, S. 83.

¹¹⁹ Lynch: *The Image of the City*, S. 83.

¹²⁰ Ebenda, S. 83 f.; dort auf S. 84 auch die beiden folgenden Zitate.

¹²¹ Ebenda, S. 85; dort auch die beiden folgenden Zitate.

definierter Ort (*one locality*). Der innere Zusammenhalt der Komplexe sondere diese voneinander ab, dann entstünden undefinierte Zwischenräume, wie Lynch eindrücklich erklärt: "Outside of this complex there are gaps of identity; the observer must run blind to the next whole, even if only momentarily." Folgendes Beispiel illustriert das: "Although they are close together in physical reality, most people seem to feel only a vague link between Boston's office and financial district and the central shopping district on Washington Street."

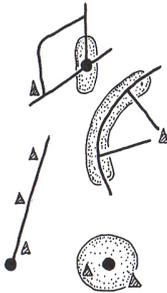


Abb. 9: Vier Beispiele für Lynchs *complexes*. Sie bestehen aus unterschiedlichen *city elements*. Diese komplexen Moleküle sind wichtige Schritte in Richtung Bild. Im Stadtraum bilden sie einen Ort und stellen eine lokale Identität her.¹²²

Die *city elements* überlappen und durchdringen einander nicht nur, sie sind außerdem auf mehreren Ebenen organisiert, die Lynch als *image levels* oder als *levels of organization* bezeichnet.¹²³ Auf unseren Wegen durch die Stadt machen Identität und Struktur zwischen den Bildebenen gleichsam einen Bocksprung (*to leapfrog*).¹²⁴ Lynch geht dabei von Bildergefügen aus (*sets of images*), die sich mehr oder weniger überlappen.¹²⁵ Die einzelnen Ebenen lassen sich grob nach dem Maßstab des Gebiets unterscheiden, um das es jeweils geht: "They were typically arranged in a series of levels roughly by the scale of area involved."¹²⁶ Lynch beschreibt den Wechsel zwischen den Maßstabsebenen selbst als eine Bewegung: "[...] the observer moved as necessary from an image at street level to levels of a neighborhood, a city, or a metropolitan region." Dabei kommt ins Spiel, was Lynch schon ganz zu Anfang seines Buches festhält: Wir nehmen die Stadt aus einer Bewegung heraus wahr, und was wir wahrnehmen, ist größtenteils Bewegung.¹²⁷

¹²² Abbildung aus ebenda, S. 85.

¹²³ Vgl. Lynch: *The Image of the City*, S. 86.

¹²⁴ Vgl. ebenda, S. 84.

¹²⁵ Vgl. ebenda, S. 85.

¹²⁶ Ebenda, S. 86 f.; dort auch das folgende Zitat.

¹²⁷ Vgl. ebenda, S. 1 f.

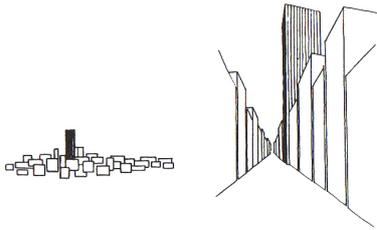


Abb. 10 und Abb. 11: Beim „Bocksprung“ zwischen den Bildebenen stellen bestimmte Objekte einen Zusammenhang her, indem sie in wechselnden Rollen wiederkehren.¹²⁸

An der Gesamtstruktur des inneren Bildes einzelner Stadtbewohner bemerkt Lynch charakteristische Unterschiede: Einige Bilder waren vom Aufbau her eher hierarchisch, andere eher dynamisch. Das Hierarchiemodell zeigt sich als "a series of wholes and parts descending from the general to the particular. This organization had the quality of a static map. Connection was made by moving up to the necessary bridging generality, and back down to the desired particular."¹²⁹ Das dynamische Modell dagegen sei "more closely related to the actual experience of moving through the city." Dieser Hinweis bleibt etwas rätselhaft, da auch das Hierarchiemodell der Orientierung im Stadtraum und der Bewegung darin dient – welche fraglos ein nicht weniger „tatsächliches“ Erlebnis (*actual experience*) mit sich bringt.

Den Unterschied beider Modelle, auf den Lynch hier aufmerksam macht und dessen mögliche Gründe, verfolgt er in seinem Buch nicht weiter. Für die sprach- und textwissenschaftlichen Konzepte im 3. Kapitel der vorliegenden Arbeit ist er jedoch zentral – nicht nur aufgrund der inneren Bilder, die sich dabei entfalten, sondern vor allem aufgrund der sprachlichen Herkunft dieser Einsichten. Lynch selbst spricht im zweiten Fall von einer "continuous organization, employing unrolling interconnections instead of static hierarchies".¹³⁰ Was es mit diesen „sich ausbreitenden“ oder „auseinander hervorgehenden“ Verbindungen auf sich hat, wird im 3. Kapitel mittels einer Gegenüberstellung mit anderen raum- und sprachwissenschaftlichen Ordnungsmodellen dargelegt. Auf jeden Fall führt diese Metapher über lineare und hierarchische Vorstellungen einer Bildorganisation hinaus.

¹²⁸ Abbildung aus ebenda, S. 86.

¹²⁹ Lynch: *The Image of the City*, S. 89; dort auch das folgende Zitat.

¹³⁰ Ebenda, S. 89.

1.6 Public Images

Die Konvergenz der *city elements* zu individuellen inneren Bildern wäre der nächste methodische Schritt, den Lynch selbst allerdings an keiner Stelle durchdekliniert. Die Individuen sind – im Gespräch, mit ihren Skizzen, beim Beantworten von Fragen – immer nur Quellen einzelner lokaler, gestalthafter Elemente oder Komplexe, die als Muster ihres Umgangs mit der Stadt auftauchen. Es muss offen bleiben, ob die Bearbeitungsstufe eines individuellen stadtumfassenden Bildes, die in Lynchs theoretischem Entwurf durchaus vorgesehen gewesen ist, im Verlaufe des Forschungsvorhabens zwar noch durchgeführt, dann jedoch von Lynch bei der Veröffentlichung außen vor gelassen worden ist. Nur an einer einzigen Stelle geht das Buch auf *individual images* ein: "Study of various individual images among the Bostonians revealed certain other distinctions between them."¹³¹ Dass dabei tatsächlich vollständig dargestellte Einzelfälle vorlagen, ist fraglich, spricht Lynch doch auch von Bildern, die die Personen von einzelnen Elementen haben: "For example, images of an element differed between observers in terms of their relative density, i.e., the extent to which they were packed with detail."¹³²

Lynch hatte sich zum Ziel gesetzt, das öffentliche oder kollektive Bild einer Stadt zu zeigen, das er sich als Überlappung aller Informationen vorstellte. Dass das kollektive Bild mit sozialem Handeln und Kooperation in Verbindung steht, macht das folgende Zitat deutlich: "There seems to be a public image of any given city which is the overlap of many individual images. Or perhaps there is a series of public images, each held by some significant number of citizens. Such group images are necessary if an individual is to operate successfully within his environment and to cooperate with his fellows."¹³³

Die These eines „kollektiven Bildes“ ist die Konsequenz, die Lynch aus der Absicht zieht, die inneren Bilder einer Stadt mit der objektiven und körperhaften Gestalt der Stadt zu vergleichen. Die *form of the city* als ein Wahrnehmungs- und Bewegungsraum, der jedem offen steht, ist ja selbst eine überindividuelle Voraussetzung. Es kann demnach nicht die einzelne Leistung oder Fehlleistung Auskunft darüber geben, wie es um diese Form steht.

¹³¹ Ebenda, S. 87.

¹³² Lynch: *The Image of the City*, S. 87; auch dies spricht mehr für einen „weichen“ Bildbegriff als für ein hierarchisches und statisches Modell.

¹³³ Ebenda, S. 46.

Erst wenn sie sich zur Gestalt eines *public image* vereinigen, können die inneren Bilder aufzeigen, mit welcher Qualität wir es im Hinblick auf *imageability* und *legibility* bei der jeweiligen, professionell ermittelten Stadt-Form zu tun haben. Auch können sie nur gemeinsam über die einzelnen Gewohnheiten und Präferenzen hinaus den gesamten Untersuchungsraum abdecken und ihn im Hinblick auf Orientierung und Handlungsrelevanz, auf *structure* und *identity*, wiedergeben. Außerdem sind die inneren Bilder soziale und kulturelle Gebilde, die aus Kooperation hervorgehen und Kooperationen anleiten.

Andererseits markiert das *public image* auch für Seifert den Zielpunkt, den Lynch sich selbst als Planer für seine Untersuchung vorgestellt hat: „Ihm schwebte ein visueller Plan als Ergebnis seiner Methode vor, der dann in den Planungsämtern liegt und bei konkreten Planungsaufgaben neben vielen anderen Aspekten (zum Beispiel Bebauungspläne, Infrastrukturpläne, Grünraumkonzepte, aber auch Einkommensverhältnisse, Mietspiegel, Segregationen etc.) zur Entscheidungsfindung heran gezogen werden kann.“¹³⁴ Vor dem Hintergrund dieses praktischen Ziels, das ohne Frage nach einer „gestalterisch-planerischen Operationalisierung“ verlangt, sollte man die Entstehung von Lynchs thematischen Karten werten, die eine Brücke zwischen Bewohnerwahrnehmungen und den Methoden der öffentlichen Planung schlagen sollen.

1.7 Vorgaben für Kapitel 3 und 4

Im empirischen Teil der vorliegenden Abhandlung (Kap. 4) werden Gespräche mit Bewohnern einer Großstadtregion analysiert, vergleichbar denjenigen in *The Image of the City*. Im Vorfeld beider Untersuchungen stehen auch dieselben Fragen: In welcher Stadt leben eigentlich die Befragten? Welches Bild haben sie von ihrer Stadt im Kopf? Was verraten uns diese Bilder insgesamt über die Stadt? Der Ansatz, mit Kevin Lynch an diese Aufgabe heranzutreten, ist der Vermutung geschuldet, dass man sich die Antworten der Bewohner als etwas Bildhaftes vorzustellen hat. Zudem wird ein methodischer Übergang zwischen Text und Bild versucht, bei dem die Bilder nicht vordergründig beschrieben werden, sondern den Text bei seiner Entstehung organisieren, wobei der kooperative und kommunikative Gebrauch des Bildes, seine Pragmatik also, eine essentielle Rolle spielt. Am Ende der Auseinandersetzung mit Kevin Lynchs *Image of the City* hier im 2. Kapitel steht

¹³⁴ Seifert: *Stadtbild, Wahrnehmung, Design*, S. 12; dort auf S. 22 auch das folgende Zitat.

deshalb der folgende methodische Vorentwurf, den sprachwissenschaftlichen Teil der vorliegenden Abhandlung (Kap. 3), in dem die Argumente nochmals aufgegriffen und für die geplante Untersuchung zugespitzt werden:

I – Elemente und Sequenzen, linear

Der Ausgangspunkt ist in der Bildung von Elementen zu suchen. Miteinander verbunden ergeben die Elemente über Stufen hinweg eine Art „inneres Bild“. Sie müssen dafür als „Gestalten“ aus dem Ganzen heraustreten. Da Textproduktion wie auch Textverstehen Prozesse sind, ein Text an der Oberfläche also linear aufgebaut ist, werden die Elemente als einzelne Sätze bzw. Sequenzen in Erscheinung treten. Dabei können Elemente auf unterschiedliche Weise in Verbindung treten. Die Verbindungen können von manifester oder subtiler Art sein.

II – Strukturelle Ebenen, global

Innere Bilder bestehen aus Elementen und den Verbindungen zwischen ihnen. Die Strukturen, die daraus entstehen, weisen mehrere Dimensionsebenen (*levels*) auf, von einzelnen Komplexen, die aus wenigen Elementen bestehen, bis hin zu Gesamtbildern. Gestaltgesetze wirken auch auf den höheren Ebenen, so dass Gestalten einander beinhalten. Während es durchaus Hinweise auf eine Hierarchie von Maßstabsebenen gibt, spricht doch vieles für eine „weichere“, fluidere oder bewegtere Anordnung, ohne dass hiermit das Prinzip von Über- und Unterordnungen und von maßstäblichen Sprüngen aufgegeben wird.

III – Pragmatik, linear und global

Während sie immer neu hervorgebracht werden, wird von den Elementen und Bildern Gebrauch gemacht. Dabei werden manifeste Bedeutungen gleichsam überstiegen und auf diese Weise miteinander verbunden. Das innewohnende Bild ist mitunter gar nicht erkennbar, bevor nicht seine Inanspruchnahme auf es selbst hinweist. Mit Blick auf die Ebene II scheinen insbesondere Lücken (*gaps*) und Sprünge zwischen Maßstabsebenen (*levels*) auf Gebrauchseffekte hinzuweisen. Die von jeder Dynamik gereinigten, umfassenden und kollektiven *public images*, die nurmehr thematische Karten sind, werfen das Problem einer globalen Pragmatik auf, das in *The Image of the City* ungelöst bleiben musste.

2. FORSCHUNGSKONTEXT ZWISCHENSTADT

2.0 Problemaufriss

Der Essay des Städtebauers Thomas Sieverts über die von ihm so bezeichnete „Zwischenstadt“ hatte nach seinem ersten Erscheinen 1997 eine teilweise heftig geführte Debatte in der Fachwelt ausgelöst.¹³⁵ Die Aufregung hat sich längst gelegt, das von Sieverts umrissene und populär gemachte Thema und sein in den Sprachgebrauch eingegangener Titel sind aber weiterhin präsent – sogar über die engere Fachöffentlichkeit hinaus, wie die Ausstellung *Nachrichten aus der Zwischenstadt. Fotografie, Video und Skulptur aus der Sammlung* im Herbst 2011 im Kölner Museum Ludwig gezeigt hat.

In den Jahren 2002 bis 2005 förderte die Daimler-Benz-Stiftung ein interdisziplinäres Forschungsprojekt mit dem Titel *Mitten am Rand – Zwischenstadt*, das von Thomas Sieverts geleitet wurde. Die Interviews, die in der vorliegenden Untersuchung neuerlich analysiert werden, sind im Rahmen eines soziologischen Teilprojekts zur „*Bedeutungsgestalt der Zwischenstadt*“ unter der Leitung des Soziologen Achim Hahn entstanden.¹³⁶ Das sprachliche Material soll hier mitsamt des städtebaulich-programmatischen Kontextes übernommen werden, in dem es entstanden ist, dann aber mit sprachwissenschaftlichem Rüstzeug neu bearbeitet werden. Dies hat zum einen mit der Frage nach der Relevanz der angestrebten Ergebnisse in städtebaulicher und stadtplanerischer Hinsicht zu tun. Zum anderen sind in die Planung der empirischen Phase

¹³⁵ Sieverts: *Zwischenstadt* bezeichnet seinen Text mal als „Versuch“ (S. 7) und mal als Essay (S. 11). Als Beispiel für eine frühe, ablehnende Rezension sei auf diejenige von Michael Mönninger in der *Bauwelt* hingewiesen. Das Thema „Zwischenstadt“ war im Fachdiskurs allerdings schon ein Jahr später mit dem Erscheinen des Themenheftes *Stadt-Landschaft. Orientierungen und Bewertungsfragen zur Entwicklung der Agglomerationsräume* etabliert, in dem sich Thomas Sieverts u.d.T. *Die Stadt in der Zweiten Moderne, eine europäische Perspektive* erneut äußern konnte. In seiner Rückschau *Zwischenstadt. Zum Stand der Dinge* schreibt Thomas Sieverts über das vom *Bundesamts für Bauwesen und Raumordnung* (BBR) herausgegebene Themenheft: „Dieses Heft steht im Gegensatz zur Auffassung des dem BBR vorgesetzten Ministeriums, das die Gedankengänge von ‚Zwischenstadt‘ bekämpft“ (S. 6), dort auch eine Übersicht der relevanten Literatur. Mit der Publikation der Ergebnisbände aus dem weiter unten im Haupttext beschriebenen Forschungsprojekt der Daimler-Benz-Stiftung ab 2004 kam die Thematik neuerlich in die Fachmedien, v.a. anlässlich der Herausgabe des Querschnittsbandes *Zwischenstadt – Inzwischen Stadt? Entdecken, Begreifen, Verändern* von Thomas Sieverts, Michael Koch, Ursula Stein und Michael Steinbusch. Vgl. exemplarisch das Themenheft *Die Zwischenstadt* im Deutschen Architektenblatt 2006.

¹³⁶ Publiziert u.d.T. Hahn/Steinbusch: *Zwischen Möglichkeit und Grenze*.

und in den Gesprächsleitfaden Hintergründe eingeflossen, die aus dem Themenfeld der Zwischenstadt und aus seiner Auslegung durch die Forschergruppe um Sieverts stammen.

Die vielfältige Auseinandersetzung mit dem Thema Zwischenstadt in städtebaulichen Analysen, Entwürfen und Planungen wird jedoch nicht im Einzelnen nachgezeichnet.¹³⁷ Stattdessen zeigt eine kurze Darstellung zentraler Thesen des „Urtextes“ den Zusammenhang auf, in dem die Interviews geführt worden sind. Sie erfahren dabei eine Zuspitzung durch die Verbindungen zum empirisch-sprachlichen Problem, das im 3. und 4. Kapitel entfaltet wird.

2.1 Der Gegenstand der Zwischenstadt

Sieverts bestimmt in seinem ersten Kapitel *Lebensraum der Mehrheit der Menschheit – ein Raum ohne Namen und Anschauung* das Phänomen, um das es ihm geht: Die durch ihn definierte Zwischenstadt handele von der „verstädterten Landschaft oder der verlandschafteten Stadt“, ein Gebilde „zwischen den alten historischen Stadtkernen und der offenen Landschaft, zwischen dem Ort als Lebensraum und den Nicht-Orten der Raumüberwindung, zwischen den kleinen örtlichen Wirtschaftskreisläufen und der Abhängigkeit vom Weltmarkt.“¹³⁸ Es ist das Produkt „der Auflösung der kompakten historischen europäischen Stadt“,¹³⁹ das „weder Stadt noch Land ist, aber Eigenschaften von beidem besitzt“,¹⁴⁰ das man „je nach Interesse und Blickrichtung eher als Stadt oder eher als Land lesen kann.“¹⁴¹ Die Zwischenstadt ist für ihn ein „internationales Phänomen“, dessen Beispiele „quer über alle Kulturen der ganzen Welt hin bestimmte gemeinsame Merkmale tragen: Eine auf den ersten Blick diffuse, ungeordnete Struktur ganz unterschiedlicher Stadtfelder mit einzelnen Inseln geometrisch-gestalthafter Muster, eine Struktur ohne eindeutige Mitte, dafür aber mit vielen mehr oder weniger stark funktional spezialisierten Bereichen, Netzen und Knoten.“ Bei diesem „Resultat unzähliger rationaler Einzelentscheidungen“, das jedoch „insgesamt planlos“ wirke, habe sich das gestalthafte Verhältnis von offener Landschaft und besiedelter Fläche, wie man es vom hergebrachten

¹³⁷ Vgl. hierzu die umfangreiche Untersuchung von Oliver Bormann, Michael Koch, Astrid Schmeing, Martin Schröder und Alex Wall u.d.T. *Zwischen Stadt Entwerfen*.

¹³⁸ Sieverts: *Zwischenstadt*, S. 7.

¹³⁹ Ebenda, S. 7.

¹⁴⁰ Ebenda, S. 14.

¹⁴¹ Ebenda, S. 15; dort auch die folgenden Zitate des Absatzes.

Städtesystem her kennt, vielerorts schon umgekehrt: „Die Landschaft ist vom umfassenden ‚Grund‘ zur gefassten ‚Figur‘ geworden.“

Zwischenstädte entstehen nach Sieverts unter anderem aus dem Bedürfnis der Bewohner heraus, städtische und ländliche Angebote zugleich in Anspruch nehmen zu wollen. So bevorzugen in wohlhabenden Ländern Bauherren Grundstücke, die sie noch bezahlen können, die ihnen aber auch Zugang zur Landschaft bieten; in ärmeren Ländern suchen Stadt-Wanderer nach Siedlungsorten, die es ihnen erlauben, an städtischen Angeboten teil zu haben und zugleich noch Formen an Selbstversorgung betreiben zu können. Charakteristisch für die so entstehenden Zwischenstädte sei, dass sie von der alten Kernstadt – sofern diese überhaupt vorhanden ist – zunehmend unabhängig würden, indem Arbeitsplätze und Konsummöglichkeiten nachzögen. Erst dadurch träten sie mit dem alten Zentrum in eine Wechselwirkung, die nicht länger von einem hierarchischen Raumsystem und einem eindeutigen Abhängigkeitsverhältnis geprägt sei.¹⁴²

Es ist Sieverts besonders wichtig, mit seinem Essay nicht den Eindruck zu erwecken, er wolle der Zersiedelung und dem *urban sprawl* das Wort reden;¹⁴³ es gehe ihm nicht um „unkritische Begeisterung über den ‚fraktalen Reichtum‘ und die ‚anarchische Dynamik‘ der Zwischenstadt.“¹⁴⁴ Stattdessen sei „Trauerarbeit“¹⁴⁵ nötig, damit überkommene Konventionen und Planungsleitbilder, die sich am Bild der kompakten europäischen Stadt orientieren, infrage gestellt werden können, weil die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Voraussetzungen des Städtebaus und der Siedlungsweisen heute völlig andere seien als in der vormodernen Stadt. Der „Mythos der Alten Stadt“, der in vielen dieser Planungsleitbilder und -konzepte noch immer immanent sei, bewirke eine „Verstellung des Blicks“¹⁴⁶ und verhindere die Lösung von Zukunftsaufgaben. Sieverts prüft daher eingehend fünf zentrale Begriffe, die in der planungstheoretischen Diskussion eine große Rolle spielen – *Urbanität, Zentralität, Dichte, Mischung* und *Ökologie* –, und befragt sie sowohl auf ihren überkommenen Gehalt hin wie auch bzgl. ihrer möglichen neuen Bedeutung unter zwischenstädtischen Vorzeichen.¹⁴⁷

Der Essay *Zwischenstadt* enthält an zentraler Stelle eine These zur Wahrnehmung heutiger städtischer und landschaftlicher Räume. Der Wahrnehmungsbegriff wird dabei

¹⁴² Vgl. Sieverts: *Zwischenstadt*, S. 16.

¹⁴³ Vgl. ebenda, S. 7 ff.

¹⁴⁴ Ebenda, S. 65.

¹⁴⁵ Ebenda, S. 29.

¹⁴⁶ Sieverts: *Zwischenstadt*, S. 23.

¹⁴⁷ Vgl. ebenda, S. 32 ff.

mit einer Theorie „innerer Bilder“ verschränkt, die sich explizit auf Kevin Lynch beruft: „Die klassische Wahrnehmungsstudie für unübersichtliche Stadtgebilde ist immer noch [...] *The Image of the City* von Kevin Lynch aus dem Jahre 1960.“¹⁴⁸ Als weitere Vorläufer in der affirmativen Auseinandersetzung mit dem „großen Maßstab der Stadtregion“ geht Sieverts genauer auf Frank Lloyd Wright, Tunnard und Pushkarev, Christopher Alexander, Robert Venturi sowie Colin Rowe und Fred Koetter ein.¹⁴⁹

Zu Kevin Lynch bemerkt Sieverts: „Seine Werke sind nach wie vor unverzichtbare Grundlage jeder theoretischen und praktischen Auseinandersetzung mit Gestalt und Gestaltung der Zwischenstadt. Wahrscheinlich ist er für unser Thema der immer noch bedeutendste Theoretiker.“¹⁵⁰ Sieverts erweitert die Grundentscheidungen von *The Image of the City*, die Stadt aus der Sicht der Bewohner zur Grundlage von städtebaulicher Planung zu machen, auf den Gegenstand der „verstädterten Landschaft oder der verlandschafteten Stadt“:¹⁵¹ Lynchs Idee, die „inneren Bilder“ nach ihrer Qualität und Brauchbarkeit zu beurteilen und diese mit der Stadt als einer Form in Verbindung zu bringen, wird von Sieverts auf einen Raum angewendet, der generell „kein ‚Bild‘ mehr abgibt,“ wie es bei Sieverts: *Zwischenstadt* auf dem hinteren Klappentext heißt. Die *imageability*, die Lynch in den Mittelpunkt seiner Untersuchung gestellt hatte, findet sich in den von Sieverts betrachteten Räumen radikal infrage gestellt. „Zwischenstadt“ ist demnach überall dort, wo diese Qualität in dramatischer Weise abwesend oder abhanden gekommen ist, es sind Räume „ohne Namen und Anschauung“ und doch zugleich „Lebensraum der Mehrheit der Menschheit“.¹⁵²

Auch hinsichtlich der Folgen, die das Fehlen von „Namen und Anschauung“ mit sich bringen, ist Sieverts Essay eine Aktualisierung und Erweiterung der Perspektive, die *The Image of the City* eingenommen hat: Nur dann, „wenn die Stadtregion als Lebensraum im Kopf bildhaft verfügbar ist, mit den Sinnen erlebt werden kann und sich vor allem mit positiven Vorstellungen und Erlebnissen verbindet“,¹⁵³ kann eine regionale Kooperation über technische Zweckverbände und eigensüchtige Lokalinteressen hinaus gelingen, wird

¹⁴⁸ Ebenda, S. 121.

¹⁴⁹ Vgl. ebenda, S. 112 ff.

¹⁵⁰ Sieverts: *Zwischenstadt*, S. 113 f.

¹⁵¹ Ebenda, S. 7. Lynch entwickelt diese Perspektive bereits in *The Image of the City*, besonders auf S. 112 ff. im Abschnitt *Metropolitan Form*; anschließend 1964 in *Appleyard/Lynch/Myer: The View from the Road* sowie 1976 in *Managing the Sense of a Region*.

¹⁵² Sieverts: *Zwischenstadt*, S. 13.

¹⁵³ Ebenda, S. 76.

für die Bewohner eine „Ortsbezogenheit“ erfahrbar, die eine „lebendige politische, soziale und kulturelle Teilhabe“ überhaupt erst ermöglicht,¹⁵⁴ und können schließlich Planer und Architekten „Arbeit an den eingefahrenen Wahrnehmungsmustern“ leisten;¹⁵⁵ dies geschehe vor allem durch eine „Wahrnehmung und Deutung unter Aspekten des lebensweltlichen Bezugs“, wodurch „die von außen herangetragenen kanonisierten ästhetischen Maßstäbe“ „relativiert“ würden.

Möglich wird diese Thematisierung des Unanschaulichen und Unsagbaren durch den Anschluss der Theorie innerer Bilder an den Begriff der „Anästhetik“, den der Philosoph Wolfgang Welsch aus seiner Lektüre postmoderner Philosophie als eine allgemeine Zeit- und Gesellschaftsdiagnose entwickelt hat.¹⁵⁶ Welsch spricht von „Anästhetik“ „gerade mit Blick auf diese Ästhetisierung“,¹⁵⁷ die heute sämtliche Lebensbereiche durchziehe, bei der aber am Ende „doch wieder nur Eintönigkeit“ heraus komme. Was Welsch dabei für das „postmoderne Facelifting unserer bundesrepublikanischen Großstädte“ ausmacht, könnte man auch auf große Teile der Zwischenstadt anwenden: „Das nenne ich einen Fall von Anästhetisierung erstens deshalb, weil sich die meisten dieser konsum-inszenatorischen Dekorationsbauten, wenn man sie einmal im Detail betrachtet, als ausgesprochen leer, zombiehaft und für ein verweilendes Anschauen unerträglich erweisen – und eben für diese Wahrnehmung von Faktur und Details wird man auch systematisch desensibilisiert. Die gestalterischen Elemente sollen gar nicht als solche wahrgenommen werden, sondern sollen eine Stimmungslage erzeugen, in der sie als Spotlights einer aufgedrehten Atmosphäre der Stimulation zu schönem Leben und Konsum wirken. Die ästhetischen Werte machen als Animationswerte Sinn.“¹⁵⁸ Zu dieser ästhetischen Desensibilisierung kommt für Welsch eine Anästhetisierung auf der psychischen Ebene hinzu: „Die Stimulation zielt auf immer neue Wirbel der Aufgeregtheit durch Kleinereignisse und Nichtereignisse.“¹⁵⁹ Welsch spitzt seine Einsicht auf die Formel zu: „Ästhetische Animation geschieht als Narkose [...], Ästhetisierung [...] erfolgt als Anästhetisierung.“

¹⁵⁴ Ebenda, S. 75.

¹⁵⁵ Ebenda, S. 111; dort auch die folgenden Zitate des Absatzes.

¹⁵⁶ Vgl. Welsch: *Zur Aktualität ästhetischen Denkens* und ders.: *Ästhetik und Anästhetik*. Sieverts bezieht sich nur auf den ersten der beiden Aufsätze; im Folgenden wird zunächst der zweite herangezogen, um Welschs Hauptbegriff zu definieren.

¹⁵⁷ Welsch: *Ästhetik und Anästhetik*, S. 13; dort auch das folgende Zitat.

¹⁵⁸ Welsch: *Ästhetik und Anästhetik*, S. 13 f.

¹⁵⁹ Ebenda, S. 14; dort auch das folgende Zitat.

Um *Die Zwischenstadt als Gestaltungsfeld* zu öffnen – so die Überschrift seines 4. Kapitels –, übernimmt Sieverts von Welsch die Programmatik, „daß es heute, paradox gesprochen, auf die Wahrnehmung des Nicht-Wahrnehmbaren ankommt, daß es um Aufmerksamkeit auf die Grenzen und das Jenseits der unmittelbaren Wahrnehmung geht.“¹⁶⁰ Dieser Siedlungsform sehe man nicht mehr an, wie in ihr gelebt wird, für welche Lebensformen sie steht. Sie „setzt sich zusammen aus unzähligen einzelnen, je individuellen Lebensterritorien, die sich ebenso spontan verbinden wie sie sich wieder trennen können.“¹⁶¹ Man könnte hier einwenden, dies träfe auch für das Leben im „alten“ Stadtkern zu, ja, dies habe eigentlich immer für menschliches Leben seit den ersten Städtegründungen gegolten. Allerdings ermöglicht erst die explizite Hereinnahme der Zeit in die Betrachtung dieser räumlichen Lebensformen („spontan verbinden“, „wieder trennen“) ein Herauslesen sinnvoller Muster. Diese zeitlichen Muster überblenden dann die räumlichen – oder lassen überhaupt erst etwas Erkennbares hervortreten.

Nicht nur zeitliche Dimensionen, auch moderne Kunst und moderne Ästhetik vermögen nach Sieverts über die aktuellen Grenzen der Wahrnehmung hinauszudeuten: „Daher können ästhetisches Denken und ästhetische Erfahrung Wirklichkeitskompetenz für eine Welt gewinnen, die sowohl durch Ästhetisierung wie durch Anästhetisierung geprägt ist.“¹⁶² Gegen das komplexe Feld dieser zweifachen Tendenz gesellschaftlicher Bestimmung von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit wirkt Lynchs Ansatz von 1960 geradezu naiv. Lynch konnte noch aufsammeln und katalogisieren, was die Bewohner unmittelbar gesehen, wahrgenommen und zur Sprache gebracht haben. Was sich in der Gesamtschau der Daten als Leerstelle herausstellt, nahm er als Hinweis auf noch auszumerzende Unzulänglichkeiten der Stadtform.

Sieverts ist sich bewusst, dass wir gewissermaßen durch die gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen dessen, was vordergründig wahrnehmbar ist, hindurchschauen müssen, wollen wir nicht hilflos und konzeptlos dem um sich greifenden Phänomen der Zwischenstädte gegenüber stehen. Die Zwischenstadt sei ja im Wesentlichen bereits gebaut¹⁶³ und die alten Planungskonzepte würden dort immer weniger verfangen.¹⁶⁴ Deshalb geht Sieverts Appell dahin, das Gestaltungsfeld der Zwischenstadt vor allem als eine kulturelle Aufgabe zu betrachten, die ganz konkrete Ausprägungen hat: „Das

¹⁶⁰ Sieverts: *Zwischenstadt*, S. 107 unter Verweis auf Welsch: *Zur Aktualität ästhetischen Denkens*.

¹⁶¹ Ebenda, S. 89.

¹⁶² Ebenda, S. 108.

¹⁶³ Sieverts: *Zwischenstadt*, S. 66.

¹⁶⁴ Vgl. ebenda, S. 29 f.

Umgehen mit vielfältigen Nutzungsbrachen, die Umwertungen, die Interpretationen und das In-Wert-Setzen von Ausgedientem werden zu wichtigen Planungsaufgaben, und die sind zu einem guten Teil zuerst einmal kulturelle Aufgaben."¹⁶⁵

Mit dem Gewicht, das hier auf die „Anästhetik“ des Untersuchungsfeldes gelegt wird, ist ein offensichtliches Problem verbunden: Wie kann man im Rahmen von Planung oder Forschung wahrnehmen, was eigentlich nicht bewusst wahrgenommen wird? Wie kann man sich dabei auf die Bewohner berufen?

Zum einen empfiehlt Sieverts, als Planer müsse man selbst „die Augen öffnen“ und „alle anderen Sinne benutzen, um die Zwischenstadt erfassen zu können. Bewusstes Sicheinlassen, Wahrnehmen, Erkennen und Interpretieren mit dem Ziel der kritischen, möglichst vorurteilsfreien und der jeweiligen Situation gerecht werdenden Aneignung der eigenen Umwelt stehen am Anfang jedes Gestaltungsversuchs der Zwischenstadt: Wieder geht es um eine Erweiterung der ästhetischen Welt, um ein Verschieben der Grenzen zwischen Anästhetischem und Ästhetischem."¹⁶⁶ Eine solche Sensibilisierung bedeute „ein großes Stück Arbeit an den eingefahrenen Wahrnehmungsmustern“. Im engen Verhältnis von Stadtform und Bild, das er von Lynch übernimmt, verschiebt Sieverts die Gewichte deutlich in Richtung einer „Arbeit an den Innenbildern“¹⁶⁷ – eine Position, die Kritiker als Fatalismus auslegen können angesichts einer Siedungsform, die „im wesentlichen gebaut und vorhanden“ ist.¹⁶⁸ Doch schon Lynch hat an diese Wendung gedacht: "The final objective of such a plan is not the physical shape itself but the quality of an image in the mind. Thus it will be equally useful to improve the image by training the observer."¹⁶⁹ Er denkt diesen Weg bis in pädagogische Konzepte hinein: "[...] the city could be made an animated museum of our society and its hopes."

Zum anderen, so Sieverts, sei der gesuchte Zugang „einfacher über die Wahrnehmung der Spuren des *Lebens* als über die Welt der *Formen*" zu gewinnen.¹⁷⁰ „Denn die Wahrnehmung und Deutung unter Aspekten des lebensweltlichen Bezugs relativiert die von außen herangetragenen kanonisierten ästhetischen Maßstäbe“, womit er sich gegen die Konzepte der Anhänger eines „Mythos der Alten Stadt“ wendet.

¹⁶⁵ Ebenda, S. 96.

¹⁶⁶ Ebenda, S. 111; dort auch das folgende Zitat.

¹⁶⁷ So der Titel des Kapitels auf S. 120 ff. in ebenda.

¹⁶⁸ Sieverts: *Zwischenstadt*, S. 66.

¹⁶⁹ Lynch: *The Image of the City*, S. 117; dort auch das folgende Zitat.

¹⁷⁰ Sieverts: *Zwischenstadt*, S. 111; dort auch das folgende Zitat.

Von dort ist es nur noch ein kleiner Schritt, nach den Maßstäben der Bewohner zu fragen, nach deren inneren Bildern und „Wahrnehmungsmustern“.

Dennoch wird man bei Voruntersuchungen und den auf ihnen fußenden Planungen, aber auch im Rahmen akademischer Forschungen kaum darum herum kommen, sich zunächst an das zu halten, was sichtbar ist, was sich erkennen lässt und verstanden werden kann. So hat Lynch in der Auswertung der Interviews und der anderen Daten darauf geachtet, wie Menschen sich ganz konkret in Boston zurecht finden, wie sie sich orientieren. Erst in diesem überschaubaren Rahmen treten Schwierigkeiten auf, die sich dann auf den Raum und seine Eigenschaften in Beziehung setzen. Auf dieser Grundlage und im Vergleich der Fälle erweist sich das eine Bild als dicht und reichhaltig, das andere als lückenhaft. Insofern hat bereits Lynch das Nicht-Wahrgenommene thematisiert, wenn auch auf „Form“ bezogen und ohne den kulturkritischen Ansatz einer „Anästhetik“.

2.2 Ein früherer Ansatz der Interviewanalyse

Im Rahmen des eingangs erwähnten Forschungsprojektes *Mitten am Rand – Zwischenstadt* sind 21 leitfadengestützte Gesprächsinterviews geführt worden, der überwiegende Teil in nordwestlichen Umlandgemeinden der Stadt Frankfurt am Main bzw. in Stadtteilen nahe der Stadtgrenze. Das Teilprojekt *Zur Bedeutungsgestalt der Zwischenstadt* war dabei vom methodischen Ansatz her hermeneutisch ausgerichtet, d.h. es ging bei der Analyse der Interviews darum, den zu untersuchenden Raum im Westen Frankfurts in seiner exemplarischen „Bedeutung“ zu erfassen, die er für seine Bewohner hat, und von dort aus fallübergreifend mittels einer „Beispielhermeneutik“ auf die „Bedeutungsgestalt“ der Region bzw. der Zwischenstadt zu schließen.¹⁷¹

Im Rahmen des Teilprojekts wurden sieben der 21 Interviews als Einzelfallanalysen bearbeitet. Dabei wurde ein Schema angelegt, das sich an den dreigliedrigen Aufbau anlehnte, wie ihn z.B. antike Dramen zeigen. Ziel war es, in allen Einzelfällen „zu Ende erzählte Geschichten“¹⁷² zu rekonstruieren, wobei die jeweilige „Wohngeschichte“ im Mittelpunkt stand. Die „ganze“ oder „vollständige Geschichte“ wurde als Referenzpunkt bestimmt: „Der Text als Ganzheit ist das Maß der Verwendung seiner Teile.“¹⁷³ In jedem

¹⁷¹ Hahn/Steinbusch: *Zwischen Möglichkeit und Grenze*, S. 110 ff.

¹⁷² Ebenda, S. 115.

¹⁷³ Vgl. das Kapitel *Die Methode der Untersuchung* ebenda, S. 122 ff.; dort auch die folgenden Zitate.

Interview wurde eine solche „ganze Geschichte“ als ein Dreischritt ausgemacht, der sich in der Klammer von Herausforderung („Orientierungsfall“) und Lösung („Orientierungssatz“, d.h. Umziehen oder Bleiben), bewegte und so rekonstruiert wurde.¹⁷⁴ Abschließend wurde entlang einzelner im Zitat angeführter Ausdrücke, voran der Ausdruck „hier“, eine Gesamtbetrachtung verfasst. Wenn auch nur angedeutet, so wurden die Begriffe dabei in ihrem Verwendungskontext gezeigt.¹⁷⁵ Die Frage nach der Wohnortentscheidung („Wie sind Sie hierher gekommen?“) wurde als die wichtigste Frage angesehen – damit sollten möglichst „geschichtenfähige“ Erzählstränge generiert werden.¹⁷⁶

Der Ansatz enthielt erzähl- und forschungstheoretische Annahmen, die bei der neuerlichen Auswertung überprüft wurden. Dabei erschien es besonders wichtig, die Offenheit, Nichtabschließbarkeit und auch Unvollkommenheit des (autobiographischen) Erzählens, die sich einer textimmanenten „Auslegung“ entziehen, stärker zu berücksichtigen. Geschichten bilden lediglich *einen* Bestandteil alltäglicher Konversation und autobiographischen Erzählens. Die Selektion des Datenmaterials, die ursprünglich vorgenommen worden war, erschien vor diesem Hintergrund nicht länger gerechtfertigt.¹⁷⁷

Um in der fallübergreifenden Analyse an den zwischenstädtischen Raum heran zu kommen, wurden in der ursprünglichen Auswertung anhand bestimmter „lokaler Indikatoren“ wie „hier“, „da“ und „dort“, „in der Mitte“ und „dazwischen“¹⁷⁸ die in der Theorie anthropologisch vorweggenommenen Begriffe eher mit Beispielen versehen, als konkret empirisch entdeckt. Dabei kam den Geschichten *als Geschichten* keine tragende Rolle mehr zu.

¹⁷⁴ Ebenda, S. 115. Zwischen beiden Schritten wurde eine Art Orientierungslage ausfindig gemacht, gewissermaßen eine retardierende Schilderung des status quo und des Alltags.

¹⁷⁵ Vgl. Hahn/Steinbusch: *Zwischen Möglichkeit und Grenze*, S. 248 ff.

¹⁷⁶ Vgl. ebenda, S. 122 f.

¹⁷⁷ In der Bühnenarbeit *Dirty Detailing* von Michael Steinbusch und Reem Kadhum für das durch den Hauptstadtkulturfonds geförderten Choreographiefestival *Sixpack vs. Festival* in den Sophiensälen Berlin-Mitte vom 6. bis 18. März 2007 (Gesamtleitung: Angela Schubot/TwoFish), der jenes Interviewmaterial zugrunde lag, wurden vor allem die Passagen, die nicht in derart konzipierte „ganze Geschichten“ passten, zu Gehör gebracht. Dabei zeigte sich, dass ihr Anteil von Interview zu Interview stark variierte. Die Dramaturgie des Stücks entwickelte sich im Wesentlichen entlang der zunehmenden Präsenz, die dem nicht-geschichtenfähigen Erzählen eingeräumt wurde. Die in fünfzeiligen Partituren eingetragenen Interviewbearbeitungen wurden jede von drei Sprechern synchron vorgetragen. Vgl. die 42 min. DVD-Dokumentation der Aufführung vom 17. März 2007, erhältlich beim Mimezentrum Berlin. Dokumentations- und Arbeitszentrum für Bewegung und Tanz, www.mimezentrum.de.

¹⁷⁸ Vgl. Hahn/Steinbusch: *Zwischen Möglichkeit und Grenze*, Anm. 18 auf S. 120, dort bzgl. der „lokalen Indikatoren“ ein Verweis auf die erste Auflage von Rentsch: *Die Konstitution der Moralität*, S. 96 ff.

Zwar wurde davon ausgegangen, die Menschen würden einen Raum um sich herum erst schaffen; forschungspraktisch läuft eine phänomenologische Voreinstellung jedoch Gefahr, stets gleichbleibende Ergebnisse zu liefern, da das Vokabular eines „leiblichen“ Raums einen Kurzschluss produziert zum alltagssprachlichen Vokabular der interviewten Bewohner. Eine Zusammenschau der unter solcher Anleitung beschriebenen Wortgebräuche kommt so leicht dahin, zwischen einem Konvergieren in dem, was bereits anthropologisch vorgedeutet war, und einer bloßen Aufzählung individueller Beispiele zu oszillieren.

Es erscheint daher geboten, die neue Auswertung der Interviewtexte von der Idee wieder zu entfernen, es seien räumliche Begriffe wie „hier“ und „Grenze“, die dazu Anleitung geben könnten. Dieser Schritt fällt nicht leicht, weil der ursprüngliche Ansatzpunkt der Forschung im Themenfeld der „Zwischenstadt“ und der „Stadtregion“ gesucht wurde und dort perspektivisch auch weiterhin angesiedelt ist. So selbstverständlich man beim Thema Stadt Daten und Aussagen über etwas Räumliches erwartet, so notwendig ist aber die Klärung, wie man methodisch überhaupt an „Raum“ herankommen will. Der Weg von der Sprache zum Raum aber führt über das Bild oder das Diagramm.

Die eine Möglichkeit, der oben beschriebenen Gefahr zu entgehen, hätte darin bestanden, reichhaltiges Kontextmaterial zu sammeln und zu den Texten in Beziehung zu setzen – diese Möglichkeit scheidet beim gegebenen Material leider aus. Stattdessen wurde versucht, am Textmaterial selbst das Wirken solcher Kontexte ausfindig zu machen. Diese Idee galt es sprachwissenschaftlich zu fundieren.

Die vorliegende Arbeit bewegt sich ebenso wie die erste Auswertung in einem Feld qualitativer Forschung, insofern im vorliegenden Datenmaterial aus Bewohnerperspektive gesprochen wird. In den Sozial- und Kulturwissenschaften, in der Psychologie wie auch den Erziehungs- und Wirtschaftswissenschaften haben sich qualitative Methoden in Lehre und Forschungspraxis längst etabliert.¹⁷⁹ „Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten ‚von innen heraus‘ aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben. Damit will sie zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) beitragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam machen.“¹⁸⁰

¹⁷⁹ Vgl. Flick/Kardorff/Steinke: *Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick*, S. 13.

¹⁸⁰ Ebenda, S. 14.

3. SPRACHWISSENSCHAFT UND LYNCHS BILDBEGRIFF

3.0 Auch Gespräche sind Texte – zur Einleitung

Die Auseinandersetzung um Kevin Lynchs *The Image of the City* kreiste um drei Themenfelder: Das erste handelte von Elementen und der Art und Weise ihrer Entstehung und ihrer Verbindung; das zweite von den unterschiedlichen Strukturen, die sich bei diesen Prozessen bilden; das dritte, pragmatische, blieb weitgehend unbestimmt. Es kommt dadurch ins Spiel, dass die Elemente und Strukturen nicht einfach für sich existieren, sondern „benutzt“ und angewendet werden, wodurch sie eigentlich erst in Erscheinung treten und so erst das Material hervorbringen, das sich empirisch untersuchen lässt.

Obwohl in Kapitel 4 *Gespräche* analysiert werden sollen, ist im Folgenden überwiegend von *Textwissenschaft* und *Textlinguistik* die Rede. Die *Gesprächslinguistik* als ein eigenes Forschungs- und Theoriefeld stünde zwar auch zur Verfügung und liegt scheinbar näher am Gegenstand, lässt sich jedoch weniger gut auf das I-II-III-Ebenenmodell, das für Kevin Lynchs *The Image of the City* entwickelt wurde, sowie in der konkreten Gestalt des verschrifteten Interviewmaterials anwenden.

Zur Erklärung: Zunächst einmal sind Gesprächs- und Textlinguistik keine voneinander getrennten Gebiete, es existieren weite Überschneidungen. Nicht von ungefähr führt das umfangreichste in Deutschland publizierte Werk zum Thema, der von Klaus Brinker et al. herausgegebene Doppelband *Text- und Gesprächslinguistik*, beide Felder zusammen. Die meisten Lehrbücher nennen jedoch nur eines der Gebiete im Titel¹⁸¹ und verweisen ggf. auf das jeweils andere; so hat z.B. das letzte Kapitel in van Dijks *Textwissenschaft* den Titel *Text und Interaktion – Das Gespräch*.¹⁸²

¹⁸¹ Als Beispiele seien genannt van Dijk: *Textwissenschaft*; Adamzik: *Textlinguistik*, Janich: *Textlinguistik* und Brinker: *Linguistische Textanalyse* einerseits sowie Brinker/Sager: *Linguistische Gesprächsanalyse* und Henne/Rehbock: *Einführung in die Gesprächsanalyse* andererseits.

¹⁸² van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 221 ff.

Der alltagssprachliche Gesprächsbegriff weist im wesentlichen folgende Kennzeichen auf:

- mindestens zwei Interaktanten
- Sprecherwechsel
- mündliche Realisierung
- Ausrichtung auf ein bestimmtes Thema¹⁸³

Die Sprachwissenschaftler Helmut Henne und Helmut Rehbock machen in ihrem Standardwerk zur Gesprächsanalyse die kommunikativ-pragmatische Fragestellung, die zuerst von der amerikanischen Gesprächsforschung aufgeworfen worden ist, am Begriff des *turn* fest, „der im Deutschen mit Gesprächsschritt oder Gesprächsbeitrag (relativ umständlich) wiederzugeben ist“.¹⁸⁴ Zumindest für die amerikanische *conversational analysis* ist der Sprecherwechsel, also das Wechseln des Gesprächsbeitrags von einem Partner (oder Interaktanten) zum anderen, „der offenkundigste Aspekt eines Gesprächs“. Damit wurde „das Funktionieren alltäglicher Gespräche zum Gegenstand wissenschaftlicher Beschreibung“, wobei man davon ausging, dass es „ein System von Regeln geben müsse, das durch konventionelle Signale realisiert werde, deren Austausch den zumeist reibungslosen Ablauf des Gesprächs garantiere.“ Der Linguist van Dijk bezeichnet die *turns* als „charakteristische funktionelle Einheiten des Gesprächs“.¹⁸⁵

Die Sprachwissenschaftler Klaus Brinker und Sven F. Sager binden die Themen der Kommunikation und des Gesprächs eng zusammen und setzen sie zugleich vom Gegenstand des Textes ab: „Da Kommunikation im Kern dialogisch ist, d.h. in der Wechselbeziehung zwischen mindestens einem Sprecher und einem Hörer besteht, geht es der Gesprächsanalyse – im Unterschied zur Textanalyse – nicht nur um Struktur und Funktion sprachlicher Einheiten, sondern auch um den Prozeß der Konstituierung selbst, dessen Resultat dann das Gespräch als dialogischer Text ist.“¹⁸⁶

In den Interviews der vorliegenden Untersuchung wurden Sprecherwechsel jedoch durch eine eingehende Vorabklärung offener Fragen und durch eine zurückhaltende Gesprächsführung deutlich reduziert. Die Gesprächsführung war vielmehr darauf angelegt,

¹⁸³ Aufzählung als Zitat übernommen aus Brinker/Sager: *Linguistische Gesprächsanalyse*, S. 9.

¹⁸⁴ Henne/Rehbock: *Einführung in die Gesprächsanalyse*, S. 2; dort auch die folgenden drei Zitate, teilweise unter Verweis auf Yngve: *On Getting a Word in Edgewise*.

¹⁸⁵ van Dijk: *Textwissenschaften* S. 255.

¹⁸⁶ Brinker/Sager: *Linguistische Gesprächsanalyse*, S. 7. Zum Begriff der Kommunikation in der linguistischen Pragmatik vgl. Meibauer: *Pragmatik*, S. 2, 24, 27, 86 und 91.

die Bewohner zum *Erzählen* zu animieren, um so an möglichst zusammenhängende und ausführliche Redebeiträge zu kommen. Die Aufgabe des Interviewers bestand mehr im Zuhören als im Mitreden. Dahinter stand die methodische Grundannahme des hermeneutisch-soziologischen Forschungsprojekts, für das die Interviews ursprünglich geführt wurden; ihr galten *Geschichten* als die bevorzugte Kategorie, in der Forschungsrelevantes mitgeteilt wird (vgl. Kap. 2.2). Sollen aber *Geschichten* erzählt werden, dann kann eine ausgeprägte Interaktion mit dem Interviewer nur abträglich sein – er würde lediglich seine eigenen Geschichten einbringen und mit denen der Gesprächspartner vermengen. Die beiden ausführlichen Fälle, an denen Henne und Rehbock gesprächsanalytische Kategorien und Verfahren vorführen – ein „Verkaufsgespräch“ und ein „Partygespräch“¹⁸⁷ – zeichnen sich im Gegensatz hierzu durch eine reichhaltige Interaktion aus, die in den Tonbandabschriften an den häufigen Sprecherwechseln zu erkennen ist.

Dass die ausgewerteten Interviews weit weniger Sprecherwechsel zeigen als Gespräche im Kontext alltäglicher Interaktion, liegt also an ihrem Entstehungshintergrund. Sieht man von den zahlreichen zustimmenden und ermunternden Signalen des Interviewers wie „mmh“, „ja“ oder „nicht“ einmal ab, die Brinker/Sager als „reine Hörsignale“ bezeichnen und nicht als Sprecherwechsel werten wollen,¹⁸⁸ dann erscheinen die von mir ausgewerteten Tonbandabschriften schon rein optisch über weite Passagen hinweg als „Texte“ im alltäglichen Sinn eines Zeitungs- oder Buchtextes. Von den „faktischen Kommunikationsabläufen“¹⁸⁹ eines Gesprächs wurde in der Analyse daher weitgehend abstrahiert und das Material wie ein Fließtext behandelt – wobei immer gewahr blieb, dass es sich um einen *erzählten* Text handelt, um ein sprachliches Dokument einer kommunikativen Situation, an der mindestens zwei Personen teilgenommen haben. Hier soll also der „strukturbezogenen Perspektive“ vor der „prozeduralen“ Sichtweise der Vorzug gegeben werden.¹⁹⁰ Erst im letzten Abschnitt des 4. Kapitels werden gesprächstypische Merkmale der Interviews in die Betrachtung einbezogen.

Die metaphorisch ausgedrückte Ausgangsbeobachtung, dass sich beim nachmaligen Lesen der Interviewtexte an mehreren Stellen etwas bewegt habe, ließ sich weder am

¹⁸⁷ Vgl. Henne/Rehbock: Einführung in die Gesprächsanalyse, S. 83 ff.

¹⁸⁸ Vgl. Brinker/Sager: *Linguistische Gesprächsanalyse*, S. 11.

¹⁸⁹ Wunderlich: Studien zur Sprechakttheorie, S. 10.

¹⁹⁰ Vgl. Brinker/Sager: *Linguistische Gesprächsanalyse*, S. 19, die die Begriffe ebenfalls in Anführungszeichen setzen; dieselbe begriffliche Entgegensetzung auf S. 63.

manifesten Gehalt der Äußerungen festmachen, noch an der offenkundigen Bewegtheit des Sprecherwechsels (*turn taking*) und der Interaktionsdynamik der Gespräche.

Häufig bezogen sich die Phänomene auf Äußerungen einer einzelnen Person. Die ersten Versuche, diese „Bewegungen“ in den Text hinein zu skizzieren, machten deutlich, dass es dabei um mehr oder weniger verstreute Sequenzen ging, die für sich genommen bereits einen klaren Sinn haben, zusammen aber und durch die Weise ihrer „Organisation“ und ihres Zusammenspiels ein Plus an Bedeutung hervorbringen. Das Phänomen schien eher im „Text“ und in seiner „Struktur“ zu liegen, als im „Gespräch“ und im „Prozess“.

Beim erneuten Bearbeiten des Interviewmaterials rückte daher die Gesprächsanalyse als ein möglicher theoretischer Fokus in den Hintergrund, während das Erzählen an Bedeutung gewann (vgl. Kap. 3.4). Erzählen deutet auf eine soziale Situation hin, im Ergebnis können aber durchaus Monologe produziert werden, deren Schriftform im alltäglichen Sinne wie ein „Text“ aussieht. Tatsächlich haben dann die *textwissenschaftlichen* Ausführungen Brinkers und besonders van Dijks die Ansätze bereitgestellt, mit denen zugleich auf den organisatorischen Aufbau der *city images* von Lynch und auf das eigentümliche Phänomen der „Bewegung“ reagiert werden konnte. Dieses Phänomen wird als ein dem Text inhärentes „Handeln“, „Machen“ oder „Tun“ bzw. ein beim Hörer ausgelöster „Effekt“ interpretiert (vgl. Kap. 3.3).

Zudem waren *Strukturen* von „inneren Bildern“, die „im Kopf des Hörers“ aufgebaut werden, mit den Ansätzen der Textlinguistik einfacher und zugleich detaillierter zu erfassen als mit denen der Gesprächsanalyse. Am Schluss seiner Einführung in die Textwissenschaft wendet van Dijk die entwickelten Konzepte, v.a. die der semantischen globalen Strukturen („Makrostrukturen“), nochmals auf den Gegenstand des Gesprächs an. Ohne diese oder ähnliche Konzepte, sagt er, gäbe es keine globalen Funktionen in Gesprächen – z.B. die durchgreifende Ausrichtung auf ein bestimmtes Thema – und wäre ihre strategische Steuerung nicht möglich.¹⁹¹ Entwickelt, ausführlich erörtert und begründet werden diese Konzepte aber unter dem Stichwort des „Textes“, nicht des „Gesprächs“.

Der Handlungsaspekt und die „Bewegung“ wurden im *Sprechakt* sowie in einer mentalen Aktivität des *Schlussfolgerns* durch den Hörer „wiedererkannt“. Beide Begriffe werden in diesem Kapitel noch eingehend erläutert und mit Beispielen versehen. Diese Auffassung deckt sich mit dem Hinweis van Dijks, es gehe der Pragmatik zunächst darum, „Äußerungen aufgrund der durch sie verrichteten Sprechakte zu explizieren, und nicht vor

¹⁹¹ Vgl. van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 258 f.

allem um eine systematische Beschreibung der interaktiven Relationen, die Sprechaktsequenzen bilden können.“¹⁹²

Im „Unterschied zur amerikanischen Konversationsanalyse“ ist auch für Brinker/Sager der *Sprechakt* „kein originär dialogischer Ansatz“ und „primär sprecherorientiert“.¹⁹³ Auch die *konversationale Implikatur* des Sprachphilosophen Paul Grice, die für einen pragmatischen Begriff des Schlussfolgerns wichtig ist (vgl. Kap. 3.3.2), arbeitet durchweg mit sehr kurzen und zudem konstruierten Beispielen von Konversation, die verglichen mit einem empirischen Gespräch völlig unterkomplex sind, auf das Funktionieren von Texten aber gut übertragen werden können.

Zwar plädiert van Dijk perspektivisch dafür, dass „eine seriöse Sprechakttheorie als eine wesentliche Basiskomponente eine Theorie der sprachlichen Interaktion beinhalten muss. Gleiches gilt mutatis mutandis für die Texttheorie.“¹⁹⁴ Diesen interaktiv erweiterten Begriff einer Pragmatik, die Text- und Gesprächsanalyse perspektivisch miteinander verschmilzt, kann die vorgelegte Untersuchung jedoch schon aufgrund ihrer empirischen Grundlage nicht umsetzen. Ein besser geeignetes Material müsste allerdings nicht die Interaktion mit dem Interviewer intensivieren, sondern als ein Gespräch zwischen Bewohnern im Alltag wiedergeben werden.

So kommt es, dass das untersuchte Material der Sache nach *Gespräche* dokumentiert, im Hintergrund der empirischen Untersuchung aber gleichwohl *Textwissenschaft* steht. Die Berührungspunkte zwischen beiden Gebieten sind dabei vielfältig und essentiell. Betrachtet man ein sprachliches Material als „Text“ und nicht als „Gespräch“, dann ist das keinesfalls nur mit Verlust verbunden. Vor allem wird der Begriff der „Funktion“ prägnanter. Für Brinker/Sager ist „die Einheit ‚Text‘ in pragmatischer Hinsicht durch das Konzept der kommunikativen Funktion (Textfunktion) charakterisiert“.¹⁹⁵ Die Definition des Gesprächs enthalte dagegen keine solche kommunikativ-funktionale Bestimmung: „Da sich das für den Textbegriff grundlegende Konzept der kommunikativen Funktion primär auf den einzelnen Sprecher bzw. Schreiber bezieht, ist seine Anwendung lediglich auf den einzelnen Gesprächsbeitrag möglich, auf das Gespräch als ganzes aber problematisch.“¹⁹⁶

Der Sprachwissenschaftler Wolfgang Heinemann bezeichnet nicht „Sätze“, sondern

¹⁹² van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 233.

¹⁹³ Brinker/Sager: *Linguistische Gesprächsanalyse*, S. 17.

¹⁹⁴ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 234.

¹⁹⁵ Brinker/Sager: *Linguistische Gesprächsanalyse*, S. 12.

¹⁹⁶ Ebenda, S. 13.

„Texte“ als „Grundeinheiten der sprachlichen Kommunikation“.¹⁹⁷ „Wir leben in einer Welt von Texten: ‚Es wird, wenn überhaupt gesprochen wird, nur in Texten gesprochen [...]. Nur texthafte und textwertige Sprache ist das Kommunikationsmittel zwischen den Menschen.‘ Überall finden wir Schrift-Text und Sprech-Text, Texte von gestern, von heute“.¹⁹⁸ Ebenso versteht van Dijk „ein Gespräch [...] als ‚Text‘ oder ‚Äußerung‘ eines konversationellen Handelns“.¹⁹⁹

Für Heinemann ist daher „Text“ der Oberbegriff für jedwede sprachliche Produktion im Rahmen eines kommunikativen Handelns: „Texte werden nur produziert, wenn Individuen etwas erreichen wollen, wenn sie in einer bestimmten Situation aus einem äußeren oder inneren Anlass [...] ein bestimmtes Ziel verfolgen, von dem sie annehmen oder wissen, dass sie es nur mit Hilfe eines Partners realisieren können. In einer solchen Situation werden die Individuen zu Partnern, die miteinander kommunizieren, indem sie Texte produzieren. Texte sind daher primär ein soziales Faktum, gebunden an das konkrete, auf (einen) Partner bezogene Handeln von Individuen in einem bestimmten sozialen Umfeld, einer *sozialen Interaktion*.“²⁰⁰

Für den Begriff des Textes ist weiterhin von zentraler Bedeutung, dass dieser „Kohärenz“ aufweist. Brinker unterscheidet zwischen „grammatischen“ und „thematischen Bedingungen der Textkohärenz“.²⁰¹ Beide sind eng miteinander verwoben und gehören zur Analyse der Textstruktur.²⁰² Dagegen rechnet van Dijk die thematischen, semantisch geprägten Makrostrukturen noch selbst zur Grammatik, weil er das grammatische Gebiet so weit fasst, dass es die Semantik mit umgreift.²⁰³ Bei van Dijk stehen, wie auch bei Brinker²⁰⁴, den strukturellen Aspekten des Sprachsystems insgesamt die pragmatischen Funktionen gegenüber. Für die hier verfolgte Argumentation soll die Unterscheidung von

¹⁹⁷ Heinemann: *Textpragmatische und kommunikative Ansätze*, S. 114. Auch für Henne/Rehbock: *Einführung in die Gesprächsanalyse* ist das Gespräch „eine Grundeinheit menschlicher Rede“ (S. 6), während Goffman: *Rede-Weisen für die Analyse von Gesprächen* feststellt, ihre Grundeinheit sei die soziale Situation (S. 17).

¹⁹⁸ Heinemann: *Textpragmatische und kommunikative Ansätze*, S. 114 unter Verweis auf Hartmann: *Texte als linguistisches Objekt*.

¹⁹⁹ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 221.

²⁰⁰ Heinemann: *Textpragmatische und kommunikative Ansätze*, S. 114 (Herv. d. Verf.).

²⁰¹ Vgl. die gleichlautenden Kapitelüberschriften in Brinker: *Linguistische Textanalyse*, Kap. 3.3 S. 26ff und Kap. 3.4 S. 40ff.

²⁰² Vgl. Brinker: *Linguistische Textanalyse*, S. 21 ff.

²⁰³ Vgl. bei van Dijk: *Textwissenschaft* das 2. Kapitel *Text und Grammatik* (S. 18 ff.; insbes. S. 20 ff zur Semantik) und Kapitel 2.3 *Makrostrukturen von Texten* (S. 41 ff.).

²⁰⁴ Brinker: *Linguistische Textanalyse*, S. 78ff.

Brinker maßgeblich sein, daher wird mit Blick auf die Textstruktur von grammatischen und thematischen Aspekten die Rede sein. Die Semantik hat Verbindungen in beide Bereiche. Pragmatische Funktionen wiederum existieren sowohl auf der linear organisierten grammatischen Ebene, wie auch auf der globalen thematischen Ebene.

Im Folgenden geht es zunächst um die grammatischen Strukturen als die lokal verorteten und linear organisierten Bindungen, die in der Sprache als einem „System“ angelegt sind (vgl. Kap. 3.1). Dann werden die global ausgeprägten Makrostrukturen behandelt, die über die linearen Folgen von Sätzen und Satzsequenzen hinausgreifen (Kap. 3.2). Makrostrukturen rekonstruieren auf abstrakte Weise unser Vermögen, über einen ganzen Text hinweg einen Zusammenhang herzustellen, der sowohl die Textproduktion als auch das Hörerverstehen anleitet.²⁰⁵ Sie sind wesentlich semantische Gebilde, sie stellen den Inhalt eines Textes dar.²⁰⁶ Bei der Semantik geht es nicht nur um die allgemeine, konventionelle Bedeutung von Wörtern und Sätzen und um die Bedeutung globaler Textzusammenhänge, sondern auch um die *Referenz* auf die Wirklichkeit, auf bestimmte Individuen, Objekte, Ereignisse usw.

Wie alle anderen Handlungen auch können referenzielle Handlungen gelingen oder misslingen und reichen damit in den Bereich der *Pragmatik* hinein. Dort gelten jedoch andere Regeln als für die „Kombinatorik“ der grammatischen Ebene. Strukturen werden auch pragmatisch hervorgebracht (vgl. Kap. 3.3). Dieser Aspekt führt zur Betrachtung von *Kontextverhältnissen*, auf die sich die pragmatischen Regeln beziehen. Diesen Kontextbegriff zu entfalten schafft eine spannungsvolle Nähe zu den Ausgangsüberlegungen, die beim *inneren Bild der Stadt* ansetzen. Theorie soll hier den Boden bereiten für eine Analyse, die den *inneren Bildern der Stadt* bei der pragmatischen Bedeutungsgenese eine aktive Rolle zuweist (vgl. Kap. 3.5).

Im empirischen 4. Teil spielen die grammatischen Strukturen eine Rolle, insofern einzelne Sequenzen des Textes verschiedene Themen beinhalten und diese linear verbinden. Hinzu kommen globale thematische Strukturen und eine darauf bezogene Pragmatik. Die auf einzelne Sätze und Sequenzen bezogene Pragmatik hingegen spielt in den Analysen keine Rolle. In diesem mehrschichtigen Aufbau wird die Parallele zur Struktur der „Stadtbilder“ von Kevin Lynch deutlich. Im ersten Beispiel von Kapitel 4.1 wird dieser Zusammenhang in einer Diagrammfolge exemplarisch erläutert.

Die Kapitel 3.1 bis 3.3 blicken mit einigermaßen abstrakten wissenschaftlichen

²⁰⁵ Vgl. van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 41 ff.

²⁰⁶ Vgl. van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 41.

Kategorien nachträglich auf ein komplexes empirisches Material; Kapitel 3.4 führt hingegen unmittelbar an die Entstehungsbedingungen der Interviews heran. Was in diesen geschieht, lässt sich am leichtesten als ein *Erzählen* fassen. Erzählen als ein Zugang zu sozialen Wirklichkeiten und zu einem damit verschränkten „kommunikativen Gedächtnis“²⁰⁷ wird von der *Erzählforschung* thematisiert, die breite Anchlüsse an Gesprächsanalyse, Textlinguistik und Bewusstseinsanalyse zeigt.²⁰⁸ Was dabei zusätzlich in den Blick kommt, sind die *sozialen Funktionen*, die das Erzählen übernimmt. Über das *autobiographische Erzählen* als besonders wichtiger Praxisbereich gerät schließlich das Konzept der *Identität* in den Blick, welches von der Pragmatik des Erzählens seine eigene prozesshafte Gestalt erbt. Die Perspektive, die dank der *sozialen Funktionen* durch das empirische Material hindurch gelegt werden kann, ist deshalb notwendig, weil ohne sie in den Analysen und insbesondere in einigen Zeichnungen des 4. Kapitels eine Ebene fehlen würde, durch die erst klar wird, was die Sprecher (oder Erzähler) durch oder bei ihrem Sprechen eigentlich erreichen wollen. Ohne dieses intentionale Moment kommt aber keine *Pragmatik* in den Blick.

Neben „Funktion“ und „Kohärenz“ beschäftigen sich Textwissenschaften mit „Kontext“. Ein Text steht nie für sich allein, sondern wird z.B. mit Informationen verbunden, die außerhalb seiner selbst liegen. Kontextuelle Information und kontextuelles Wissen kann auf unterschiedliche Weisen vorliegen und Einfluss erlangen. Davon wird ausführlich in Kapitel 3.3 die Rede sein.

Brinker/Sager haben darauf hingewiesen, dass das für den Textbegriff grundlegende Konzept der kommunikativen Funktion in seiner Anwendung „auf den einzelnen Gesprächsbeitrag möglich, auf das Gespräch als ganzes aber problematisch“ sei.²⁰⁹ In Kapitel 3.5 wird deutlich werden, dass der Funktionsbegriff keinesfalls unproblematisch ist, wenn man ihn in einer globalen Perspektive auf Texte anwendet, und nicht auf einzelne lokale (lokalisierbare, linear angelegte) Sprechakte.

²⁰⁷ Welzer/Moller/Tschuggnall: „Opa war kein Nazi“, S. 12 f.

²⁰⁸ Vgl. insbes. Lehmann: *Reden über Erfahrung*; ders.: *Zur Typisierung alltäglichen Erzählens* sowie Ehlich: *Der Alltag des Erzählens*.

²⁰⁹ Brinker/Sager: *Linguistische Gesprächsanalyse*, S. 13.

3.1 I – Elemente und Sequenzen, linear: Grammatische Beziehungen

Nach van Dijk behandelt eine Grammatik das „System“ einer Sprache, das aus Regeln, Kategorien, Definitionen usw. besteht und die Basis für die Produktion und das Verständnis von Sprachäußerungen bildet.²¹⁰ Die *Struktur* von konkreten Äußerungen ist auf das Sprachsystem bezogen; sie kann auf mehreren Ebenen oder Niveaus beschrieben werden, auf denen bestimmte Regeln gelten. Sie haben einen abstrakten und konventionellen Charakter. Zu den grammatischen Niveaus zählt van Dijk die *Phonologie*, die die Lautformen behandelt, und die *Morphologie* als das Gebiet der Wortformen (Morpheme). Diese Morpheme sind die kleinsten bedeutungstragenden Einheiten und stellen die Basis für alle folgenden Beschreibungsebenen dar. So wie sich Lautformen linear zu Wortformen verbinden, so ergeben sich in einer linearen Folge aus Wörtern Sätze. Das dritte Niveau, die *Syntax* bzw. die Lehre vom Satzbau, gibt an, welche Kombinationen von Wörtern überhaupt sinnvolle Sätze bilden. Dabei kommen Regeln zur Anwendung, die sich auf Ordnungskategorien wie Artikel, Substantive, und Adverbien beziehen und deren Kombinationsmöglichkeiten angeben. Die *Semantik* schließlich handelt von den Bedeutungen der Wörter und Wortgruppen und von der Rolle, die die Ordnungskategorien und ihre Kombinationen für die Bedeutungsbildung auf der Satzebene haben. Im Hintergrund dessen steht das *Lexikon* einer Sprache, das die allgemeinen, konventionellen Wortbedeutungen verzeichnet. Auch hier spielen Kategorien bzw. Klassifizierungen eine Rolle, „Bewegung“ z.B. wäre eine mögliche Kategorisierung für die Verben „gehen“, „laufen“, „reisen“ und „umziehen“. Ein Wort wie „der“ kann dagegen seine Bedeutung nicht aus übergeordneten, klassifizierenden Begriffen ableiten; seine Bedeutung ergibt sich funktional innerhalb der Bedeutungsbeziehungen einer Wort- oder Satzgruppe.

Die Semantik hat aber nicht nur mit den allgemeinen, konventionellen Bedeutungen zu tun, schreibt van Dijk, sondern auch mit den Beziehungen zwischen diesen Bedeutungen und der Wirklichkeit.²¹¹ Man nennt dies die *referenzielle* Dimension der Semantik. Mit dem Ausdruck „das schöne Haus“ kann ich mich auf ein ganz bestimmtes Haus beziehen (referieren), in dieser Welt oder in einer möglichen wie etwa in einem literarischen Text. „Die Benutzung der Wortgruppe *der kleine Mann* drückt nicht nur eine

²¹⁰ Vgl. für diesen Absatz van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 18 ff.; auch Brinker: *Linguistische Textanalyse* geht von einem „Sprachsystem“ aus (S. 13 u.a.) und stellt es der „Sprachverwendung“ gegenüber (S. 29).

²¹¹ Vgl. van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 21; dort auch das folgende Zitat (Herv. d. Verf.).

konzeptionelle Einheit aus (als Teil der Klasse Individuum, menschlich, männlich, ..., mit der Eigenschaft, eine kleinere als die durchschnittliche Länge zu besitzen, (...)'), sondern kann auch auf ein spezielles Objekt *verweisen* (referieren), das diese konzeptionellen Bedingungen erfüllt, z.B. meinen Bruder Peter."

Die Zuweisung von Einheiten der Wirklichkeit zu Äußerungen einer Sprache nennt man *Interpretation*; sie beruht auf der Zuweisung von Bedeutungen zu Sätzen, auf Verstehen also. „Wir wissen nicht, worauf eine Gruppe von Wörtern verweist, wenn wir nicht wissen, was sie bedeutet“, sagt van Dijk.²¹² Das Thema der Referenz wird im übernächsten Kapitel über *Pragmatik* wiederkehren, in dem es um sprachliche Handlungen geht, also um *Sprechakte*. Das Referieren wird dann als Bestandteil solcher Handlungen bestimmt. Wichtig für die Textanalyse ist, dass bestimmte Eigenschaften von Texten wie Inhalt, Thema und Zusammenhang (Kohärenz) in Begriffen der Semantik dargelegt werden, wenn auch als „semantische Beschreibung innerhalb einer Grammatik“. Diese *linguistische* Semantik steht in Verbindung mit einer *kognitiven*, bei der u.a. das Weltwissen der Sprecher eine wichtige Rolle spielt.

Für den Aufbau von Texten ist charakteristisch, dass sich Sätze in linearer Folge zu *Sequenzen* verbinden, die sinnvolle Verbindungen herstellen – analog der Verbindung von Wörtern zu Sätzen. Häufig beruhen die Beziehungen zwischen Sätzen auf Verbindungen, die sich zwischen einzelnen ihrer Elemente entwickeln.²¹³ Die Elemente haben dann sowohl Beziehungen in den Satz hinein wie auch zu anderen Sätzen aus ihm heraus.

Teun van Dijk behandelt die Zusammenhänge zwischen Sätzen, die zu Satzsequenzen führen, „auf denselben grammatischen Ebenen (Morpho-Phonologie, Syntax und Semantik)“ wie zuvor die Struktur von Sätzen.²¹⁴ Dabei wird betrachtet, welche möglichen Satzsequenzen es in einer Sprache überhaupt gibt, wie die syntaktische und semantische Struktur eines Satzes in der einen Sequenz die der anderen Sätze bestimmt, und wie Gruppen von Sätzen sich zu Einheiten zusammen schließen.²¹⁵ „Welche Aneinanderreihungen von Sätzen sind verständlich und interpretierbar, und welche sind es nicht?“²¹⁶ Dabei zielt van Dijk auf die Bedingungen, „die bestimmen, welche Sätze (d.h. deren Bedeutungen) miteinander zu einer Sequenz verbunden werden können.“

²¹² Ebenda, S. 21; dort auch das folgende Zitat.

²¹³ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 22.

²¹⁴ Ebenda, S. 22; an dieser Stelle wird besonders deutlich, wie weitgehend van Dijk die Semantik der Grammatik zuordnet.

²¹⁵ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 22 f.

²¹⁶ Vgl. ebenda, S. 24.

In den folgenden zwei Sequenzen sei dies fraglich:

Jan hat sein Examen bestanden. Seine Mutter verbrachte ihren Urlaub letztes Jahr in Italien.

Wie spät ist es? Gib's mir doch mal!²¹⁷

Die sequentiellen Beziehungen zwischen Sätzen sind überwiegend semantischer Art, sie nehmen also Bezug auf Bedeutung und Referenz der einzelnen Sätze und Wörter, obgleich es auch morphologische und syntaktische (also im engeren Sinne grammatische) Zusammenhänge zwischen Sätzen gibt.²¹⁸ In den oben aufgeführten Sequenzen fehlt dieser Bedeutungszusammenhang. Es gibt aber auch Beziehungen zwischen Sätzen, die über Verbindungen zwischen ihren *Referenten* hergestellt werden und nicht über die allgemeinen Bedeutungen, die in ihnen ausgedrückt sind.

Doch in „letzter Instanz hängen die Bedingungen für den Zusammenhang von Sätzen und Sequenzen ab von den Bezügen zwischen bestimmten Sachverhalten“, schreibt van Dijk, und liefert folgende Sequenz als Beispiel:²¹⁹

Jan hat sein Examen bestanden. Er ist in Amsterdam geboren.

Obwohl in beiden Sätzen auf dasselbe Individuum referiert wird, nämlich auf *Jan*, reicht diese referentielle Identität nicht aus. In diesem Falle wäre es notwendig, auch die beiden ausgedrückten Sachverhalte miteinander zu verbinden.

²¹⁷ Ebenda. Der besseren Lesbarkeit willen werden zitierte Beispielsätze nicht durch Anführungszeichen kenntlich gemacht, sondern durch vergrößerten Absatzeinzug.

²¹⁸ Ebenda, S. 23, 24, 25. Brinker: *Linguistische Textanalyse* behandelt dagegen die grammatischen Grundlagen des Zusammenhangs von Sätzen sehr ausführlich unter dem Stichwort der „Wiederaufnahme“. Auf dieses Prinzip wird weiter unten eingegangen. Allerdings schränkt Brinker ein: „Grammatische Verknüpfungssignale können für das Textverstehen sogar weitgehend entbehrlich sein, wenn der Rezipient über ein ausreichendes thematisches und kontextuelles Hintergrundwissen verfügt“ (S. 40). Damit ist wieder die Semantik angesprochen. Wie ungleich hier die begrifflichen Einteilungen verlaufen, sieht man daran, dass van Dijk auch die globalen thematischen Strukturen (Makrostrukturen) weitgehend noch im Bereich der Grammatik ansiedelt.

²¹⁹ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 26 f. Die folgenden Sequenzen werden wortwörtlich wiedergegeben, die Interpretationen in enger Anlehnung an van Dijks Ausführungen.

Im folgenden Satzpaar ist dieser Sachverhalt dagegen verständlich, obwohl noch nicht einmal auf ein identisches Individuum referiert wird:²²⁰

Peter hat ein Klavier gekauft. Gerd hat letzte Woche auch schon eines gekauft.

Hier ist die Identität eines Merkmals, auf das referiert wird (der Referent), ausreichend für den Zusammenhang der Sequenz. Im folgenden Beispiel ist das trotz der Identität des Referenten nicht so sicher:²²¹

Hans und Grete haben letzte Woche geheiratet. Königin Beatrix ist mit Prinz Claus verheiratet.

Obwohl auf denselben Typ von Beziehungen referiert wird, nämlich das Verheiratetsein, bleibt die Relation der Sachverhalte unklar. Diese Unklarheit könnte auch im Beispiel zuvor vorliegen, doch gehören Peter und Gerd offensichtlich zum Bekanntenkreis des Sprechers. Dadurch wird die Relation sogar bestärkt, anders als im letzten Beispiel, in dem die dort genannten Personen wahrscheinlich nicht miteinander bekannt sind.

Teun van Dijk betont, in den gegebenen Beispielen seien die Bedingungen für den Zusammenhang der Sequenzen „schon nicht mehr nur semantisch, weil die Begriffe ‚Sprecher‘ oder ‚Kenntnisse/Wissen des Sprechers‘ in der Semantik nicht definiert waren.“²²² Daraus folge, „dass derartige Bedingungen für einen Zusammenhang in der Pragmatik oder in der Psychologie behandelt werden müssen.“ Dies gelte auch für die Beziehung zwischen den Gesprächspartnern und für ihre Vorstellung von den Sachverhalten.²²³ „Für manche Sprecher können zwei Tatsachen miteinander verbunden sein, für andere wieder nicht, abhängig von ihrem Wissen über die Welt, ihren Meinungen und Wünschen.“²²⁴

In diesen einfachen Beispielen zeichnet sich bereits der enge Zusammenhang von Semantik und Pragmatik ab, der sich zusammen mit den grammatischen Strukturen

²²⁰ Vgl. van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 28.

²²¹ Vgl. van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 28.

²²² van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 28.

²²³ Tomasello: *Der Ursprung der menschlichen Kommunikation* würde an dieser Stelle den Begriff des *gemeinsamen Hintergrunds* verwenden; vgl. dort S. 12 ff. und das 3. Kapitel auf S. 68 ff.

²²⁴ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 28.

entfaltet. Es existiert ein regelrechtes „Grenzgebiet von Semantik und Pragmatik“.²²⁵ Das Einfließen von Wissen in die Prozesse der Produktion und Interpretation von sprachlichen Äußerungen ist ein Kennzeichen pragmatischer Phänomene. Dabei handelt dieses Wissen davon, was normalerweise der Fall ist. Dies hat zur Folge, dass die entsprechenden Informationen im Text auch weggelassen werden können und implizit bleiben.²²⁶ Mit dem Wissen sind aber auch die Wissensträger angesprochen, also Sprecher und Hörer. Auch die Bezugnahme auf räumliche und zeitliche Kontexte ist pragmatisch und beruht darauf, dass Äußerungen zugleich Handlungen sein können.²²⁷

Zwischen zwei Sätzen²²⁸ p und q können unterschiedliche Arten von Verbindungen bestehen. Wenn p und q als die beiden Sachverhalte A und B interpretiert werden, dann ergibt sich eine Konnexion, wenn A und B folgendermaßen zusammenhängen:

A ist Ursache von B (B ist Folge von A).

A ist eine Begründung von B (wobei B eine Handlung ist oder die Folge einer Handlung).

A und B ereignen sich in derselben Situation (d.h.: im Weltzeitpaar $\{w_i, t_i\}$ und gehören demselben konzeptionellen Bereich an; zugelassen ist:

- A gleichzeitig mit B ;
- A findet in einer Teilperiode von B statt (oder umgekehrt);
- A und B folgen aufeinander (wie in der kausalen Beziehung);
- A und B überlappen einander.

A ist notwendigerweise (logisch, konzeptionell) Teil von B , oder umgekehrt.

A ist ein normaler (konventioneller) ‚Bestandteil‘ von B , oder umgekehrt.²²⁹

Ein Beispiel für den vorletzten Fall wäre:

Peter hat keine Frau, weil er Junggeselle ist.²³⁰

²²⁵ Tomasello: Der Ursprung der menschlichen Kommunikation, S. 38.

²²⁶ Vgl. ebenda, S. 33.

²²⁷ Vgl. Meibauer: *Pragmatik*, S. 8 f.

²²⁸ Richtig wäre es hier, von *Propositionen* statt von *Sätzen* zu sprechen. Propositionen geben die reinen Sachverhalte wieder, bar des Handlungscharakters, den sprachliche Äußerungen außerdem noch besitzen. Der Begriff wird weiter unten im Zusammenhang mit dem Thema *Pragmatik* ausführlich erklärt.

²²⁹ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 31 ohne die dortige, sich durch jedes Kapitel ziehende Nummerierung der Beispielsätze.

Teun van Dijk macht darauf aufmerksam, dass diese Bedingungen relativ in Bezug auf eine Menge *C* von Sätzen gelten, durch die erst die Basis der Vergleichbarkeit, d.h. die Gesetzmäßigkeiten und das allgemeine Wissen, hergestellt werden, „weswegen sich ein Sprecher Beziehungen zwischen Sachverhalten vorstellen kann und darf.“²³¹ Er spricht von einem „konventionellen Wissen von typischen Situationen und Geschehnisabläufen“, das in sog. Rahmen bzw. *frames* vorliegt (das Thema der *frames* behandelt van Dijk ausführlich in seinem 6. Kapitel im Zusammenhang mit der Psychologie der Textverarbeitung). Sie bestimmen die oben genannten Bedingungen, z.B. dass etwas ein „Bestandteil“ eines Sachverhalts ist (das wäre der letzte Fall in der Aufzählung), und sorgen so dafür, dass eine Sequenz „semantisch akzeptabel“ ist.²³² Teun van Dijk gibt folgende Beispiele:²³³

Peter hatte kein Geld, so dass er eben nicht in die Kneipe gegangen ist.

Die Ernte war nicht gut. Es hatte den ganzen Sommer nicht geregnet.

Beim ersten Beispiel muss man wissen, dass man in einer Kneipe normalerweise Essen und Getränke bezahlen muss, im zweiten, dass ausbleibender Regen häufig zu Missernten führt.²³⁴

Dafür, dass zwei Aussagen konnex sind, muss die Menge *C* außer einem konventionellen, wissensbasierten Rahmen auch noch Informationen über das Thema der Sequenz enthalten. „Nicht nur die Sachverhalte, über die gesprochen wird, müssen miteinander zusammen hängen, sondern auch, was wir *darüber* sagen, muss in gewisser Weise zusammenhängen, eine gewisse Kontinuität besitzen, immer bezogen auf ein bestimmtes *Thema des Gesprächs* (topic of conversation).“²³⁵ Der nächste Abschnitt von van Dijk befasst sich mit thematischen Strukturen von Texten und ihren besonderen Eigenschaften. Dass wir außer den Aussagen über Sachverhalte, die paarweise zusammen

²³⁰ Ebenda, S. 29. In diesem Beispiel geht es nicht um die Beziehung zwischen zwei Sätzen, sondern um die zwischen Hauptsatz und Nebensatz bzw. diejenige zwischen den beiden Propositionen der (Teil-) Sätze.

²³¹ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 31.

²³² van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 31.

²³³ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 31.

²³⁴ Vgl. van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 31.

²³⁵ Ebenda, S. 31 (Herv. d. Verf.).

hängen („A und B“), auch noch etwas „darüber“ sagen, deutet bereits den globalen und übergreifenden Zusammenhang solcher Strukturen an.

Eine weitere Möglichkeit, Verbindungen zwischen mehreren Sätzen aufzubauen, ist nach van Dijk dann gegeben, wenn sie auf dieselbe Person oder dasselbe Objekt verweisen, den sog. Textreferenten.²³⁶ Auch Brinker betont dessen Rolle für den Zusammenhang, in dem sich ein Text entwickelt: „Während die Textreferenten in einer bestimmten Zeit ‚dieselben‘ bleiben können, geben die Prädikate, intuitiv ausgedrückt, immer wieder *neue Informationen*, die so für den *Fortgang* der Sequenz sorgen.“²³⁷ Er nennt den Textreferenten Referenzträger und diese Art der Herstellung von Textkohärenz Wiederaufnahme – ein Begriff, den van Dijk nicht verwendet. Allein mit den unterschiedlichen Formen der Wiederaufnahme bestreitet Brinkers Standardwerk das gesamte Kapitel *Grammatische Bedingungen der Textkohärenz*.²³⁸

Der Referenzträger kann über eine Sequenz hinweg durch Wiederholung desselben Substantivs, durch andere Substantive, die dieselbe Referenz aufweisen, oder durch (Personal-) Pronomen wie „er“ und „sie“ wieder aufgenommen werden.²³⁹ Brinker gibt folgendes Beispiel:²⁴⁰

Ein Mann war zu Rad unterwegs und wollte auf einen Berg steigen; *ersah* ein Anwesen liegen und stellte dort ein. *Der Mann* hieß Oberstelehn und hielt von sich nicht viel; *er* konnte auch mit seinem Namen nicht Staat machen, der die Amtsstuben verdroß [...].

In diesem Beispiel erfolgen zwei Wiederaufnahmen, zuerst und später wieder durch das Personalpronomen „er“ (zuerst auf „Ein Mann“, später auf „Der Mann“ bezogen) sowie durch Wiederholung („Der Mann“). Im folgenden Beispiel erfolgen die Wiederaufnahmen durch andere Substantive:

²³⁶ Vgl. ebenda, S. 33 f.

²³⁷ Brinker: *Linguistische Textanalyse*.

²³⁸ Vgl. Brinker: *Linguistische Textanalyse*, S. 26 ff.

²³⁹ Vgl. ebenda, S. 27. Bei der Darstellung der Wiederaufnahme geht es hier um eine Wiedergabe des Prinzips, daher werden weitere Unterscheidungen, die Brinker trifft, nicht referiert.

²⁴⁰ Brinker: *Linguistische Textanalyse*, S. 26 unter Verweis auf den 1950 erschienenen Roman *Eine Stimme hebt an* von Gerd Gaiser (wie bei Brinker sind Bezugsausdrücke fett und Wiederaufnahmen kursiv gesetzt).

Auf ungewöhnliche Weise wollte ein 43 Jahre alter Mann aus Pforzheim in der Nacht zum Donnerstag Selbstmord begehen. Wie die Polizei mitteilte, war *der Facharbeiter* nach Streitigkeiten in seiner Wohnung in Notarrest gebracht worden. Dort leerten die Beamten *dem Betrunkenen* vorschriftsmäßig die Taschen, um ‚Dummheiten‘ *des Gefangenen* zu verhindern. Eine halbe Stunde später fanden die Beamten *den Mann* mit aufgeschnittenen Pulsadern in seiner Zelle vor. [...].²⁴¹

In diesem Beispiel beziehen sich die Substantive *Mann*, *Facharbeiter*, *Betrunkenen* und *Gefangener* auf dieselbe Person, dadurch kommt die Wiederaufnahme zustande. Bemerkenswert an diesem Beispiel ist, dass die referenzidentische Verbindung erst durch den Text aufgebaut wird; sie ergibt sich nicht unabhängig vom Text, nicht aus dem Lexikon unserer Sprache mit seinen konventionellen Bedeutungen, Bedeutungskategorien und -beziehungen: Nicht alle Männer haben ein Alkoholproblem, nicht jeder 43jährige verbringt seine Nächte in Ausnüchterungszellen, nicht jeder Pforzheimer ist betrunken usw.

Es ist also nicht das sprachliche System, das in diesem Beispiel hinter den Verbindungen steht, sondern die Sprachverwendung.²⁴² „Dass der Leser die verschiedenen Ausdrücke auf dieselbe Person bezieht, wird dadurch erreicht, dass eine regelhafte Abfolge von unbestimmtem und bestimmtem Artikel vorliegt und andere Möglichkeiten der Bezugnahme nicht vorhanden sind.“²⁴³ Dasselbe gilt für die Kontext- bzw. Wissensabhängigkeit von Aussagen, die wir seiner Meinung nach beim Lesen und Verstehen des Textes unbewusst ergänzen, um so Verbindungen zu erzeugen: ‚Dieser Mann war ein Facharbeiter, und er war betrunken‘ (aus dem Kontext); ‚Wenn jemand arretiert wird, ist er ein Gefangener‘ (aus unserer Weltkenntnis).“²⁴⁴

²⁴¹ Brinker: *Linguistische Textanalyse*, S. 27 unter Verweis auf den Zeitungsartikel *Gefährliches Glasauge* in: Die Welt vom 22. Juli 1977.

²⁴² Vgl. Brinker: *Linguistische Textanalyse*, S. 29.

²⁴³ Ebenda, S. 29. Brinker behandelt die Artikelwahl und ihre Rolle innerhalb der Informationsstruktur von Texten auf S. 27 f. Der bestimmte Artikel (*der/dem/den* im letzten Beispiel) signalisiert Bekanntheit. Bekanntheit kann dabei auch außertextlich begründet sein – ein Hinweis auf pragmatische Regeln und Kontexte. Würde hier stattdessen der unbestimmte Artikel verwendet (*ein/einem/einen*), dann würde sich das Substantiv nicht mehr auf dasselbe Individuum beziehen. Die Aufeinanderfolge bestimmter und unbestimmter Artikel folgt dabei gewissen Regeln, die den Zusammenhang der Sequenz garantieren.

²⁴⁴ Ebenda, S. 29.

3.2 II – Strukturelle Ebenen, global: Thematische Beziehungen

Ein erster Schritt aus linearen Abwicklungen heraus in Richtung globaler Zusammenhänge liegt in der Unterscheidung zwischen Paaren direkt aufeinander folgender Sätze und Verbindungen von einander nicht direkt folgenden Sätzen (oder Satzreihen).²⁴⁵

Das Konzept der Makrostrukturen systematisiert dieses Prinzip für einen globalen Textzusammenhang. Es wurde von van Dijk im Rahmen der Erzähltextanalyse entwickelt²⁴⁶, in Brinkers Standardwerk *Linguistische Textanalyse* wurde dieser Ansatz zuletzt noch ausführlich gewürdigt.²⁴⁷ Seine Bedeutung für die vorliegende Untersuchung liegt darin, dass er den weitgehend *linearen* grammatischen Textstrukturen eine satz- und sequenzübergreifende *globale* Ebene hinzufügt.

Makrostrukturen organisieren das Thema eines Textes oder einer Textpassage.²⁴⁸ Sie strukturieren, worum sich der Text dreht, und stellen so einen umfassenden Zusammenhalt her. Somit tragen Makrostrukturen zur textlichen Kohärenz bei: Diese ist im inhaltlichen Sinne bereits „grundlegend für den alltagssprachlichen Textbegriff“.²⁴⁹ Brinker behandelt die Makrostrukturen im Rahmen der „thematischen Bedingungen der Textkohärenz“, die er den „grammatischen Bedingungen“ gegenüberstellt.²⁵⁰ Teun van Dijk dagegen entwickelt sein Konzept noch im Rahmen der Grammatik, da Makrostrukturen „ihrer Art nach *semantisch* sind. Die globale Bedeutungsstruktur eines Textes wird daher in der Makrostruktur abstrakt repräsentiert.“²⁵¹

Teun van Dijk führt den Begriff der Makrostrukturen in dem Moment ein, in dem ihm deutlich wird, dass der Zusammenhang innerhalb von Sätzen sowie der Zusammenhang von Sätzen innerhalb von Sequenzen allein noch nicht garantiert, dass diese auch wirklich einen Text bilden.²⁵² „Das war auch der Grund dafür, dass stets noch die Rede vom

²⁴⁵ Vgl. van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 24, der von „willkürlichen Sätzen“ spricht, was allerdings nach einer ungenauen Übersetzung aus dem Niederländischen klingt.

²⁴⁶ Vgl. van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 41 ff. sowie für das Folgende Brinker: *Linguistische Textanalyse*, S. 46.

²⁴⁷ Brinker: *Linguistische Textanalyse*, S. 46ff.

²⁴⁸ Vgl. van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 45.

²⁴⁹ Brinker: *Linguistische Textanalyse*, S. 12.

²⁵⁰ Vgl. bei Brinker: *Linguistische Textanalyse* die Kapitel Grammatische Bedingungen der Textkohärenz (S. 26 ff.) und Thematische Bedingungen der Textkohärenz (S. 40 ff.).

²⁵¹ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 41.

²⁵² Der letzte Text mit seinen Aneinanderknüpfungen lieferte hierfür bereits ein Beispiel.

linearen Zusammenhang war."²⁵³ Bei den Makrostrukturen geht es um „Zusammenhänge, die auf dem Text als ganzem beruhen oder jedenfalls auf größeren Einheiten des Textes."²⁵⁴ Hieraus entwickelt van Dijk seine zentrale Hypothese, dass nur solche Satzsequenzen, die eine Makrostruktur besitzen, im theoretischen Sinne auch als Texte zu bezeichnen sind.²⁵⁵

Die Makrostrukturen eines Textes bestehen in der Regel auf mehreren Ebenen oder Niveaus, wobei „jedes ‚höhere‘ (globalere) Niveau [...] gegenüber einem darunter liegenden Niveau eine Makrostruktur darstellen kann."²⁵⁶ Mit Einschränkung spricht van Dijk deshalb an derselben Stelle auch von Mikrostrukturen, wobei diese auf eine übergeordnete Makrostruktur bezogen sind; auf ein niedrigeres Niveau hingegen bezogen wandelt sich die Mikrostruktur ihrerseits zu einer Makrostruktur. „Die allgemeinste und globalste Makrostruktur des Gesamttextes nennen wir einfach *die* Makrostruktur des Textes, während bestimmte Textteile jeweils ihre eigenen Makrostrukturen haben können.“ Die Verknüpfung der Makrostrukturen auf verschiedenen Ebenen zeigt das hierarchische Muster einer Baumstruktur:

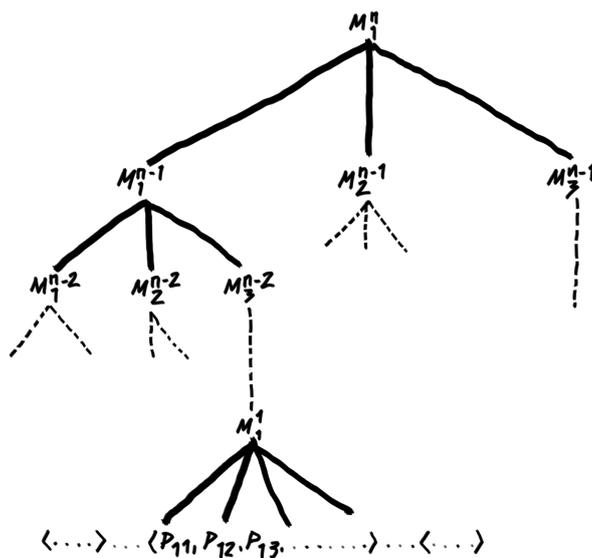


Abb. 12: Eine Makrostruktur nach van Dijk: Die vollständige Propositionsreihe oder „Mikrostruktur“ des Textes (bezeichnet wird der Ausschnitt p_{11} bis p_{13}) wird durch wiederholte Anwendung von „Makroregeln“ inhaltlich zunehmend kondensiert. Jede Ebene (bezeichnet mit M) ist eine Makrostruktur für die untergeordnete Ebene. Das hierarchische Baummodell erklärt den globalen Textzusammenhang in semantischer Hinsicht.²⁵⁷

²⁵³ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 41 (Herv. d. Verf.).

²⁵⁴ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 41.

²⁵⁵ Vgl. ebenda, S. 41.

²⁵⁶ Ebenda, S. 42; dort auch das folgende Zitat.

²⁵⁷ Abbildung von Philip Modest Schambelan in Anlehnung an van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 43.

Makrostrukturen sind abstrakt und theoretisch, weil sie erst im Rahmen einer Analyse als ein Zusammenhang eigens verfasster oder gezielt herausgegriffener Sätze bzw. Propositionen hergestellt werden.²⁵⁸ Teun van Dijk zeigt, dass der Weg, auf dem man an die Makrostrukturen eines konkreten Textes „herankommen“ kann, sich in Form von Regeln beschreiben lässt, die er „Makroregeln“ nennt.²⁵⁹ Auf eine Reihe von Propositionen eines Textes angewandt liefern sie eine Reihe von anderen oder auch gleichen Propositionen, die auf der nächsthöheren Ebene ein Element der übergeordneten Makrostruktur bilden:²⁶⁰ „Somit kann eine ganze oder Teilsequenz einer großen Anzahl von Propositionen eine Bedeutungseinheit auf der globaleren Ebene bilden.“²⁶¹ Auf beiden Ebenen handelt es sich um propositionale Bedeutungsstrukturen. Dabei muss jede Makrostruktur-Ebene insgesamt dieselben Bedingungen des semantischen Zusammenhangs erfüllen, die auch die darunter liegende Ebene erfüllt: konditionale Zusammenhänge, Identität des Referenten usw.

Teun van Dijk erläutert: „Makroregeln sind eine Rekonstruktion des Teils unseres Sprachvermögens, mit dessen Hilfe wir Bedeutungen zu größeren Bedeutungsganzheiten zusammenfügen. D.h.: wir bringen *Ordnung* in das, was auf den ersten Blick nur eine lange und komplizierte Reihe von Bezügen ist, wie etwa zwischen Propositionen in einem Text.“²⁶² Im In-Ordnung-Bringen ist im Prinzip eine Operation für semantische Informationsreduktion angelegt.²⁶³ Jedes Bündel von Verbindungslinien, das im hierarchisch angelegten Baumdiagramm auf der nächsthöheren Ebene zusammen läuft, repräsentiert eine Makroregel.²⁶⁴ Teun van Dijk identifiziert vier solcher Regeln:²⁶⁵

²⁵⁸ Ebenda, S. 59 ff. analysiert ein ausführliches Textbeispiel. Der Begriff der *Proposition* wird im nächsten Abschnitt im Zusammenhang mit der Pragmatik behandelt. Da er aber bereits hier auftaucht, soll er kurz definiert werden: „Den Inhalt eines Satzes, der der Wahrheitsbewertung unterliegt, nennt man Proposition (Aussage). Die Proposition macht also die wörtliche Bedeutung eines Satzes aus“ (Meibauer: *Pragmatik*, S. 37). Sie ist gewissermaßen derjenige „Bestandteil“ des Satzes, von dem sich sagen lässt, dass er wahr oder falsch ist. In „Übrigens, Franz spielt Fußball“ gehört das „übrigens“ nicht zur Proposition, auch wenn es zur Bedeutung des Satzes durchaus beitragen kann (vgl. ebenda). Man kann *Proposition* vorläufig mit *Satz* gleichsetzen; erst im Kapitel über Pragmatik wird die Unterscheidung virulent.

²⁵⁹ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 43.

²⁶⁰ Vgl. ebenda.

²⁶¹ Ebenda, S. 42.

²⁶² van Dijk: *Textwissenschaft*, S.44

²⁶³ Vgl. ebenda, S. 44. Die kognitive Bedeutung dieses Prinzips wird in Kapitel 3.5.1 erläutert.

²⁶⁴ Vgl. ebenda, S. 43.

²⁶⁵ Vgl. ebenda, S. 45 ff. (hier in vereinfachter Wiedergabe und mit veränderten Symbolen).

1. AUSLASSEN
2. SELEKTIEREN
3. GENERALISIEREN
4. KONSTRUIEREN oder INTEGRIEREN

Die ersten beiden Regeln sind Tilgungsregeln, die beiden anderen Ersetzungsregeln nach folgendem Prinzip:

Tilgung: $(a, b, c) \rightarrow b$

Ersetzung: $(a, b, c) \rightarrow d$

Teun van Dijk entwickelt diese Regeln an Textbeispielen, von denen hier nur einige wiedergegeben werden, um ihr Prinzip zu zeigen. Die erste Makroregel AUSLASSEN beinhaltet, dass jede irrelevante, nicht-essentielle Information ausgelassen werden kann, wenn aus einer Reihe von Propositionen (Sätzen) eine neue Reihe generiert wird, die dann ein Element auf der nächsthöheren Makroebene bildet. Hierzu folgendes Beispiel:²⁶⁶

Ein Mädchen lief vorbei.

Sie trug ein Kleid.

Das Kleid war gelb.

wird nach Regel 1 reduziert zu:

Ein Mädchen lief vorbei.

Sie trug ein Kleid.

und weiter zu:

Ein Mädchen lief vorbei.

Die ausgelassenen Informationen sind dabei irrelevant in Bezug auf die Interpretation des Textes insgesamt. Das bedeutet nicht, dass sie bedeutungslos wären. Bei dieser Regel geht ein Teil der Mikroinformation unwiederbringlich verloren. Man kann die Regel nicht

²⁶⁶ Ebenda, S. 46.

andersherum anwenden, um die Informationen wieder zurück zu gewinnen. Dies ist aber beim SELEKTIEREN der Fall (Regel 2):

Peter lief zu seinem Auto.

Er stieg ein.

Er fuhr nach Frankfurt.

wird zu:

Er fuhr nach Frankfurt.

Die ersten beiden Propositionen können weggelassen werden, weil sie Bedingungen, Bestandteile, Präsuppositionen oder Folgen einer anderen, nicht ausgelassenen Proposition sind, der dritten nämlich. Aufgrund unseres allgemeinen Wissens über das Autofahren können die beiden ersten nicht nur weggelassen, sondern im Prinzip auch wieder erschlossen werden. Der Grund dafür ist, dass die dritte die beiden anderen Propositionen aufgrund unserer Kenntnis des frame bzw. der semantischen Konzepte impliziert.²⁶⁷ Daher kann die ausgelassene Information (eingeschränkt) wiederhergestellt werden.²⁶⁸ Das GENERALISIEREN (Regel 3) nimmt Umwandlungen vor, die man auch als Abstraktionen bezeichnet. Sie lässt Informationen aus, die essentiell sind (anders als nach Regel 1), indem Propositionen durch eine neue ersetzt werden und da[^] bei verloren gehen:²⁶⁹

Eine Puppe lag am Boden.

Eine Holzeisenbahn lag am Boden.

Bausteine lagen auf dem Boden.

wird zu:

Spielzeug lag auf dem Boden.

Impliziert wird dabei die ersetzende Proposition.

²⁶⁷ Beide Begriffe werden in Kapitel 3.5.1 erläutert.

²⁶⁸ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 47.

²⁶⁹ Ebenda, S. 48.

Der Regel 4 KONSTRUIEREN oder INTEGRIEREN misst van Dijk besondere Bedeutung bei. Sie geht ähnlich vor wie Regel 2; auch hier sind es gewöhnliche Bedingungen, Umstände, Komponenten, Folgen einer bestimmten Situation oder Handlung, die bekannt sind und auf die sich die Informationsreduktion stützen kann, durch die sich eine Makrostruktur etabliert. Anders als die zweite gehört die vierte Regel aber zum Typ der Ersetzung:

Ich ging zum Bahnhof.
Ich kaufte eine Fahrkarte.
Ich lief zum Bahnsteig.
Ich stieg in den Zug ein.
Der Zug fuhr ab.

Diese Propositionen sind Elemente des *frame* ZUGREISE, der zu unserem konventionellen Wissen gehört. „Die Regel“, schreibt van Dijk, „ist deshalb so interessant, weil der Begriff ZUGREISE selbst im Text nicht vorzukommen braucht: lediglich eine Reihe von notwendigen Komponenten von Zugreisen müssen erwähnt sein, um diesen Zusammenhang aus dem Text ableiten zu können.“²⁷⁰ Er macht darauf aufmerksam, dass das Prinzip der semantischen Implikation, auf dem alle genannten Regeln basieren, nicht in einer deduktiven, logisch strikten Weise angewandt werden muss. „Erhalten wir die Information ‚Ich ging zum Bahnhof und fuhr nach Paris‘, dann folgern wir gewöhnlich, dass jemand den Zug nach Paris bestieg, auch wenn das nicht logisch aus der gegebenen Information folgt.“ Die letzte Regel generiert Beispiele dafür, wie durch die (allgemein üblichere) induktive Verfahrensweise nicht-erwähnte, aber mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit abzuleitende Informationen für den Aufbau globalerer Konzepte (wie der Makropropositionen) zur Verfügung gestellt werden.

Zu der Frage, warum man solche Makrostrukturen für die Beschreibung der semantischen Textstruktur annehmen soll, bemerkt van Dijk zum einen, dass Satzreihen, die den Bedingungen des linearen Zusammenhangs gehorchen, dadurch allein noch nicht als ein verständlicher und akzeptabler Text erscheinen müssen. „Ohne Makrostruktur müsste der Sprachgebraucher, wenn er eine Reihe von Sätzen hört, laufend fragen: ‚Worüber sprichst Du?‘, ‚Worauf willst Du hinaus?‘ usw.“²⁷¹ Makrostrukturen enthalten also das Thema eines Textes oder Gesprächs. Auch in sehr langen und komplizierten Texten

²⁷⁰ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 48; dort auf S. 49 das folgende Zitat.

²⁷¹ Ebenda, S. 44 f.

kann der Leser Fragen beantworten wie „Wovon war die Rede?“ oder „Was war der Gegenstand des Gesprächs?“ Dies kann der Leser auch dann, wenn Thema oder Gegenstand nicht explizit erwähnt werden. Der Leser muss (und kann) das Thema aus dem Text *ableiten*, und dafür steht das Konzept der Makrostrukturen. Sie erlauben es auch, Zusammenfassungen unterschiedlichen Abstraktionsgrades anzufertigen.²⁷²

Schaut man von einer Makrostruktur „hinunter“ auf die Propositionsreihen, dann wird deutlich, dass diese durch die globale Struktur in Einheiten gegliedert werden. Dies macht das obige Baumdiagramm anschaulich. Ebenso werden Propositionsreihen als ganze zu anderen Propositionsreihen in Beziehung gesetzt. Betrachtet man die beiden Propositionsreihen ($p_{11} - p_{20}$) und ($p_{21} - p_{40}$), dann könnten wir ohne eine Makrostruktur im Grunde nur p_{20} mit p_{21} in Beziehung setzen; van Dijk macht dafür folgenden bildhaften Vergleich: „[...] wenn ich meinen Nachbarn grüße, kann man schwerlich sagen, daß meine Hand die Hand meines Nachbarn begrüßt, auch wenn Hände ein Teil von mir und auch von meinem Nachbarn sind.“²⁷³

In diesem Vergleich wird ein globales Prinzip anschaulich: „Manche Beziehungen beziehen sich daher auf ‚Ganzheiten‘ und nicht auf die Elemente solcher Ganzheiten untereinander.“²⁷⁴ Allerdings ist dieses Prinzip genau genommen nicht an eine hierarchische Struktur gebunden – es lassen sich damit auch netzförmige Strukturen beschreiben, wie in Kapitel 3.5.3 dargelegt werden wird. Teun van Dijk dagegen verlässt das hierarchische Strukturprinzip nicht.

Eine bestimmte Makrostruktur kann einer unendlichen Anzahl konkreter Texte zugrunde gelegt werden: „Eine Makrostruktur definiert eine Textmenge, nämlich alle Texte, die dieselbe *globale* Bedeutung haben.“²⁷⁵ Wie in der Einleitung dargestellt wurde, stand am Anfang der vorliegenden Untersuchung die Idee, die zu analysierenden Interviewgespräche als „Performance“ aufzufassen. Ein solcher Aufführungscharakter lässt sich nun genauer bestimmen als einmalige und einzigartige semantische Entfaltung oder Verwirklichung einer Makrostruktur in einem konkreten Text – eine Struktur, die nicht genannt zu werden braucht und so vom „Untergrund“ (oder Hintergrund) aus thematische Operationen anleiten kann. Im Handlungscharakter von Äußerungen bzw. in kooperativen Formen der Kommunikation, wovon das folgende Kapitel handelt, liegen weitere Möglichkeiten, Texte als „Performances“ aufzufassen.

²⁷² Ebenda, S. 45.

²⁷³ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 44.

²⁷⁴ Ebenda, S. 44.

²⁷⁵ Ebenda, S. 49 (Herv. d. Verf.).

3.3 III – Pragmatik, linear: Kommunikative Funktionen

Bisher ging es um die *interne* Struktur von Texten, sowohl auf der lokalen, linear strukturierten Ebene der Grammatik und Syntax, wie auch auf der globalen Ebene thematischer Konstrukte, die nahe oder weiter entfernte Sequenzen eines Textes umfasst. Was die Betrachtung dieser „statischen“ Ebenen noch außen vor ließ, ist die Frage, welchen Beitrag die jeweilige Äußerung zur Kommunikation und sozialen Interaktion leistet²⁷⁶ und welches Verhältnis ihre Formen und Bedeutungen zu bestimmten Situationen haben, in denen sie angewendet werden.²⁷⁷

Eine Äußerung – dazu gehören geschriebene Texte wie Gesprächsbeiträge – beschränkt sich nicht auf das hervorgebrachte sprachliche Objekt, das man untersuchen und „sezieren“ kann; eine Äußerung ist zugleich eine Handlung, sie entsteht in wechselseitiger und kooperativer Bezugnahme von mehreren Teilnehmern aufeinander, und ist obendrein motiviert. Ohne eine solche Handlung gäbe es das Objekt mit seiner internen grammatischen Struktur nicht. Dieses Kapitel behandelt deshalb die unterschiedlichen Erscheinungsformen sprachlicher Handlungen und ihren Zusammenhang mit der „Statik“ grammatisch-semantischer Strukturen – dies zunächst für lokale, linear strukturierte Textbereiche, also für Sätze und Sequenzen.

Die Bedeutung einer Äußerung hat aus linguistischer Sicht zwei Schichten, wobei „die wörtliche Bedeutung eines geäußerten Satzes in der Semantik untersucht wird, während Bedeutungsaspekte, die nur aufgrund des *Kontextes* zustande kommen, Gegenstand der Pragmatik sind,“ wie Meibauer schreibt.²⁷⁸ Das bedeutet umgekehrt, dass Semantik und Grammatik mit einer Bedeutung zu tun haben, die sich nicht „von Kontext zu Kontext plötzlich ändern kann; sie sollte im Gegenteil relativ stabil sein.“

Ohne Äußerungsakte, egal ob mündlich oder schriftlich, gibt es keine Manifestationen von Sprache. Zu einer Äußerung gehört immer eine bestimmte Äußerungssituation. Die Aspekte der Situation, die für die aktuelle Kommunikation relevant sind, bezeichnet man als Kontext. Zum Kontext einer Äußerung werden im Allgemeinen Sprecher (mit seinen Eigenschaften, Absichten und Zielen), Hörer (real oder imaginiert), Zeitpunkt und Ort gerechnet, ebenso der Adressat (der nicht mit dem Hörer identisch sein muss).²⁷⁹

²⁷⁶ Vgl. ebenda, S. 68 und Wunderlich: *Studien zur Sprechakttheorie*, S. 13 ff.

²⁷⁷ So bestimmt Wunderlich: *Studien zur Sprechakttheorie*, S. 19 das Gebiet der Pragmatik.

²⁷⁸ Meibauer: *Pragmatik*, S. 4 (Herv. MS); dort auch das folgende Zitat.

²⁷⁹ Dies ist z. B. dann der Fall, wenn man jemandem etwas mit der Absicht sagt, dass ein anderer in der Nähe dies mitbekommt, und man zugleich die eigentliche Mitteilungsabsicht verbirgt. Dabei kann sich

Außer diesem Kontext im engeren Sinne kommen weitere Wissensbestände zum Zuge, die den kulturellen Hintergrund der Gesprächsteilnehmer betreffen oder ihre gemeinsam gewonnenen Erfahrungen, aber auch ihr aktuelles, im Zuge des Gesprächs aufgebautes Hintergrundwissen²⁸⁰ – sozusagen ein *instant context*.

Sprecher und Hörer teilen ein bestimmtes Wissen über die Situation, um die es geht, über einander als Personen oder über die Welt im Allgemeinen.²⁸¹ Für das geteilte Wissen ist es wesentlich, dass man voneinander weiß, dass man es teilt – erst dadurch entsteht ein gemeinsamer Hintergrund.²⁸² Darin liegt eine Voraussetzung für das Gelingen der Kommunikation. „Es ist eine ganz erstaunliche Fähigkeit von Menschen, die gerade relevante Wissensmenge so auf die jeweilige Äußerungssituation zu beziehen, dass sie sich gegenseitig verstehen können,“ fasst Tomasello zusammen.²⁸³ Neben dem Wissen zählt man auch das, was die Kommunizierenden bezüglich der Sprechhandlung bezwecken und planen, zum Kontext.²⁸⁴

Kontext ist eine Abstraktion für den Begriff „kommunikative Situation“.²⁸⁵ Auf eine bestimmte kommunikative Situation bezogen sind die Äußerungen eines Sprechers akzeptierbar, passend oder angemessen. Von den Bedingungen, unter denen das der Fall ist, handelt die Pragmatik.²⁸⁶ Teun van Dijk führt dazu aus: „Die Pragmatik behandelt also die Bedingungen und *Regeln* für die Eignung von Äußerungen (oder Sprechakten) für einen bestimmten Kontext; noch kürzer ausgedrückt: Pragmatik studiert Bezüge zwischen *Text und Kontext*.“²⁸⁷ Dabei gehörten nur diejenigen Elemente einer Situation zum Kontext, „die systematisch Struktur und Interpretation von Äußerungen (geäußerten Texten) bestimmen oder von ihnen bestimmt werden. Pragmatischen Theorien geht es also um den Zusammenhang zwischen der Textstruktur und den Elementen der kommunikativen Situation, die mit ihr systematisch verbunden sind: diese Elemente bilden zusammen den

für den Hörer eine andere Bedeutung ergeben als für den Adressaten. Ähnliche Konstellationen der Kommunikation werden untersucht in Goffmann: *Interaktion im öffentlichen Raum*.

²⁸⁰ Vgl. Meibauer: *Pragmatik*, S. 8.

²⁸¹ Vgl. Meibauer: *Pragmatik*, S. 7 ff.

²⁸² Vgl. Tomasello: *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*, S. 12 ff. und Kap. 3 auf S. 68 ff.

²⁸³ Ebenda, S. 9.

²⁸⁴ Vgl. van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 70.

²⁸⁵ Ebenda, S. 69.

²⁸⁶ Die Syntax fragt, unter welchen Bedingungen und nach welchen Regeln Äußerungen „wohlgeformt“ sind, die Semantik, unter welchen Bedingungen Äußerungen „interpretierbar“ sind, sowohl auf die Bedeutung wie auf die Referenz bezogen; vgl. van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 69.

²⁸⁷ Ebenda, S. 69 (Herv. d. Verf.); dort auf S. 70 auch die folgenden Zitate.

Kontext.“ Es sind diejenigen Elemente, die das Akzeptieren, Gelingen oder Geeignetsein von Äußerungen bestimmen, die also eine Situation formen. Festzuhalten ist hier, dass van Dijk die Pragmatik keinesfalls als Sammlung zufälliger Effekte ansieht, sondern als ebenso regelgeleitet wie dies von Grammatik und Semantik her vertraut ist. Diese Regeln sind allgemein und konventionell und gelten „für die gesamte Kommunikationsgemeinschaft“. Der Sprachphilosoph Paul Grice hat sie für eine bestimmte pragmatische Figur festgestellt, die er „konversationelle Implikatur“ nennt. Nach den Sprechakten (Kap. 3.3.1) ist den Implikaturen ein eigenes Kapitel gewidmet (Kap. 3.3.2); dort wird auf den Charakter der Regeln noch näher eingegangen werden.

Im Zusammenhang der Pragmatik spielt weiterhin das auch von Architektur und Design her vertraute Begriffspaar „Form und Funktion“ eine bedeutende Rolle. Die vielfältigen Formen sprachlicher Äußerungen haben ganz allgemein die Funktion, der Verständigung zu dienen. Diese umfasst noch weiteres und anderes, als es die wörtlichen Bedeutungen und ihre Verknüpfungen hergeben, als es das „Wortmaterial“²⁸⁸ allein erkennen lässt – Verständigung bedeutet, dass der jeweilige Sprecher mithilfe seiner Äußerung etwas macht: Er stellt zum Beispiel eine Frage, spricht eine Drohung aus oder behauptet etwas. Meibauer schreibt: „Sprechakte sind also Funktionen von Sätzen in der menschlichen Verständigung.“²⁸⁹ (Im 4. Kapitel werden solche Funktionen an konkreten Beispielen aus Interviews aufgezeigt und zwar zusammen mit den Techniken, also den regelhaften Handhabungen des „Wortmaterials“, durch die sie zustande gebracht werden.)

In der Linguistik existieren viele unterschiedliche Versuche, das Feld der Pragmatik zu definieren und insbesondere seinen Zusammenhang mit dem der Semantik zu bestimmen. Am Begriffspaar „Form und Funktion“ lassen sich dabei gegensätzliche Positionen festmachen, die Meibauer grob in „Formalisten“ und „Funktionalisten“ unterteilt. Seine Übersicht wird hier vollständig und wortwörtlich wiedergegeben, da sie die in diesem Band vertretene funktionalistische Position genau widerspiegelt:²⁹⁰

Formalisten und Funktionalisten

- a) Formalisten (z.B. Chomsky) neigen dazu, Sprache in erster Linie als ein mentales Phänomen zu sehen. Funktionalisten (z.B. Halliday) neigen dazu, Sprache in erster Linie als ein soziales Phänomen zu sehen.

²⁸⁸ Meibauer: *Pragmatik*, S. 2.

²⁸⁹ Ebenda.

²⁹⁰ Meibauer: *Pragmatik*, S. 3.

- b) Formalisten neigen dazu, Sprachuniversalien als abgeleitet aus einem gemeinsamen genetischen Erbe der menschlichen Spezies zu erklären. Funktionalisten neigen dazu, Sprachuniversalien aus der Universalität des Gebrauchs abzuleiten, dem die Sprache in menschlichen Gesellschaften dient.
- c) Formalisten wollen den Spracherwerb durch eine dem Menschen eingebaute Fähigkeit zum Sprachenlernen erklären. Funktionalisten wollen den Spracherwerb durch die Entwicklung der kommunikativen Bedürfnisse und Fähigkeiten des Kindes in der Gesellschaft erklären.
- d) Vor allem aber untersuchen Formalisten Sprache als ein autonomes System, während Funktionalisten Sprache in Relation zu ihrer sozialen Funktion untersuchen.

Die sprachpragmatischen Konzepte, die im folgenden vorgestellt werden, wurden von Philosophen anhand kurzer, konstruierter Dialoge entwickelt. Ihre Übertragung auf weit umfangreichere empirische Texte stellt ein methodisches Problem dar: Die eigentlich in Konversation entstandenen empirischen Texte werden, wie in Kapitel 3.0 bereits dargestellt wurde, als Fließtexte behandelt, das jeweilige pragmatische Konzept muss auf solche nicht-konversationalen Texte übertragen und schließlich auf einen weit größeren Textumfang und auf einen funktionalen Zusammenhang mehr oder weniger „verstreuter“ Sequenzen hin „gedehnt“ werden. Das entsprechende Forschungsthema lässt sich als eine Art globale Pragmatik bezeichnen.

Dennoch lässt sich an Sprechakt, Implikatur und Indirektheit einiges über Pragmatik generell lernen. Der Witz der empirischen Untersuchung im 4. Kapitel wird dann darin liegen, dass einzelne pragmatische Funktionsprinzipien bei der Analyse ausgreifender Texte *als Bild* (oder als Diagramm) wiederkehren und nur im sekundären Sinne auch sprachlich eingeholt werden. Die Rückschau muss dann zeigen, ob die Bildlichkeit tatsächlich eine notwendige Voraussetzung der Analyse ist oder doch nur eine verstehensfördernde Illustration. Davon hängt dann ab, ob die Analysen auch eine kognitionswissenschaftliche Relevanz besitzen.

3.3.1 Sprechakte

Die Rede von *Sprechakten* macht darauf aufmerksam, dass mit sprachlichen Äußerungen nicht nur etwas ausgesagt wird. Sprachliche Äußerung vollziehen zugleich Handlungen.²⁹¹ Der Handlungscharakter rührt daher, dass wir uns ursächlich sprachlich äußern, um mit anderen zu kommunizieren. Äußerungen haben, offen oder verdeckt, einen sozialen Charakter; mit unseren sprachlichen Äußerungen beziehen wir uns aufeinander, stellen eine Beziehung untereinander her, beteiligen wir uns an etwas, das gemeinsamen Interessen unterliegt und unseren eigenen Horizont übersteigt. Kommunikation ist selbst bereits eine *communio*, eine Gemeinschaft. In dieser Gemeinschaft können wir geteilte Intentionen entwickeln und auf diese Weise kooperieren sowie gemeinsame Ziele verfolgen.²⁹² Der Sprechakt ist bei weitem nicht das einzige Gebiet der Pragmatik; allerdings ist er der „Urtyp“ und der Präzedenzfall einer Betrachtung von Sprache, die über Sprache als *System* hinausweist.²⁹³

Den Handlungscharakter von Äußerungen kann man sich an Beispielen klarmachen, bei denen Äußerungen bestraft werden können, wie dies bei Beleidigungen der Fall ist. Der Sprechakt der Beleidigung ist deshalb eine Handlung, weil er nicht nur etwas mitteilt, sondern auch dazu führt, dass sich in der Welt tatsächlich etwas verändert: Nach einer erfolgreichen (geglückten) Beleidigung *ist* jemand beleidigt, und man kann dies nicht ohne weiteres ungeschehen machen. Zudem zieht die Handlung erwartbarer Weise soziale Folgen nach sich.²⁹⁴ Der Sprachphilosoph John Searle stellt sich sogar vor, dass die gesamte soziale Welt aus solchen und ähnlichen Sprechakten aufgebaut ist.²⁹⁵

Es macht keinen Sinn, die sprachliche Handlung, die durch eine Äußerung vollzogen wird, als – im logischen Sinne – wahr oder falsch bezeichnen zu wollen. Handlungen folgen einer Absicht, sie können folglich gelingen oder misslingen, glücken oder missglücken²⁹⁶ – man kann von ihnen aber nicht im logischen oder naturwissenschaftlichen Sinne sagen, sie seien wahr oder falsch. Anders verhält es sich

²⁹¹ Vgl. Meibauer: *Pragmatik*, S. 84 ff.

²⁹² Vgl. Tomasello: *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*, der als Anthropologe nach dem „Ursprung der menschlichen Kommunikation“ sucht und mit seinem „Kooperationsmodell der menschlichen Kommunikation“ auf Prinzipien der Sprechakttheorie zurückgreift, in seinem 3. Kapitel insbesondere auf John R. Searle.

²⁹³ Vgl. Meibauer: *Pragmatik*, S. 84.

²⁹⁴ Vgl. ebenda, S. 84 f.

²⁹⁵ Vgl. Searle: *Making the Social World*.

²⁹⁶ Vgl. bei van Dijk: *Textwissenschaft* dessen Kapitel *Handlung und Interaktion* (S. 71 ff.).

mit der wörtlichen Bedeutung eines Aussagesatzes: Sie zu kennen heißt zu wissen, unter welchen Bedingungen der Satz wahr oder falsch wäre. Diese „Wahrheitsbedingungen“ eines Satzes sind nach Meibauer allgemein und kontextunabhängig.²⁹⁷ Ob ein Satz aber *in einer bestimmten Situation* wahr oder falsch ist, welchen Wahrheitswert er dabei annimmt, das muss unter Anwendung der Wahrheitsbedingungen von Fall zu Fall entschieden werden. Teun van Dijk identifiziert die wörtliche Bedeutung mit der Semantik und fasst die zugrundeliegende Unterscheidung so zusammen: „Wie Sätze in der Semantik (oder Texte) ‚wahr‘ oder ‚unwahr‘ sein können, so können auch Sprechakte in der Pragmatik ‚gelingen‘ oder ‚mißlingen‘ in einem bestimmten Kontext.“²⁹⁸

Dass sie misslingen können, ist für Sprechakte charakteristisch. Das Misslingen betrifft dabei nicht den phonetischen Äußerungsakt als solchen, sondern die damit verbundene soziale Handlung. Diese Eigenschaft hat der Philosoph John L. Austin als erster in ihrer Bedeutung erkannt und systematisch untersucht.²⁹⁹ Das Gelingen oder Misslingen habe demnach mit Kontextbedingungen zu tun, mit „Umständen“, die in der Situation der Äußerung gegeben sein müssen, damit der Akt überhaupt gelingen kann: „Wenn ich ein Schiff taufen will, ist es zum Beispiel wesentlich, dass ich dazu bestimmt bin. Wenn ich (christlich) heiraten will, ist es wesentlich, dass ich nicht bereits mit einer noch lebenden Frau verheiratet bin [...]. Damit eine Wette abgeschlossen wird, ist es ganz allgemein nötig, dass jemand die Wette annimmt (und dazu muss er etwas tun, etwa sagen: ‚Die Wette gilt‘). Und ich mache wohl kaum ein Geschenk, wenn ich sage: ‚Ich schenke es dir‘, es aber nie übergebe.“³⁰⁰

Außer der Äußerung selbst „müssen in der Regel eine ganze Menge anderer Dinge in Ordnung sein und richtig ablaufen, damit man sagen kann, wir hätten unsere Handlung glücklich zustande gebracht.“³⁰¹ Austin beginnt seine systematische Untersuchung der Sprechakte mit der Klassifizierung solcher Fälle, „in denen etwas *schief läuft*“; eine Äußerung wird dadurch nicht etwa falsch, sondern sie „*verunglückt*“. Die Theorie der Sprechakte beginnt mit einer Untersuchung und Klassifizierung solcher „Unglücksfälle“.³⁰²

²⁹⁷ Vgl. Meibauer: *Pragmatik*, S. 5.

²⁹⁸ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 71.

²⁹⁹ Vgl. Meibauer: *Pragmatik*, S. 2 unter Verweis auf Austin.

³⁰⁰ Austin: Zur Theorie der Sprechakte, S. 31.

³⁰¹ Ebenda, S. 36; dort auch das folgende Zitat.

³⁰² Vgl. bei Goffman: *Interaktion im öffentlichen Raum* dessen 1. Kapitel. Goffman entwickelt seine Fragestellung bezüglich der Regeln einer „öffentlichen Ordnung“ anhand von Fallbeispielen aus der Psychiatrie, die von *Regelverletzungen* handeln. Ein Bindeglied zwischen Austin und Goffman liefert Searle: *Making the Social World*, der soziale Ordnung und Sprechakte weitgehend miteinander

Austin untersucht den Sprechakt zunächst anhand solcher Fälle, bei denen man den Handlungscharakter der Äußerung mittels sog. performativer Verben explizit machen kann und liefert u.a. folgende Beispiele: „Hiermit *taufe* ich Dich auf den Namen X“ (bei einem Schiff); „Hiermit *verspreche* ich Dir X“ und „Hiermit *bitte* ich Dich um X“.³⁰³

Bedeutend für die Breitenwirkung der Sprechakttheorie über Philosophie und Sprachwissenschaften hinaus ist ihre Systematisierung durch John R. Searle, einem Schüler von Austin. Searle konzipiert Sprechakte als eine eigene Analyseeinheit und als „die grundlegenden oder kleinsten Einheiten der sprachlichen Kommunikation“.³⁰⁴

Demnach besteht jeder Sprechakt aus drei Teilakten:

1. Äußerungsakt
2. Propositionaler Akt
3. Illokutionärer Akt

Dass die Äußerung sprachlicher Einheiten eine Voraussetzung für den Sprechakt ist, ist unmittelbar einsichtig. Die Unterscheidung von Proposition und Illokution ist dagegen diffiziler (der Begriff der Proposition wurde bereits in Kap. 3.1 eingeführt). Man könnte bildhaft sagen, dass die Proposition im trockensten Sinne den Inhalt einer Äußerung wiedergibt, so wie er ganz ohne den Handlungscharakter dastünde, den jede Äußerung besitzt. Meibauer erklärt dies anhand folgender Sätze:

- I. Fritz raucht Pfeife.
- II. Raucht Fritz Pfeife?

Der propositionale Gehalt ist in beiden Fällen derselbe; mit beiden Äußerungen *tut* man jedoch in der Regel etwas Verschiedenes: Mit (I) stellt man eine Behauptung auf, mit (II) stellt man eine Frage. Die illokutionären Akte sind also verschieden.³⁰⁵ Die illokutionären Akte können mithilfe sog. performativer Verben explizit gemacht werden, im vorliegenden Fall würde man sagen: „Hiermit behaupte ich, dass Fritz eine Pfeife raucht“ bzw. „Hiermit

identifiziert, dies gilt insbesondere für den von ihm so benannten *deklarativen* Sprechakttyp, der z.B. von Institutionen ausgeübt wird.

³⁰³ Herv. MS; interessanterweise sagt man aber im Allgemeinen nicht: „Hiermit *beleidige* ich Dich!“; vgl. Auer: *Sprachliche Interaktion*, S. 75 unter Verweis auf Austin: *Zur Theorie der Sprechakte*.

³⁰⁴ Meibauer: *Pragmatik*, S. 86 unter Verweis auf Searle: *Sprechakte*, S. 30.

³⁰⁵ Vgl. Meibauer: *Pragmatik*, S. 87.

frage ich, ob Fritz eine Pfeife raucht."

Searle zufolge setzt sich der propositionale Akt wiederum aus zwei Teilakten zusammen, einem referentiellen und einem prädikativen.³⁰⁶ Mit Referenz meint man die Bezugnahme auf ein bestimmtes Individuum, den sog. Referenten, in diesem Fall ist es „Paul“ (von der referentiellen Dimension der Semantik war bereits die Rede). Das Prädikat spricht dem Referenten eine bestimmte Eigenschaft oder ein Tätigsein zu, hier ist das „Pfeiferauchen“. Aus dem Zusammenspiel von Referenz und Prädikation entsteht die *Proposition*, die eine Aussage trifft und einen bestimmten Inhalt vermittelt.

Wichtig wird im Zusammenhang dieser Untersuchung sein, dass Searle die Referenz als einen eigenen Handlungstyp und als Teil-Handlung des propositionalen Aktes versteht. Die Referenz ergibt sich nicht automatisch aus der lexikalischen Wortbedeutung. Zwar besitzt ein bestimmter Ausdruck ein bestimmtes „semantisches Referenzpotential“,³⁰⁷ das also kontextunabhängig ist; die jeweilige Bezugnahme entsteht jedoch erst durch eine Handlung des Sprechers. Dies wird besonders bei den sog. deiktischen (griech. „zeigenden“) Ausdrücken deutlich, z.B. bei einem Personalpronomen wie „du“ oder einem räumlichen Hinweis wie „hier“: Erst in einer bestimmten Situation und in einem bestimmten Kontext kann die vom Sprecher beabsichtigte Referenz erschlossen werden.³⁰⁸

„Die Sprechakttheorie ist sicherlich die populärste pragmatische Theorie und wird von manchen Forschern sogar als das Kernstück der Pragmatik begriffen“, urteilt Meibauer.³⁰⁹ Auch wenn längst weitere pragmatische Figuren beschrieben und etabliert worden sind wie die Implikatur, „so ist doch sicher, dass es eine Pragmatik ohne den Begriff der sprachlichen Handlung nicht geben kann.“ Die Reihe der empirischen Analysen im nächsten Kapitel beginnt deshalb mit Beispielen, die sich unmittelbar dem Sprechakt zuordnen lassen.

³⁰⁶ Vgl. ebenda, S. 87.

³⁰⁷ Ebenda, S. 87.

³⁰⁸ Vgl. ebenda; zu *Deixis* und *Referenz* vgl. ebenda S. 12 ff. Dieser Zusammenhang kehrt in Tomasello: *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation* als ein verkörpertes, tatsächliches Zeigen wieder, welches für den Anthropologen das Schlüsselement bei seiner Suche nach den Ursprüngen darstellt. Dass es im kommunikativen Vorgang des Zeigens auch darum geht, die Intention des Zeigenden (des „Sprechers“) zu erschließen, konzipieren Tomasello u.a. im Anschluss an Searle und Grice.

³⁰⁹ Meibauer: *Pragmatik*, S. 84; dort auch das folgende Zitat.

3.3.2 Implikaturen

Das pragmatische Konzept der *Implikatur* ist für die Analyse von Interviewtexten über das Leben in einer Großstadtregion deshalb besonders interessant, weil damit Schlussfolgerungen verbunden sind, bei denen Wissensbestände und gemeinsame Kontexte aktiviert werden. Der besondere Reiz einer Anwendung auf Texte, die räumliche Lebensvollzüge zum Inhalt haben, liegt darin, dass diese Schlussprozesse selbst als etwas Räumliches oder auf räumliche Konstellationen Bezogenes gedacht und dargestellt werden können. Die Implikatur ist weiterhin interessant, weil sie auf allgemeingültigen kommunikativen Regeln basiert, wobei – und das ist der springende Punkt – das offensichtliche Verletzen einer dieser Regeln ein Einfallstor bildet für die Mitteilung von etwas, das vom Sprecher gemeint, aber nicht gesagt wird.

In seinem Buch über Pragmatik widmet Jörg Meibauer der *Implikatur* ein eigenes Kapitel und folgt darin dem Klassiker von Stephen C. Levinson.³¹⁰ Der Sprachwissenschaftler greift dabei im Wesentlichen auf die Untersuchung *Logic and Conversation* des amerikanischen Philosophen Paul Grice zurück (dt. *Logik und Konversation*). Von Grice stammt auch die Wortbildung „Implikatur“ (*implicature*), die er genauer als konversationale Implikatur bestimmt: „Eine gewisse Teilklasse der nicht-konventionalen Implikaturen, die ich *konversationale* Implikaturen nennen werde, möchte ich als mit gewissen allgemeinen Diskursmerkmalen wesentlich verknüpft darstellen“.³¹¹

Charakteristisch für diese pragmatische Figur ist der kooperative Charakter, der den vermittelten Bedeutungen zugrunde liegt. „Dass wir uns in der Kommunikation grundsätzlich kooperativ verhalten, aber gerade diese Kooperativitätsannahme Schlussfolgerungen ermöglicht, die weit über das wörtlich Gesagte hinausgehen, ist eine Entdeckung von Grice“.³¹² Es ist ein Kennzeichen aller pragmatischen Phänomene, dass sie über das ausdrücklich Gesagte und über die wörtliche Bedeutungsebene hinausgehen, das gilt auch für den Sprechakt.

Nun rücken aber andere Merkmale in den Mittelpunkt, nämlich das Prinzip der Kooperation und die dadurch ermöglichten Schlussfolgerungen. Grice formuliert ein allgemeines Kooperationsprinzip sowie untergeordnete Kooperationsmaximen, auf denen die konversationelle Implikatur aufbaut. Das Kooperationsprinzip lautet: „Mach deinen

³¹⁰ Vgl. ebenda, S. 24 ff. und Levinson: *Pragmatik*, S. 107 ff. Im *Handbook of Pragmatics* beschäftigt sich gleich der erste Beitrag von Laurence R. Horn mit der Implikatur.

³¹¹ Grice: *Logik und Konversation*, S. 248 (Herv. d. Verf.).

³¹² Meibauer: *Pragmatik*, S. 24.

Beitrag zur Konversation genau so, wie es der Punkt der Konversation, an dem er erfolgt, erfordert, wobei das, was erforderlich ist, bestimmt ist durch den Zweck oder die Richtung des Gesprächs, in dem du dich befindest.“³¹³

Dieses allgemeine Prinzip drückt aus, dass wir in Gesprächen gewöhnlich ein gemeinsames Ziel verfolgen – wie implizit auch immer – und dass die Beiträge zueinander passen und voneinander abhängen sollen. Außerdem besteht eine Art Einvernehmen darüber, dass die Interaktion fortgesetzt wird, bis beide Seiten damit einverstanden sind, sie zu beenden – man steht, einmal in ein Gespräch eingebunden, in einer Art Zugzwang damit weiterzumachen: „Man haut nicht einfach ab oder fängt mit etwas anderem an.“³¹⁴

Das allgemeine Kooperationsprinzip wird durch vier Maximen ergänzt, die sich auf die Quantität, die Qualität, die Relevanz und die Modalität des jeweiligen Redebeitrags beziehen.³¹⁵ Während die Quantitätsmaxime fordert, dass der Redebeitrag nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig Information enthält im Hinblick auf den Konversationszweck, richtet sich die Qualitätsmaxime auf die Wahrheit und Belegbarkeit des Beitrags. Die Relevanzmaxime fordert in Bezug auf den Inhalt der Konversation nur das mitzuteilen, was auch wirklich ein Beitrag ist. Die Modalitätsmaxime fordert die Klarheit des Beitrags ein, also die Vermeidung von obskuren Ausdruckweisen, von Doppeldeutigkeiten und Weitschweifigkeit.

Grice geht es bei den Maximen nicht um moralische Normen, sondern um Regeln rationalen Verhaltens, also „etwas, woran wir uns *vernünftigerweise* halten, was wir nicht aufgeben *sollten*.“³¹⁶ So stellt die Qualitätsmaxime nicht die moralische Forderung auf, man solle nicht lügen, sondern sie drückt aus, dass man seinem Gesprächspartner rationalerweise unterstellt, dass er es nicht tut. „Es wäre nämlich in hohem Maße irrational, bei allen Behauptungen, die mir gegenüber jemand aufstellt, zunächst anzunehmen, dass mein Gesprächspartner gerade lügen könnte.“³¹⁷

Das Kooperationsprinzip und die Maximen sind als eine Form von generellen Einstellungen und Regeln direkt am funktionalen Zustandekommen einer Bedeutung beteiligt. So kann die Implikatur durch eine Verletzung dieser Regeln zustande kommen; wenn zugleich nichts darauf hindeutet, dass der Sprecher aus dem Kooperationsprinzip

³¹³ Ebenda, S. 25.

³¹⁴ Grice: *Logik und Konversation*, S. 252.

³¹⁵ Die folgende, vereinfacht wiedergegebene Darstellung in Anlehnung an Meibauer: *Pragmatik*, S. 25.

³¹⁶ Grice: *Logik und Konversation*, S. 252 (Herv. d. Verf.); hier zeigt sich eine gedankliche Nähe zu Kants kategorischem Imperativ.

³¹⁷ Meibauer: *Pragmatik*, S. 26 unter Verweis auf Grice: *Logik und Konversation*, S. 245 f.

(KP) „aussteigt“, dann steht der Hörer vor dem Problem: „Wie kann der Umstand, dass er sagt, was er sagt, mit der Annahme in Einklang gebracht werden, dass er das umfassende KP beachtet?“³¹⁸ Grice gibt für diese Situation, die „charakteristischerweise eine konversationale Implikatur zustande kommen“ lässt, folgendes Konversationsbeispiel:

Anna: Und wie geht es Charlie in seinem neuen Job?

Berta: Ach, bisher gut; im Gefängnis ist er noch nicht gelandet.³¹⁹

Neben dem, was in der Konversation von Berta wörtlich gesagt wurde, kann darüber hinaus noch etwas anderes gemeint sein. Diese zusätzliche Bedeutung muss erst erschlossen werden, Grice bezeichnet diese Schlussfolgerung als „konversationale Implikatur“ der Äußerung von Berta. Dass die Bedeutung nicht in der Äußerung des einzelnen Sprechers liegt, der über sprachliche Zeichen verfügt, die diese Bedeutung schlicht „haben“, sondern dass sie kooperativ in der Konversation („konversationale Implikatur“) entsteht unter Beteiligung aller, die kommunizieren, ist ein Kennzeichen von Sprachpragmatik. Das Gemeinte wird dabei aus dem Kontext und aus geteilten Wissenshintergründen erschlossen.³²⁰ Meibauer erinnert daran, dass die Untersuchung der wörtlichen, kontextunabhängigen Bedeutung zur Semantik gehört, die der kontextabhängigen Bedeutungen dagegen zum Gebiet der Pragmatik.³²¹

Die linguistische Pragmatik handelt von den kommunikativen Funktionen der Sprache.³²² Im oben aufgeführten Beispiel ist die Funktion mit einem Schlussprozess verbunden, den sich Meibauer wie folgt vorstellt:³²³

Berta hat anscheinend die Maxime der *Relevanz* verletzt: Was hat ihre Antwort mit Annas Frage zu tun? Zugleich aber besteht für Anna kein Anlass anzunehmen, Berta wolle die Maxime verletzen, die beide Teilnehmerinnen der Kommunikationsgemeinschaft implizit teilen. An dieser Stelle kommt ein Wissen ins Spiel: Anna weiß, dass Charlie zuletzt von einer Bank unter verdächtigen

³¹⁸ Grice: *Logik und Konversation*, S. 254; dort auch das folgende Zitat.

³¹⁹ Meibauer: *Pragmatik*, S. 26 unter Fortschreibung von Grice: *Logik und Konversation*, S. 245 f.

³²⁰ So auch Heinemann: *Textpragmatische und kommunikative Ansätze*, S. 122 und Tomasello: *Die Ursprünge der menschliche Kommunikation*.

³²¹ Vgl. Meibauer: *Pragmatik*, S. 26.

³²² Vgl. Heinemann: *Textpragmatische und kommunikative Ansätze*, S. 124 f.

³²³ Sinngemäß nach Meibauer: *Pragmatik*, S. 26 f., der Grice: *Logik und Konversation* fortgeschrieben hat.

Umständen gekündigt worden ist, und sie weiß auch, dass Berta das weiß. (Und Berta weiß, dass Anna das weiß.) Anna kann die Äußerung von Berta also nur dann als („dennoch“) relevant ansehen, wenn sie davon ausgeht, Berta wolle darauf hinaus, dass Charlie ein unehrlicher Mensch ist. Das beteiligte Wissen fungiert dabei als Kontext. Berta weiß, dass Anna diese Bedeutung (diese Implikatur) erschließen kann, und hindert sie auch nicht daran. Anna nimmt also an, dass Berta diese Bedeutung tatsächlich vermitteln wollte.

Grice bringt eines der Merkmale von konversationalen Implikaturen folgendermaßen auf den Punkt: „Hinter eine konversationale Implikatur zu kommen, heißt, auf das zu kommen, was zur Aufrechterhaltung der Annahme, daß das Kooperationsprinzip beachtet ist, unterstellt werden muss.“³²⁴ Dass Berta darauf hinaus will, dass Charlie ein unehrlicher Mensch ist – diese Annahme (diese Implikatur) erst erlaubt es Anna, weiterhin davon auszugehen, dass Berta nicht aus der Kommunikation aussteigen (sprich: die Geltung des KP außer kraft setzen) will, auch dann, wenn sie gerade augenscheinlich die Maxime der Relevanz verletzt hat. Grice sagt in einem solchen Fall, in dem die Verletzung des Prinzips bloß scheinbar erfolgt, eine Maxime sei „ausgebeutet“ worden.³²⁵

Dass man mit einer derartigen Argumentation „hinter eine Implikatur kommen“ kann, ist laut Grice ein Kennzeichen dafür, dass es sich um eine *konversationale* Implikatur handelt. Man muss die Intuition, die den Hörer zu einer Implikatur hinführt, durch eine solche Überlegung *ersetzen* können – andernfalls handelt es sich um eine *konventionale* Implikatur.³²⁶ In diesen Fällen kann man allein mithilfe der konventionalen Bedeutungen der verwendeten Worte bestimmen, was impliziert wurde³²⁷ und verbleibt dabei im Wissenshorizont der Semantik, des Sprachsystems als solchem.

Um „dahinter zu kommen“, dass eine konversationale Implikatur vorliegt, „wird der Hörer auf folgende Daten zurückgreifen: (1) die konventionale Bedeutung der verwendeten Worte samt ihrem jeweiligen Bezug; (2) das KP und seine Maximen; (3) den sprachlichen und sonstigen Kontext der Äußerung; (4) anderes Hintergrundwissen; (5) die Tatsache (oder vermeintliche Tatsache), dass alles, was vom bisher Aufgeführten relevant ist, beiden Beteiligten verfügbar ist und dass beide Beteiligte wissen oder annehmen, dass

³²⁴ Grice: *Logik und Konversation*, S. 265.

³²⁵ Vgl. Grice: *Logik und Konversation*, S. 254.

³²⁶ Vgl. Grice: *Logik und Konversation*, S. 254 f.

³²⁷ Vgl. ebenda, S. 247 f.

dem so ist."³²⁸

Für die funktionalen Bedeutungen in Gesprächen ist auch der gemeinsame Wissenshintergrund entscheidend, der erst im Verlauf der Konversation aufgebaut wird. Das muss nicht bedeuten, dass das Wissen im Gespräch erst entsteht; es reicht aus, dass geklärt wird, was als wechselseitig bekannt vorausgesetzt werden darf. Im Zusammenhang mit einem anderen pragmatischen Prinzip, dem der *Informationsstruktur*,³²⁹ bei der es ebenso wie bei der Implikatur um das Wissen der Gesprächsteilnehmer und um Schlussprozesse geht, gibt Meibauer eine metaphorische Beschreibung davon, wie man sich den Wissensabgleich in einem Gespräch vorstellen kann: „Die Vorstellung ist plausibel, dass jeder Gesprächspartner im Verlauf eines Gesprächs ein *Wissenskonto* führt, in dem genau eingetragen ist, was beim Anderen als bekannte Information angenommen werden kann, und was als geteiltes Wissen gelten kann.“³³⁰ Ohne dieses gemeinsam geführte „Konto“ können Schlussprozesse weder vom Sprecher sinnvoll provoziert noch vom Hörer (Leser) richtig durchgeführt werden.

Die erschlossene Bedeutung muss dabei nicht explizit gemacht werden; sie wird dem „Wissenskonto“ gutgeschrieben und zeigt sich im Fortgang des Gesprächs. Die drohende Verletzung des von Grice formulierten Kooperationsprinzips – kurz: „Halte dich an den Zweck oder die Richtung des Gesprächs!“ – wird nicht „immanent“ abgewendet, indem eine Kalkulation aufgelöst und eine Lösung angegeben wird, sondern indem etwas Neues hinzutritt, das erst aus dem Kontext erschlossen werden muss. Natürlich bleibt dieses Hinzutretene von hypothetischem Charakter.³³¹

In einem räumlichem Bild wird besonders greifbar, was man in dieser Deutlichkeit auf die linguistische Pragmatik zurückwenden könnte: Die Schlussprozesse, wie sie für Implikatur und die im Anschluss behandelte Indirektheit³³² charakteristisch sind, tragen gerade keine expliziten *Lösungen* vor, sondern sie zeigen ihre Funktionalität dadurch, dass sie etwas Gemeintes nicht wörtlich mitteilen, sondern vom Konversationspartner erschließen lassen. Auf der semantischen Ebene (das, was gesagt wird) bleibt der Widerspruch bestehen. Es kommt auf das an, was neu hinzutritt. „Die Wahrheit des Gesagten bedingt nicht die Wahrheit des konversationalen Implikats (das Gesagte mag wahr sein – das Implizierte falsch); der Träger der Implikatur ist daher nicht das Gesagte,

³²⁸ Ebenda, S. 255.

³²⁹ Vgl. Meibauer: *Pragmatik*, S. 146 ff.

³³⁰ Meibauer: *Pragmatik*, S. 149 (Herv. d. Verf.).

³³¹ Meibauer: *Pragmatik*, S. 27.

³³² Vgl. ebenda, S. 101 ff.

sondern nur das Sagen des Gesagten bzw. das ‚Es-mal-so-Sagen‘.“³³³

Natürlich kann die erschlossene Bedeutung vom Hörer nach dem Sprecherwechsel (*turn*) explizit gemacht werden, etwa um sie aufgrund ihres hypothetischen Charakters zu überprüfen. Das muss aber nicht sein. Dann bleibt die pragmatisch erzeugte Bedeutung „unsichtbar“ und nur im „Wissenskonto“ weiterhin wirksam.

3.3.3 Indirektheit

Sprachpragmatische Konzepte der Indirektheit sind schon von der Wortbedeutung her für eine Interviewanalyse reizvoll, die von Beobachtungen ausgeht, in denen die Sprecher bestimmte Mitteilungen an den Hörer nur indirekt ausdrücken oder zumindest *nicht direkt*. Dabei sind dem Hörer nicht nur die sprachlichen Mittel zunächst verborgen, die der Sprecher einsetzt; auch das, was eigentlich mitgeteilt wurde, bleibt eigentümlich diffus. Auf irgendeine Weise *versteht* man den Sprecher zwar, und gäbe es eine Videoaufzeichnung, dann würde man dem Interviewer dabei zusehen können, wie er dem erzählenden Stadtbewohner immer wieder verständnisvoll zunickt. Aber was hat er eigentlich gesagt? Und was hat er damit gemeint? An den Stellen der Interviews, an denen „Sprünge“ passieren und sich „etwas bewegt“, laufen diese Fragen zunächst einmal ins Leere.

Meibauer beginnt das Thema *Indirektheit*, dem er ein eigenes Kapitel widmet, mit einer Analyse *indirekter Sprechakte* und stützt sich dabei auf Searles gleichnamigen Artikel von 1982.³³⁴ Indirekte Sprechakte stellen eine ernste Herausforderung der Sprechakttheorie dar, weil sie hinsichtlich des *illokutionären Aktes* nicht die normalerweise zu erwartende Interpretation nach sich ziehen. Wenn z.B. offensichtlich eine *Frage* gestellt wird, kann dahinter als korrekte Interpretation eine *Aufforderung* stehen.³³⁵

Kannst du mir das Salz reichen?

³³³ Grice: *Logik und Konversation*, S. 265.

³³⁴ Meibauer: *Pragmatik*, S. 101 ff. unter Verweis auf Searle: *Indirekte Sprechakte*. Dessen Kapitel über *Indirektheit* behandelt zudem noch *Rhetorische Fragen*, *Performative Äußerungen* sowie *Höflichkeit*. Levinson: *Pragmatik* widmet den indirekten Sprechakten in seinem Standardwerk lediglich einen Abschnitt im Kapitel über Sprechakte (S. 287).

³³⁵ Beispiele aus Meibauer: *Pragmatik*, S. 101.

Es macht hier keinen Sinn, mit ja oder nein zu antworten, obwohl eine Frage eigentlich danach verlangen würde. Der Satz bedeutet eigentlich: „Bitte gib mir das Salz!“ Der illokutionäre Akt einer Äußerung, die „an der Oberfläche“ eine Frage ist, kann aber auch eine Behauptung sein, wie im folgenden Beispiel:

Ist das realistisch?

Mit dem Stellen dieser Frage wird eigentlich schon zum Ausdruck gebracht, dass „das“ nicht realistisch ist. Funktionen der beiden Äußerungen sind jeweils andere, als es die sog. *illokutionären Indikatoren* andeuten. Solche Indikatoren sind die Bestandteile des Satzes, die eine bestimmte illokutionäre Interpretation nahelegen, die sozusagen „eine Frage zu einer Frage machen“ (Satztyp/Wortstellung, Fragewort, Fragezeichen, u.a.m.).³³⁶

Den richtigen Gebrauch der illokutionären Indikatoren identifiziert Searle mit seiner ursprünglich 1971 auf amerikanisch und 1983 auf deutsch erschienenen Sprechakttheorie mit den Glücksbedingungen für einen Illokutionstyp.³³⁷ Danach ist die richtige Interpretation im Hinblick auf den tatsächlich vorliegenden Sprechhandlungstyp daran gebunden, dass in der Äußerung die augenscheinlichen Merkmale des Sprechhandlungstyps (die Indikatoren) auch richtig verwendet werden.³³⁸ Das ist in den oben gezeigten Beispielen aber gerade nicht der Fall. Trotzdem kann man auf diese Weise erfolgreich kommunizieren. Wie ist das möglich? Wie kommt der Hörer von der wörtlich ausgedrückten und indizierten Illokution zur gemeinten Illokution? Diese Fragen ähneln denen, die Grice im Zusammenhang mit der konversationellen Implikatur gestellt hat: Wie kommt der Hörer hinter die Implikatur? Welche Überlegungen muss er (implizit, in der Rekonstruktion erkennbar) anstellen, um die richtige Schlussfolgerung zu ziehen?

Meibauer illustriert den Schlussprozess für einen indirekten Sprechakt anhand des folgenden Beispiels:

Student X: Komm, wir gehen heute abend ins Kino.

Student Y: Ich muss für eine Prüfung lernen.

³³⁶ Weitere Indikatoren bei Meibauer: *Pragmatik*, S. 88 f.

³³⁷ Vgl. Searle: *Sprechakte*, S. 89 ff.

³³⁸ Vgl. Näheres hierzu in Meibauer: *Pragmatik*, S. 89 ff.

Die Antwort von Y ist der wörtlichen Illokution nach eine Feststellung, tatsächlich aber eine Ablehnung – und die bildet Searle zufolge den „primären illokutionären Witz“. Den Schlussprozess für die Sprechhandlung der Ablehnung rekonstruiert Meibauer (nach der Vorlage von Searle) in zehn Schritten:³³⁹

1. Ich habe Y etwas vorgeschlagen, daraufhin hat er die Feststellung gemacht, dass er für eine Prüfung zu lernen habe. (Annahme über das Gespräch)
2. Y ist mir gegenüber wohl kooperativ in diesem Gespräch, und daher soll seine Bemerkung relevant sein. (Prinzipien der konversationalen Kooperation)
3. Als relevante Reaktion kommen in Frage: Annahme, Ablehnung, Gegenvorschlag, weitere Diskussion, und so weiter. (Sprechakttheorie)
4. Aber seine wörtliche Äußerung war nichts von alledem und also keine relevante Reaktion. (Folgerung aus Schritt 1 und Schritt 3)
5. Also meint er wahrscheinlich mehr, als er sagt. Wo seine Bemerkung relevant ist, muss ihr primärer illokutionärer Witz ein anderer sein als ihr wörtlicher illokutionärer Witz. (Folgerung aus Schritt 2 und Schritt 4)
6. Wenn man für eine Prüfung lernt, so nimmt dies – für einen einzelnen Abend gesehen – ziemlich viel Zeit in Anspruch, und wenn man ins Kino geht, so nimmt dies – auf einen einzelnen Abend gesehen – ebenfalls ziemlich viel Zeit in Anspruch. (Inhaltliches Hintergrundwissen)
7. Also kann er wahrscheinlich an einem Abend nicht beides tun: ins Kino gehen und für eine Prüfung lernen. (Folgerung aus Schritt 6)
8. Eine Einleitungsbedingung für die Annahme eines Vorschlags (oder beliebigen anderen Kommissivs³⁴⁰) ist, dass der Sprecher die in der Bedingung des propositionalen Gehalts ausgesagte Handlung vollziehen kann. (Sprechakttheorie)
9. Also hat er etwas gesagt, woraus sich ergibt, dass er den Vorschlag nicht annehmen kann, ohne sich selbst zu widersprechen. (Folgerung aus den Schritten 1, 7 und 8)
10. Also ist der primäre illokutionäre Witz seiner Äußerung wahrscheinlich die Ablehnung des Vorschlags. (Folgerung aus Schritt 5 und Schritt 9)

³³⁹ Nach dem Beispiel und bzw. der Aufzählung bei Meibauer: *Pragmatik*, S. 102, der verkürzt Searle: *Indirekte Sprechakte* wiedergibt.

³⁴⁰ *Kommissive* sind eine Kategorie von Sprechakten, mit denen der Sprecher sich zur Ausführung einer zukünftigen Handlung verpflichtet. Nach Meibauer: *Pragmatik*, S. 94 ff. unterscheidet Searle fünf solcher Kategorien.

Die schrittweise Rekonstruktion eines illokutionären Schlussprozesses, mit dem man hinter die eigentlich gemeinte Sprechhandlung kommt, kann für die diagrammatische Darstellung pragmatischer Funktionen im 4. Kapitel Inspiration und Vorlage sein, sofern sich abzeichnet, dass diese Darstellungen gleichfalls eine Schrittfolge aufweisen (wie Comics) oder einen mehrstufigen Prozess in einer Darstellung unterbringen (was typischerweise ein Diagramm tut).

Der Schlussprozess des indirekten Sprechakts nach Searle weist eine große Ähnlichkeit auf mit dem, der bei Grice die konversationale Implikatur aufspürt. Er bezieht sich auf nicht-konventionale indirekte Sprechakte, und auch Grice bezeichnet die *konversationale Implikatur* als eine Unterart der nicht-konventionalen Implikaturen. Ein indirekter Sprechakt wie in „Kannst du mir das Salz reichen?“ ist allerdings, obschon er indirekt vorgeht, weitgehend *konventional*, d.h. „für den indirekten Gebrauch gewissermaßen standardisiert“.³⁴¹ Eine nicht-konventionale Strategie zeichnet dem gegenüber aus, dass der Hörer inhaltliches Hintergrundwissen mitbringen und aktivieren muss, er benötigt Kenntnisse konversationaler Kooperation und die Fähigkeit zum praktischen Schlussfolgern.³⁴² Nach Searle muss er dabei strategisch vorgehen: „Solange der Hörer keine Folgerungsstrategie hat, um dahinter zu kommen, wann ein primärer illokutionärer Witz sich vom wörtlichen illokutionären Witz unterscheidet, kann er indirekte illokutionäre Akte überhaupt nicht verstehen.“³⁴³

Meibauer stellt die naheliegende Frage, was dann eigentlich die Implikaturenthorie von der Theorie der indirekten Sprechakte unterscheidet und macht den wesentlichen Unterschied darin aus, dass Grice keinen Begriff des illokutionären Akts entwickelt. „Der Begriff der konversationellen Implikatur ist zwar so weit gefasst, dass alle Arten von abgeleiteten Bedeutungen darunter einen Platz finden. Sollen es aber auch primäre illokutionäre Akte sein, so benötigt man offenbar eine separate Theorie des Sprechakts.“³⁴⁴ Einige der Beispiele des 4. Kapitels gehen von einem „Sagen“ aus, das mit einer Funktion

³⁴¹ Meibauer: *Pragmatik*, S. 103.

³⁴² Ebenda, S. 103.

³⁴³ Ebenda, S. 103 unter Verweis auf Searle: *Indirekte Sprechakte*, S. 55. Meibauer referiert auch Kritik, die an Searles Sprechakttheorie geübt worden ist (S. 93 f.): Bzgl. des indirekten Sprechakts argumentiere z.B. Bertolet, dass nicht zwei Akte – ein primärer und ein sekundärer illokutionärer Akt – zugleich vollzogen werden können, also den der Frage und den der Bitte im Falle von „Kannst du mir das Salz reichen?“. Bertolet argumentiert, es würde allein die Illokution der *Frage* vollzogen, und der zusätzliche Effekt ließe sich als eine konversationelle Implikatur rekonstruieren. Vgl. Meibauer: *Pragmatik*, S. 103 f. unter Verweis auf Bertolet: *Are there indirect speech acts?*

³⁴⁴ Meibauer: *Pragmatik*, S. 103.

verbunden ist. Mit der Implikaturentheorie lässt sich diese Art von Pragmatik nicht erfassen. Meibauer resümiert: „Man beachte, dass sich die Implikaturentheorie in eine Sprechakttheorie integrieren lässt [...], aber die Sprechakttheorie lässt sich nicht in eine Implikaturentheorie integrieren, weil in dieser kein Begriff des Sprechakts definiert wird. Träger von Implikaturen sind immer Sprechakte.“³⁴⁵

3.4 Soziale Funktionen

Unter dem Leitbegriff der Pragmatik wurden sprachliche Handlungen als Funktionen von Äußerungsakten dargestellt sowie kooperative Schlussprozesse als Folge auslösender Momente in Konversationen. Von derartigen Funktionen heben sich nun soziale Funktionen ab, die unmittelbar auf die Gestaltung sozialer Beziehungen angelegt sind, in denen die Sprecher stehen. Das zur Verfügung stehende empirische Material lässt sich am ehesten dem autobiographischen Erzählen zuordnen. Seine Analyse verlangt geradezu nach einer Methode, die das Ziel erfasst, mit dem der jeweilige Sprecher offenkundig sein Erzählen verbindet. Es bliebe sonst unverständlich, wie es überhaupt dazu kommt, dass fast alle Gesprächspartner mit großer Ausdauer derartige Texte hervorgebracht haben.

Das Methodenbuch des Soziologen Werner Fuchs-Heinritz zur biographischen Forschung geht auf die „sozialen Funktionen biographischer Kommunikation“ ausführlich ein.³⁴⁶ Das damit verbundene Kriterium der Erzählbarkeit erweist sich als weitgehend „technisch“ – man sorgt sich darum, etwas Erzählenswertes erzählen zu können und greift daher nach notwendigen sprachlichen Mitteln und inhaltlichen Ausstattungen. Der in diesem Zusammenhang ebenfalls wichtige Begriff der *Identität* bezeichnet über diesen technischen Aspekt hinausgehend das eigentliche Ziel des Erzählens in sozialpsychologischer Hinsicht.

Für die vorliegenden Interviews ist es also wichtig, den Handlungscharakter und die Situations- und Kontextbezogenheit der sprachpragmatischen Funktionen mit sozialen Funktionen in Verbindung zu bringen und diese im Lichte jener zu betrachten. Dies geschieht vor dem Hintergrund einer notwendigen Ausweitung der an „mikroskopischen“, ausgedachten Konversationsbeispielen entwickelten pragmatischen Figuren (Sprechakt, Implikatur usw.) auf komplexere und umfangreichere Konversationen, die in wirklichen

³⁴⁵ Ebenda, Anm. 38 auf S. 107.

³⁴⁶ Vgl. Fuchs-Heinritz: *Biographische Forschung*, S. 66 ff.

sozialen Situationen stattfinden und den empirischen Status der Untersuchung begründen.

Zwar wird die „Erzählung“ als Textsorte bzw. Superstruktur bereits von der Textlinguistik ins Auge gefasst,³⁴⁷ dort aber eher auf schriftstellerische Produkte bezogen (Kap. 3.3.1).³⁴⁸ Eine funktionale Betrachtung auf dieser Grundlage erlaubt es, aus der sozialen Aufgabe des Erzählens heraus in den Texten weitere Phänomene auszumachen, die keine Geschichten sind, aber Kommunikationszwecken dienen. „Alltagserzählungen“ umfassen aber weit mehr als das Erzählen von Geschichten; sie entwickeln sich nicht in linearen Abfolgen von Erzählschritten, sondern als eine „realisierte thematische Struktur“.³⁴⁹ Die funktionale Betrachtung erlaubt es, aus der sozialen Aufgabe des Erzählens heraus weitere Phänomene in den Texten auszumachen, die keine Geschichten sind und gleichwohl derselben Aufgabe dienen.

Erzählen wird als Aufführung bestimmt (Kap. 3.4.1), an der der Zuhörer teilhat. Vor allem aber muss der Begriff der *Identität*, der eher an Abgeschlossenheit, Beständigkeit und Unbeweglichkeit denken lässt, in seinem praktischen und situativen Vollzug – eben als Handlung – bestimmt werden (Kap. 3.4.3), um seinerseits Anschluss an die sprachpragmatischen Analysen zu finden. Während dort Erzählbarkeit als Effekt untersucht wird (Kap. 3.4.2), mit dem sich „technisch“ gesehen Weiteres bewerkstelligen lässt, wird Identität zumindest in einigen Analysen den Fluchtpunkt erzählerischen Engagements bilden. Ohne einen Begriff von Identität, der in ein kommunikatives Handeln eingebunden ist und so einen Konstruktions- und Prozesscharakter erhält, lassen sich zumindest einige der Analysen im 4. Kapitel nicht vollständig durchführen.

3.4.1 Erzählen als Aufführung

„Im interdisziplinären Forschungsfeld der Erzählforschung werden Denken und Reden trotz aller Selbstbezogenheit des Individuums grundsätzlich als soziales Handeln interpretiert, als kontextbezogen beschrieben“.³⁵⁰ Nach dieser Einschätzung des Volkskundlers Albrecht Lehmann könnte man jede Erzählsituation und jedes Gesprächsinterview als eine

³⁴⁷ Vgl. van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 128 ff. und Adamzik: *Textlinguistik*, S. 126 ff.

³⁴⁸ Vgl. Kap. 2.2 sowie Hahn/Steinbusch: *Zwischen Möglichkeit und Grenze*, S. 122 ff.

³⁴⁹ Birkner: *Textlinguistik*, S. 61.

³⁵⁰ Lehmann: *Reden über Erfahrung*, S. 9 f.

„Aufführung“ bezeichnen. Im Gegensatz zur Probe sind Zuschauer in Theateraufführung Teil des Geschehens, klassischer Weise als passive Beobachter, heute können die Rollen im Theater selber zum Gegenstand der Aufführung und dabei sogar gewechselt werden.³⁵¹

Bei einer Autobiographie, einer schriftlichen Lebensbeschreibung, wie man sie v.a. von Schriftstellern, Künstlern und Politikern kennt, zu deren Urbildern Augustinus' „Bekenntnisse“ und Goethes „Dichtung und Wahrheit“ gehören,³⁵² handelt es sich nicht oder nur in ganz anderem Sinne um situationsgebundene Gespräche, die Ereignischarakter haben und mittels einer Versuchsanordnung „fixiert“ wurden,³⁵³ wenn auch kulturelle, historische und andere Kontexte natürlich eine große Rolle beim Verfassen einer Biographie spielen.

Ein Sprecher, der aus seinem Leben erzählt, befindet sich dagegen in einer Situation, die durch *Gegenwärtigkeit* gekennzeichnet ist, ein Umstand, der besonders dann verdeckt sein kann, wenn von Vergangenem erzählt wird. In dieser Situation rekonstruiert der Sprecher für seine Gesprächspartner und zugleich für sich selbst eine zurück liegende Erfahrung, z.B. den Weg zu einer folgenschweren Entscheidung. Diese Situation ist „seine Gegenwart. Er vergegenwärtigt sich seiner zurückliegenden Situation, die stets unter dem Eindruck lebensgeschichtlicher Erfahrungen und historischer Deutungen zu einer anderen geworden ist“.³⁵⁴ Auch „der Kontext einer Erzählsituation ist stets über den gruppenspezifischen Zusammenhang einer zwischenmenschlichen Beziehung hinaus eingebunden in übergreifende kulturelle und politische Verhältnisse“, die „über alle möglichen Schriften, Bilder und Massenmedien als Erfahrung aus zweiter Hand vermittelt“ werden.³⁵⁵ Dennoch betont Lehmann: „Die eigene Primärerfahrung bleibt der Maßstab“.

So stehen die Erfahrungen, auf deren Basis wir unsere Erlebnisse und Erfahrungen mitteilen, „stets unter dem Eindruck subjektiver Deutungen“.³⁵⁶ „Erfahren und Urteilen sind untrennbar miteinander verbunden. Bereits im Moment der Sinneswahrnehmung beginnt das erfahrungsbestimmte Urteilen.“ Und: „Wir erfahren und urteilen stets in Situationen. Situation ist [...] die Grundlage aller Erfahrung [...] und wir erinnern uns auf dieser Grundlage später, wenn wir sie erzählend vermitteln.“ Situation ist eine kontextuelle

³⁵¹ Vgl. das Kapitel *Rollenwechsel* bei Fischer-Lichte: *Ästhetik des Performativen*, S. 63 ff.

³⁵² Vgl. de Bruyn: *Das erzählte Ich*, S. 21 und 23.

³⁵³ Vgl. Mayring: *Qualitative Inhaltsanalyse*, S. 12 f.

³⁵⁴ Lehmann: *Reden über Erfahrung*, S. 12 unter Verweis auf Bahrdt: *Grundformen sozialer Situation*, S. 52 f.

³⁵⁵ Ebenda, S. 10; dort auch das folgende Interview.

³⁵⁶ Ebenda, S. 11; dort auch die folgenden Zitate des Absatzes.

Einheit, und darin besteht die „erfahrungsgeschichtliche Voraussetzung des Erzählens.“

Auch wenn das Erzählen von gemachten Erfahrungen handelt, Erinnerungen aus dem Gedächtnis aktiviert und vorträgt – die empirische Erzählforschung hat es im Grunde genommen mit Dokumenten einer Gegenwart zu tun: nicht die Erzählung steht dann mehr im Mittelpunkt, sondern das Erzählen als eine Handlung – zumindest liefert dieser gegenwärtige und situative Blick erst den Schlüssel zum Vergangenen. Lehmann formuliert das so: „Wenn wir auf der Basis von Erfahrungen unser Leben erzählen und interpretieren, müssen wir – was der wichtigste Standpunkt der Erfahrungsgeschichte und der Narrativistik ist – von der Gegenwart ausgehen.“³⁵⁷ Lehmann versteht die kulturwissenschaftliche Erzählforschung daher als „Bewusstseinsanalyse“, und die „will wissen, was im Erzählvorgang aus dem Fundus der subjektiven Erlebnisse und Bewertungen ins Bewusstsein zurückkehrt.“³⁵⁸

Die Situativität aller Erfahrung und allen Redens zeigt eine Nähe zum Begriff der Performanz. Dieser legt nahe, jedwede Konstruktion als „Vorgang“ oder „Prozess“ anzuschauen. Jedes Gespräch, jede Geschichte ist aus diesem Blickwinkel eine „Aufführung“, und es leuchtet ein, sie empirisch auch so zu behandeln. Die Performanzforschung der Theaterwissenschaftlerin Erika Fischer-Lichte stellt bereits für das Theater des frühen 20. Jahrhunderts und den Beginn der Theaterwissenschaften in Deutschland,³⁵⁹ vor allem aber mit Blick auf die „Entgrenzung der Künste“ seit den 1960er Jahren eine „performative Wende“ fest. „Ob bildende Kunst, Musik, Literatur oder Theater – alle tendieren dazu, sich in und als *Aufführungen* zu realisieren. Statt Werke zu schaffen, bringen die Künstler zunehmend *Ereignisse* hervor.“³⁶⁰ Für die folgende Untersuchung bedeutet dies, um es mit einem Satz von Michel Foucault auszudrücken: „[E]twas sagen ist ein Ereignis.“³⁶¹

Die „Wende“ in den Künsten, die Fischer-Lichte beschreibt, steht in einem interessanten Verhältnis zu einer parallelen Entwicklung in der soziologischen Forschung, die Jörg R. Bergmann mit den „gesellschaftlichen Emanzipationsbestrebungen der 60er Jahre“ in Verbindung bringt.³⁶² In dieser Zeit verortet er den Erfolg so unterschiedlicher soziologischer Untersuchungsansätze wie dem der Ethnomethodologie, die v.a. von Harold

³⁵⁷ Lehmann: *Reden über Erfahrung*, S. 11.

³⁵⁸ Ebenda, S. 50.

³⁵⁹ Fischer-Lichte: *Ästhetik des Performativen*, S. 42 ff.

³⁶⁰ Ebenda, S. 29 (Herv. d. Verf.).

³⁶¹ Foucault: *Der Mensch ist ein Erfahrungstier*, S. 87.

³⁶² Bergmann: *Ethnomethodologie*, S. 120.

Garfinkel entwickelt wurde, des Symbolischen Interaktionismus, des 1969 publizierten Werks *Die Gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* von Berger und Luckmann oder der Arbeiten von Erving Goffman.³⁶³

Bergmann ist der Ansicht, dass diese methodischen Ansätze – bei unterschiedlichen ideengeschichtlichen Quellen – doch gemeinsam „den Konstruktions- und Aushandlungscharakter von sozialer Wirklichkeit betonten“, und so „dem damaligen Zeitgeist“ entsprachen.³⁶⁴ In ihnen komme es zu einer „Betonung der aktiven, kreativen Rolle des Individuums in der sozialen Interaktion“.

Dass sich im Rahmen künstlerischen Schaffens der Zuschauer vom unbeteiligten Beobachter zum Teilnehmer gewandelt hat, dass die „leibliche Ko-Präsenz von Akteuren und Zuschauern“³⁶⁵ konzeptuell eingesetzt und mittels Rückkopplungsschleifen wieder in das Geschehen eingespeist und so thematisiert wird,³⁶⁶ erinnert nicht von ungefähr an die aktive Rolle des Hörers oder Lesers in den sprachpragmatischen Figuren, etwa in der konversationellen Implikatur (Kap. 3.3.2). Fischer-Lichtes Analyse kann als methodische Herausforderung der Sozial- und Kulturwissenschaften gelesen werden, was dazu führt, dass z.B. auch der Interviewer – und sei er auch noch so zurückhaltend in seiner *Gesprächsführung* – als einer der Sprecher Gegenstand der Betrachtung und der Analyse wird.

Dieser Punkt ist Harald Welzer, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall in ihrer Analyse des „kommunikativen Gedächtnisses“, das die Deutschen von der Zeit des Nationalsozialismus haben, besonders wichtig.³⁶⁷ Die entsprechende Stelle lohnt ein ausführliches Zitat, weil hier kondensiert eine vorbildliche methodische Einstellung wiedergegeben wird: „Wir betrachten unsere Interviews und Familiengespräche als von mehreren Sprechern gemeinsam verfertigte Texte über die nationalsozialistische Vergangenheit und den Holocaust.“

Diese Texte können darüber Auskunft geben, wie zu einem definierten Zeitpunkt (nämlich von 1997 bis 2000) in definierten sozialen Situationen (nämlich in

³⁶³ Vgl. Bergmann: *Ethnomethodologie*, S. 120.

³⁶⁴ Ebenda, S. 120; dort auch das folgende Zitat.

³⁶⁵ Fischer-Lichte: *Ästhetik des Performativen*, S. 58 ff.

³⁶⁶ Ebenda, S. 61. Die Autorin verweist hier auf das Modell der „Autopoiesis“ von Maturana und Varela; das Interesse an diesem Modell unterminierte den Versuch „einer möglichen Kontrolle des Systems“ (S. 61). Vgl. auch Maturana/Varela: *The Tree of Knowledge*, S. 43 ff. (Fischer-Lichte verwendet parallel die 1. und 2. Aufl. der dt. Übersetzung u.d.T. *Der Baum der Erkenntnis*).

³⁶⁷ Die von Harald Welzer geleitete Studie hatte den Titel „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis und war am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen angesiedelt.

Forschungsinterviews und -diskussionen mit Familien) über ein definiertes Thema gesprochen wird.“³⁶⁸

Dies, so die Autoren weiter, sei ihrem Gegenstand „viel angemessener als eine konventionellere Untersuchungsstrategie, die von der Annahme ausginge, Geschichtsbewusstsein und Erinnerungen allgemein lägen in einer fixierten Form vor, die mit Hilfe ‚neutraler‘ Erhebungsverfahren ermittelt und beschrieben werden könne. Wir haben schon mit Keplers Konzeption des Familiengedächtnisses argumentiert,³⁶⁹ dass dieses wesentlich in seiner praktischen Vergegenwärtigung besteht, mithin im sozialen Prozess gemeinsamer Erinnerung.“³⁷⁰

Damit kommen die Autoren auf die Rolle der Interviewer und die Berücksichtigung dieser Rolle bei der Analyse der Gespräche zu sprechen: „Die Interviewerinnen und Interviewer spielen in diesem Prozess eine Rolle als soziale Personen, und entsprechend war es ihnen gestattet [...], sich alles andere als neutral zu verhalten. Da das Neutralitätspostulat an den Interviewer, das noch immer nicht aus den Lehrbüchern der empirischen Sozialforschung verschwunden ist, von grundlegenden kommunikationstheoretischen Voraussetzungen absieht, und da Neutralität im Rahmen sozialer Interaktionen ein Widerspruch in sich selbst ist, werden unsere Betrachtungen [...] Intervieweräußerungen fallweise genauso einbeziehen wie Äußerungen von Familienmitgliedern.“³⁷¹

Die Einbeziehung der Äußerungen des Interviewers ist in den Analysen des 4. Kapitels zwar eher marginal. Gleichwohl ist er essentiell am Zustandekommen und an der Konstitution der kommunikativen Situation beteiligt, in deren Kontext sich die Äußerungen der Gesprächspartner bewegen und auf die bezogen sie einen Sinn machen sollen.

3.4.2 Erzählbarkeit herstellen

Die Anlässe, bei denen erzählt wird, sind vielfältiger Art. Erzählen ist eine Form der Informationsvergabe und der Überlieferung, der mündlichen Weitergabe von Kulturgütern

³⁶⁸ Welzer/Moller/Tschuggnall: „Opa war kein Nazi“, S. 27.

³⁶⁹ Gemeint ist Kepler: Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien.

³⁷⁰ Welzer/Moller/Tschuggnall: „Opa war kein Nazi“, S. 27.

³⁷¹ Ebenda, S. 27 f.

wie etwa von Märchen, Sagen und Legenden, von Begebenheiten jedweder Art. Auch deren teilweise textliche Fixierung hat das Erzählen nicht obsolet werden lassen. Märchen z.B. kann man vorlesen oder erzählen, wenngleich die Übung im Erzählen wohl nicht mehr weit verbreitet ist. „Vor lauter Erzählungen scheint das *Erzählen* abhanden gekommen“, schreibt der Sprachwissenschaftler Konrad Ehlich über die „Professionalisierung“, die das literarische Erzählen in unserer Kulturgeschichte mit sich brachte.³⁷² „Der Zuhörer findet sich als Leser wieder“, in gewisser Weise „passiviert“, „der Möglichkeiten beraubt, in die Geschichten einzugreifen, sich vom Erzähler in eine gemeinsame Tätigkeit verwickeln zu lassen, ihn zu fordern, ihm zu applaudieren“.³⁷³

Das autobiographische Erzählen, mit dem jeder Mensch sich selbst und anderen vor Augen führt, wer er ist und wie er zu dem geworden ist – aber auch, wer er gedenkt, in Zukunft zu sein, ist nach wie vor geläufig. Die Sozialpsychologen der Forschergruppe um Heiner Keupp sprechen mit Blick auf die narrativen Funktionen der Identitätsbildung von „Retro- und prospektiver Identitätsarbeit“.³⁷⁴ Dabei wird die Vor- und Rückschau immer in Gegenwart, im Hier und Jetzt des Erzählens, geleistet. Alle Formen des Erzählens setzen Gelegenheiten, Bereitschaft, Fähigkeiten und Übung voraus. Das autobiographische Erzählen scheint eines der letzten Gebiete zu sein, in denen noch regelmäßig erzählt wird – und in denen der Zuhörer „eingreifen“, den Erzähler „fordern“ kann (Konrad Ehlich), was ziemlich treffend die Rolle des Interviewers in den hier analysierten Gesprächen widerspiegelt.

Die neuen Social Media lassen neue Formen der Selbsterzählung erwarten. An den Erzählformen einer Talkshow kann buchstäblich jeder teilnehmen; aber Kindern ad hoc eine Geschichte zu erzählen, dürfte heute die meisten Menschen überfordern. Man sollte diese ungleiche Verteilung von Erzählformen und -fähigkeiten nicht als selbstverständlich ansehen. Sie ist ein Kennzeichen unserer Zeit. Die Interviews, die im 4. Kapitel ausgewertet werden, sind geradewegs auf gängige Formate von Selbsterzählung mit ihrem ausgeprägten Hintergrund von Erzählbarkeit angelegt.

Darin liegt der eigentliche Sinn eines „narrativen“ Vorgehens beim Interviewen: dass der Gesprächspartner nicht nur die Inhalte frei wählt, sondern sich auch in eine Erzählform hineinfindet, die ihm „liegt“. Es muss Material produziert werden, sonst kann Forschung nicht stattfinden. Den einzigen Störfaktor in den vorliegenden Interviews bilden

³⁷² Ehlich: Der Alltag des Erzählens, S. 11.

³⁷³ Ebenda.

³⁷⁴ Keupp u.a.: *Identitätskonstruktionen*, S. 192 ff.

die Fragestellungen, die der Forschungskontext der Zwischenstadt mit sich brachte (Kap. 2 bzw. Kap. 4.0). Der Versuch, die Gesprächsinterviews auf ganz bestimmte Bereiche der Stadtregion zu richten, die der Aufmerksamkeit von Städtebauern, Politikern und Bewohnern regelmäßig entgehen (so die These), stieß auf die nur wenig ausgeprägte Fähigkeit (oder Bereitschaft) der Gesprächspartner, sich darüber erzählerisch auszubreiten.

Erzählen zu können ist keine Selbstverständlichkeit – das zeigt dieses zunächst ernüchternde Ergebnis deutlich. Menschen sind unterschiedlich begabt und geübt im Erzählen. *Erzählbarkeit* ist eine Kategorie, die zwar individuelle Fähigkeiten berührt und voraussetzt, dabei aber mehr am Gegenstand festmacht, ob Erzählen gelingen kann. Insofern existieren Berührungspunkte zwischen dem Umstand, dass etwas schwer zu beschreiben, und dem, dass etwas schwierig zu erzählen ist. Man kann im Zuhörer eine Vorstellung von einer Stadt erzeugen, indem man narrativ vorgeht. Dabei erfüllen beschreibende Passagen zugleich narrative Aufgaben. Bestehen Schwierigkeiten, etwas zu beschreiben, kann dies wiederum an der Schwierigkeit liegen, etwas wahrzunehmen, und dies überträgt sich dann unmittelbar auf das Erzählen. Erzählbarkeit berührt hier das Thema der „Anästhetik“ weiter Teile der heutigen Stadtregionen, das im Konzept der „Zwischenstadt“ eine zentrale Rolle spielt (Kap. 2.1).

Angesichts der ernüchternden Ausbeute, die man aus den Interviews im Hinblick auf den Raum erhält, in dem die Menschen leben (Kap. 2.2), geht es um die Frage und die Suche danach, wie dergleichen „dennoch“ beschrieben wird, trotz der offensichtlichen Schwierigkeiten, sich über den fraglichen Gegenstand überhaupt zu verständigen, und – dies könnte man folgern – ihn im alltäglichen Leben überhaupt als etwas Relevantes, Bedeutungsvolles und Erzählenswertes wahrzunehmen.

Dieser Gegenstandsbereich, in dem „dennoch“ erzählt wird, wird als ein bevorzugtes Anwendungsfeld für sprachpragmatische Verfahren gedeutet, die es erlauben, auch jenseits einer unklaren Semantik Bedeutungseffekte zu erzeugen. Zugespitzt bedeute dies, dass die Sprecher, anstatt ihre Umwelt zu beschreiben, mit einer sprachlich hervorgebrachten „Geste“ auf etwas deuten – und dies mit textlichen Mitteln. Dabei wäre die Geste, der Interpretation des Anthropologen Michael Tomasello folgend, gerade dadurch ausgezeichnet, dass sie als solche arm an Bedeutung ist. Tomasello bezeichnet die Gesten gegenüber der Sprache als „schwach“, weil so wenig (oder eigentlich gar keine) Information „im“ Kommunikationssignal selbst enthalten ist.³⁷⁵ Umgekehrt besteht ihre Stärke darin, Kontexte und Wissen in die Kommunikation einfließen zu lassen.

³⁷⁵ Vgl. Tomasello: *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*, S. 13 sowie Kapitel 4.5.

Methodisch gewendet geht es um eine Bereitschaft, die Oberflächensemantik zu verlassen und eine Erzählbarkeit ins Auge zu fassen, die pragmatisch hergestellt wird.

Erzählbarkeit wird von Fuchs-Heinritz als eines der „Merkmale biographischer Kommunikation“ aufgeführt, neben der „interaktiven Absicherung“ und den „biographischen Anderen“.³⁷⁶ Erzählbarkeit ist ein „Selektionskriterium“, das in Frage kommende „Stoffe, Episoden und Gestalten aus der Erinnerung“ einer Vorauswahl unterzieht.³⁷⁷ So müssen – anders als in institutionell geregelten Situationen, etwa der eines Einwohnermeldeamtes oder einer Notaufnahme – für autobiographische Inhalte überhaupt erst Interesse, Neugier und Aufmerksamkeit geweckt werden, soll ein Gespräch in Gang kommen und aufrecht erhalten werden. Zur Erzählbarkeit gehört, dass man die Zuhörer „bei der Stange hält“. Auch wenn das Interesse des Interviewers professionell motiviert ist, bemüht sich der Sprecher doch in der Regel, mit mehr oder weniger Geschick, Interesse zu wecken und die Aufmerksamkeit des anderen nicht erlahmen zu lassen.

Dabei wird ein sprachpragmatischer Effekt eingesetzt, den Searle *illocutionary force* nennt.³⁷⁸ Meibauer stellt im Hinblick auf die rhetorische Frage fest, ihre „argumentative Kraft“ entfalte sich dadurch, „dass der Hörer erschließen muss, was der Sprecher schon weiß“.³⁷⁹ Was Searle mit „illokutionärer Kraft“ meint, basiert auf seiner Konzeption des illokutionären Aktes (Kap. 3.3.1). Er ist etwas Zusätzliches zur Information, die dem Hörer vermittelt werden soll und hat eine unmittelbare soziale Wirkung – und entsprechende Folgen. Besonders im Fall indirekter Sprechakte, die Meibauer zusammen mit Rhetorik und Höflichkeit zum pragmatischen Feld der Indirektheit rechnet (Kap. 3.3.3), kann die Sprechhandlung darüber hinaus noch eine „Kraft“ entwickeln, die auf direktem Wege und reduziert auf eine Semantik nicht vorhanden wäre. Bedeutungseffekte erzeugen durch ihre interaktive Dynamik noch auf andere Weise Aufmerksamkeit, als es eine bloße Semantik vermag. Den Besonderheiten des empirischen Materials entsprechend wird das 4. Kapitel nach solchen „Kräften“ Ausschau halten, die von einem globalen, den ganzen Text (oder Textteile) umspannenden Handlungstyp hervorgebracht werden.

³⁷⁶ Fuchs-Heinritz: *Biographische Forschung*, S. 46 ff.

³⁷⁷ Ebenda, S. 61 f.

³⁷⁸ Meibauer: *Pragmatik*, Anm. 34 auf S. 93. Die soziale Funktion solcher Verfahren kann unterschiedlich interpretiert werden; so sieht Searle die Klasse der deklarativen Sprechakte (*declarations*) wie taufen, ernennen und verurteilen, die typischerweise an Institutionen gebunden sind, in seinen neueren Veröffentlichungen als grundlegend an für die sprachliche Konstitution der sozialen Welt; vgl. z.B. Searle: *Making the Social World*, S. 11 ff.

³⁷⁹ Meibauer: *Pragmatik*, S. 114.

Erzählbarkeit kann aber auch im Hinblick auf den Vollzug des Erinnerns zum Problem werden. In Kapitel 4.1 wird an Interviewauszügen gezeigt, dass dem Selektionskriterium „Erzählbarkeit“, sofern es Erinnerungen betrifft, in einem komplexen Austauschprozess durch den Einsatz von Umgebungsbeschreibungen entsprochen werden kann, die für fehlende Erinnerungen quasi einspringen können. Schließlich kann die Absicht, Entscheidungen von bedeutender biographischer Tragweite in eine Erzählung einzubinden, das Problem aufwerfen, dass diese Entscheidungen von keinen besonderen Handlungen begleitet waren, oder auch, dass sie sich nicht als rationale Wahl aus hinreichend bekannten Alternativen darstellen lassen. In beiden Fällen gibt die Situation, die erzählt werden soll, nicht das her, was sie für das eigene Leben nach eigentlich leisten müsste. Inhaltlich-semantic und biographische Bedeutung des Ereignisses stehen dann im Widerspruch zueinander. Pragmatische Effekte, die u.U. sehr breit angelegt sind (Verstreutheit im Text, inhaltliche Bandbreite), können solche Widersprüche überbrücken.

Erzählbarkeit ist mithin an einen Unterschied gebunden, den Fuchs-Heinritz mit dem Wortpaar „Routine und Außergewöhnliches“ bezeichnet.³⁸⁰ Mit „Routine“ ist das Thema „Alltag“ berührt, das methodische Konsequenzen auch für diese Untersuchung hat. Fuchs-Heinritz zitiert dazu folgenden Satz: „Man sagt, dass die schlechten Erinnerungen vergessen und nur die guten im Gedächtnis behalten werden; aber hinterlässt nicht ein enormer Teil des Alltags überhaupt keine Erinnerungen, weder schlechte noch gute?“³⁸¹ Bereits in der älteren Kritik an der Verwendbarkeit von Arbeiterautobiographien als Datengrundlage für sozialwissenschaftliche Fragestellungen sei dieser Gedanke angeklungen: „Vom Abenteuer erzählt man – die Eintönigkeit des Arbeitsalltags erträgt man stumm.“³⁸²

Wie Werner Fuchs-Heinritz sieht auch der Soziologe Hans Paul Bahrtd einen Zusammenhang zwischen Alltäglichkeit und Thematisierung: „[A]lltägliches, auf äußere Objekte und andere Personen bezogenes praktisches Handeln,“ geschehe „[m]eist ohne Thematisierung, jedenfalls ohne philosophische Anstrengung, oft nur beiläufig“.³⁸³ Die Interaktionen des Alltags erfahren „Entlastungen durch Routine“, sie sind „von vielen Ritualisierungen durchsetzt, deren ursprünglicher Sinn nur selten nachgefragt wird.“

³⁸⁰ Meibauer: *Pragmatik*, S. 59 f.

³⁸¹ Ebenda, S. 59 unter Verweis auf Bertaux/Bertaux-Wiame: *Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis*, S. 111.

³⁸² Fuchs-Heinritz: *Biographische Forschung*, S. 60 unter Verweis auf Geiger: *Zur Kritik der arbeitspsychologischen Forschung*, S. 243.

³⁸³ Bahrtd: *Grundformen sozialer Situationen*, S. 142.

Alltäglich sind Situationen, die sich oft in so ähnlicher Form wiederholen, dass wir uns schon aus kräfteökonomischen Gründen nicht mit ihrer Einmaligkeit (die sie in einem Teil ihrer Gegebenheiten natürlich trotzdem besitzen) befassen."³⁸⁴

Die Beiläufigkeit alltäglicher Ereignisse und Handlungen, verbunden mit einer entsprechend geringen emotionalen Bewertung, lässt mit einem nur geringen Erinnerungswert rechnen. Woran man sich aber nicht erinnert, das kann man auch nicht erzählen. Markowitsch/Welzer erklären in ihrem interdisziplinären Buch über das autobiographische Gedächtnis die Funktionen des limbischen Systems im menschlichen Gehirn. Unter anderem verbindet es „die uns bewegenden Emotionen (Trauer, Furcht, Freude, etc.) mit (kognitiv-)inhaltlichen Konnotationen“, auf diese Weise bringt es „Ereignisse zur Einprägung“.³⁸⁵ Diesen Hinweis aus der Hirnforschung kann man als Beleg darauf lesen, dass es einer außeralltäglichen, starken emotionalen Bewertung bedarf, damit ein Erlebnis zu einem Teil des autobiographischen Gedächtnisses werden kann – um dann erinnert und gegebenenfalls erzählt zu werden. Das episodisch-autobiographische Gedächtnis, welches durch das „aktive, bewusste Erinnern von Episoden“ angesprochen wird, bezeichnen die Autoren als das höchste der fünf Gedächtnisformen des Langzeitgedächtnisses, die seriell aufeinander aufbauen. Gespeichert werden „in der Regel biographische Episoden, die emotional gefärbt sind und die man kontextgebunden, also in einer Art mentaler Zeitreise, zurückverfolgt.“³⁸⁶

Mit Verweis auf einen Text des Volkskundlers Lehmann macht Fuchs-Heinritz darauf aufmerksam, dass die Voraussetzungen des Erzählens gewöhnlich zur Folge haben, dass zwischen Erzähler und Zuhörer ein „stiller Konsens“ darüber entsteht, „die Wahrheitsfrage nach Möglichkeit auszuklammern“.³⁸⁷ Dann sind aber nicht mehr allein Erzählung und Erzählbarkeit an Erinnerung gebunden, sondern auch umgekehrt wird in der Praxis das zur „Erinnerung“, was geduldet oder unterhaltsam, eben was besonders gut *erzählbar* ist.³⁸⁸

³⁸⁴ Ebenda, S. 145.

³⁸⁵ Markowitsch/Welzer: *Das autobiographische Gedächtnis*, S. 68.

³⁸⁶ Ebenda, S. 83 f. Die fünf Gedächtnisformen sind laut ebenda, S. 80 ff.: *Prozedurales Gedächtnis* (motorisch), *Priming* („Bahnung“; Wiedererkennen zuvor unbewusst aufgenommener Reize), *Perzeptuelles Gedächtnis* (Bekanntheit, Familiarität), *Wissenssystem* und *Episodisches Gedächtnis*.

³⁸⁷ Markowitsch/Welzer: *Das autobiographische Gedächtnis*, S. 62.

³⁸⁸ Einer der Hauptbefunde in der sozialpsychologischen Forschung von Welzer deutet auf einen Schutzmechanismus, den die jüngeren Generationen, insbesondere aber die Enkelgeneration, hinsichtlich ihrer Großeltern als den Zeitzeugen des Nationalsozialismus aufgebaut haben. Dann wird so *erzählt*, dass Kritik und Anklage ausgespart bleiben, und so wird schließlich auch *erinnert* – mit entsprechenden Folgen für das „kommunikative Gedächtnis“ der Deutschen.

Erzählbarkeit *ist* dann nicht nur eine soziale Funktion von globalen Sprechhandlungen, sondern ermöglicht auch die kommunikative Produktion von Erinnerungen.

Die oben gegebenen Hinweise lassen sich so zusammenfassen: Wenn Erzählen auf Erinnerung angewiesen ist, Erinnerungen aber selektiv an die relative bzw. subjektiv empfundene Außergewöhnlichkeit der Ereignisse gebunden sind, dann steht es schlecht um das Erzählen als einem methodischen Zugang zum alltäglichen Leben einer Familie, eines Ortes, einer Region. Auch die Aussichten, den Raum, in dem die Gesprächspartner leben, und das innere Bild von diesem Raum über ihren Alltag erschließen zu können, wären dann mehr als getrübt. Ein methodischer Zugang zum Raum des alltäglichen Lebens, der sich auf Erzählen stützt, könnte daher versuchen, im Erzählen als einem Handeln etwas Alltägliches und Räumliches auszumachen. Insofern Erinnerungen dabei eine Rolle spielen, ist zu beachten, inwiefern diese durch die Erzählpraxis selbst konstruiert werden.

3.4.3 Identität konstruieren

Lynch stellt sich das innere Bild der Stadt im Idealfall als „klar“ (*clear image*) und die Umwelt folglich als „geordnet“ (*ordered environment*) vor. Dann dient das Bild als “a broad frame of reference”, “an organizer of activity or belief or knowledge”. Das Bild der Stadt ist “true in a pragmatic sense”, “used to interpret information and to guide action”. Sein umfassender, handlungsleitender und orientierender Charakter macht dieses Bild zum Träger der *Identität* jedes Bewohners (“mental picture [...] held by an individual”). Unsere Entwicklung als Person ist auf ein solches Bild bezogen: “A clear image of the surroundings is thus a useful basis for individual growth.” Zugleich verbürgt es die kollektive Identität einer Stadt: “It can furnish the raw material for the symbols and collective memories of group communication.”³⁸⁹ Weil sich die individuellen Bilder der Bewohner in derselben Stadt und im Austausch miteinander entwickeln, entstehen sog. soziale Bilder (*public images*), “the common mental pictures carried by large numbers of a city's inhabitants”.³⁹⁰

Personale, individuelle Identität entsteht in Prozessen der Auseinandersetzung mit einer sozialen und physischen Umwelt, und sie bleibt in solche Prozesse eingebunden: Was

³⁸⁹ Alle Zitate bei Lynch: *The Image of the City*, S. 4.

³⁹⁰ Ebenda, S. 9; *public images* im Orig. mit Anführungszeichen.

Lynch unter dem Stichwort der Identität entwickelt und wie er dabei personale und soziale Identitäten miteinander in Beziehung setzt und zugleich die Rolle der Umwelt bedenkt, weist Züge einer modernen Sozialpsychologie auf, wie sie im 1934 postum veröffentlichten Klassiker *Mind, Self and Society* von George H. Mead entwickelt worden sind.³⁹¹

Das innere Bild der Stadt bezeichnet Lynch als "soaked in memories and meanings",³⁹² es habe autobiographischen Charakter für seine Bewohner und hebe einen Teil ihrer Lebensgeschichte wie ein nicht-sprachliches Speichermedium auf. Gerade deshalb sei der Zusammenhang zwischen der Stadt als einer Gedächtnisform des eigenen Lebens einerseits und der sprachlichen Praxis der Selbsterzählungen andererseits besonders interessant. Der Neurowissenschaftler Hans J. Markowitsch und der Sozialpsychologe Harald Welzer bezeichnen das autobiographische Gedächtnis als „ein Relais, das seine Mitglieder für sich erweiternde und diversifizierende soziale Gruppen anschlussfähig, ‚soziabel‘ macht.“³⁹³ Es sichere subjektive Kohärenz und Kontinuität in einer komplexen und veränderlichen sozialen Umwelt, die aus entwicklungspsychologischer Sicht eine „co-evolutionäre Entwicklungsumwelt“ darstelle, in der Menschen aufwüchsen.³⁹⁴ Während die disziplinären Neurowissenschaften mit ihren Mitteln nicht zwischen einem episodischen und einem autobiographischen Gedächtnis unterscheiden können, öffnet sich gerade diese Perspektive für die Entwicklungspsychologie. Zu der Erinnerung an einzelne Ereignisse, die sich in der Regel mit Orten und Bildern verbinden und im „Bild der Stadt“ eine zentrale Rolle spielen, träte mit dieser Unterscheidung eine spezifisch „erzählende“ Erinnerungsweise des Individuums. Das Vorschulkind entwickle zuerst „eine Situierung seines Selbst in der Zeit“, um dann „über den Spracherwerb und ein kognitives Selbst ein autobiographisches Ich“ zu gewinnen. Dadurch werde die Integration unterschiedlicher Erfahrungen in eine Lebensgeschichte möglich, die „sozial und individuell zugleich“ sei.³⁹⁵

Sprache ist dabei nach Markowitsch/Welzer „von zentraler Bedeutung für die Entwicklung eines autobiographischen Gedächtnisses, weil sie das Medium ist, das symbolischen Austausch und die Externalisierung von Erfahrung erlaubt und damit die Möglichkeit schafft, daß man sich selbst relativ zu anderen setzen kann.“³⁹⁶ Sie erst

³⁹¹ dt. u.d.T. Geist, Identität und Gesellschaft.

³⁹² Lynch: *The Image of the City*, S. 1.

³⁹³ Markowitsch/Welzer: *Das autobiographische Gedächtnis*, S. 259.

³⁹⁴ Ebenda, S. 259.

³⁹⁵ Ebenda, S. 261.

³⁹⁶ Ebenda, S. 21.

ermöglicht es dem Kind, „sich jenseits der unmittelbaren Gegenwart zu imaginieren“, wodurch „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auseinanderfallen“.³⁹⁷ Diese Fähigkeit bilde sich heran „in der sozialen Kommunikation im Zusammensein mit anderen mittels ‚memory talk‘ (Katherine Nelson) und ‚conversational remembering‘ (David Middleton)“.³⁹⁸

Ein Team um den Psychologen Heiner Keupp wendet sich gegen die in der Psychologie weit verbreitete Auffassung, Identität habe „die ontologische Dauerhaftigkeit eines Personengehäuses“; es gehe vielmehr darum, Identität als „historisch-spezifisches Produkt“ zu begreifen.³⁹⁹ Damit suchten die Forscherinnen und Forscher einen Weg zwischen der völligen „Dekonstruktion grundlegender Koordinaten modernen Selbstverständnisses“, wie sie die postmoderne Kritik vorgenommen habe, und dem klassischen Modell Erik Eriksons, gegen den schon früh eingewandt worden sei, er fasse Identität zu starr als einen „Einpassungsprozess“ in die Gesellschaft auf.⁴⁰⁰ Demgegenüber werde von Keupp et al. Identität als fortlaufender Prozess der „Konfliktaushandlung“ konzipiert.⁴⁰¹

Keupp et al. stellen das Forschungsgebiet der „Identitätskonstruktionen“ unter den Leitbegriff der „alltäglichen Identitätsarbeit“ und – das ist hier methodisch interessant – in den Vollzug von Gesprächssituationen.⁴⁰² Ihre Interviews betrachtet die Forschergruppe unter dem Gesichtspunkt des „Herstellungsprozesses“ von Identität und der darin aufscheinenden „Herstellungslogik“. Interviews sind demnach nicht einfach Gelegenheiten, bei denen den Forschern etwas Interessantes zum Thema der Identität mitgeteilt wird, sondern sie stellen selbst Erfahrungssituationen dar, in denen Identität zum Tragen kommt und sich dabei u.U. sogar verändert.

In einer groß angelegten Untersuchung, bei der Keupp et al. im Abstand weniger Jahre Interviews mit denselben Gesprächspartnern durchführten, ist die angedeutete historische Perspektive auf die Identität schon methodisch angelegt. Die Zeitlichkeit des „Herstellungsprozesses“ von Identität beziehen die Forscher unter dem Stichwort der „Narration(sarbeit)“ bzw. „Selbstonnarration“ auf die Situation der Interviewgespräche, wobei „Gestaltungsdimensionen“ auftauchen, die in narrativen „Produktionen“ immer wieder ausgemacht werden können.⁴⁰³

³⁹⁷ Ebenda, S. 21.

³⁹⁸ Ebenda, S. 21.

³⁹⁹ Keupp et al.: *Identitätskonstruktionen*, S. 13.

⁴⁰⁰ Ebenda, S. 29.

⁴⁰¹ Vgl. ebenda, S. 196 ff.

⁴⁰² Vgl. ebenda, S. 189 ff.

⁴⁰³ Vgl. ebenda, S. 207 ff.

Keupp et al. sehen jedoch davon ab, vollständige Gesprächsverläufe zu zitieren, verzichten auf die Einbeziehung der Interviewer, ihrer Vorstöße und Reaktionen. Zumindest nachrichtlich erfährt der Leser von der „Reaktion der Interviewer“, in der sich z.B. die „Macht dieser erzählerischen Mittel“ oder die ausgemachten „Gestaltungsdimensionen“ widerspiegeln.⁴⁰⁴ So erinnerten sich die Interviewer immer dann besonders intensiv an Gesprächspassagen, wenn dort mit dem narrativen Mittel der „Opposition“ oder „Gegenabsicht“ gearbeitet worden war und die Erzählung auf diese Weise „dynamisiert“ werden konnte. Immerhin ziehen die Autoren aus diesen situativen Andeutungen den wichtigen Hinweis: „Die dramatische Qualität eines Ereignisses ist keine Qualität des Ereignisses selbst, sondern abhängig von seiner Position innerhalb einer Narration.“⁴⁰⁵

In den sprachpragmatischen Analysen dieses Buches wird die Rolle des Interviewers noch anders aufgefasst: Es sind nicht allein seine sprachlichen (oder gestischen) Aktionen oder Reaktionen, die die kommunikative Situation mitbestimmen; bereits die *Antizipation* seiner aktiven Hörer-Rolle durch den Sprecher, etwa bei Schlussfolgerungsprozessen oder als Adressat sprachlicher Handlungen, zeichnet das Erzählen als eine kommunikative Handlung aus. Ein unmerkliches, mimisch vermitteltes Einverständnis des Interviewers als Gesprächspartner reicht dann aus, um die Kommunikation voranzutreiben, ja u.U. schon seine bloße, vollkommen passive Anwesenheit. Im Extremfall stellt man sich den Hörer nur vor – und arbeitet als Autor.

An der sprachpragmatischen Vermittlung von Bedeutung sind die physische und die soziale Umwelt unmittelbar beteiligt. Die Umwelt wird nicht „sprachlich gedeutet“, sondern ist an der Bedeutungserzeugung beteiligt. Dies wirft ein neues Licht auf das Verhältnis von Identitätskonstruktionen und spezifischen Umwelt-Bildern: In einer sprachlichen Handlung gehen Umwelt (*Bild der Stadt*) und Identität (*Bild des Selbst*) einen funktionalen Zusammenhang ein, der Kommunikation hervorbringt und im Prinzip so funktioniert wie ein *Sprechakt* oder eine *Implikatur*, wie *Höflichkeit* oder *rhetorische Fragen*.

⁴⁰⁴ Ebenda, S. 212 f.

⁴⁰⁵ Ebenda, S. 213.

3.5 III – Pragmatik, global

Die semantische Textanalyse lieferte mit den Makrostrukturen van Dijks einen ersten Hinweis, wie man aus grammatischen und sequentiellen, d.h. aus linearen Textstrukturen heraus in eine Diagrammatik globaler Bedeutungszusammenhänge gelangen kann (Kap. 3.2 mit Abb. 12). Dieser Schritt ist bedeutsam für eine Analyse, die ihre Daten als Texte ernst nehmen und dabei zugleich auf ein „inneres Bild“ abzielen will, ähnlich wie es Kevin Lynch mit seinen Diagrammen anschaulich machen wollte. Allerdings ist bisher unklar geblieben, wie man sich eine Pragmatik vorzustellen hat, die diesen Strukturen entspricht, oder – noch allgemeiner formuliert – die sprachliche Handlungen, Schlussprozeduren und Indirektheit in einer globalen Textdimension beschreibt. Diesem Problem widmet sich Kapitel 3.5.1. Dem eingangs geschilderten Phänomen, dass sich beim Lesen der Interviewtexte mit einer gewissen Plötzlichkeit der Eindruck einer „Bewegung im Text“ einstellte, versprach aber gerade die Pragmatik, mit Begriffswerkzeugen und konzeptioneller Hilfe beikommen zu können.

Die hierarchischen Makrostrukturen sind als ein Ergebnis wiederholter Regelanwendungen eher Darstellungen vorherbestimmter Prozesse und Verfahren, als Bilder einer plötzlichen Bewegung. Um auf dem Weg in Richtung Bild voranzukommen, werden in Kapitel 3.5.2 Makrostrukturen zunächst auch als Prozessstrukturen gedeutet, die kognitive Vorgänge erklären. Durch diese Dynamisierung werden sie anschlussfähig gemacht an ein Konzept, das aus einem ganz anderen Bereich stammt: Christopher Alexanders Auseinandersetzung mit hierarchischen Strukturen der Stadtplanung, denen er in seinem Aufsatz *A City is not a Tree* Strukturprinzipien des wirklichen städtischen Lebens gegenüberstellt. Angewendet auf die Textanalyse (Kap. 3.5.3) kann diese Kritik des modernen Städtebaus dabei helfen, Bilder in Texten nicht wie üblich als Ergebnisse von Beschreibungen auszumachen, sondern als funktionale Elemente einer globalen Sprachpragmatik, die versprechen, van Dijks hierarchische Strukturen fortzuentwickeln. Damit wird ein Funktionszusammenhang avisiert, der sprachwissenschaftliche Kategorien mit inneren Bildern von Umwelten verbindet. Dass Sieverts den Typus der Zwischenstadt mit einem Text vergleicht, der eine aktive Rolle des Lesers erfordere, wird als ein weiterer Hinweis genommen, der Unanschaulichkeit heutiger Siedlungsräume mithilfe einer Bildpragmatik neue Eindrücke abzugewinnen (Kap. 3.5.4).

3.5.1 Das Problem globaler Sprechakte

Der Sprachwissenschaftler Peter Auer macht darauf aufmerksam, dass Austins Analyse sprachlichen Handelns „letztendlich – wie die der gesamten Sprechakttheorie – doch nur auf *Annahmen* über diese sprachliche Praxis, nie auf ihrer Beobachtung“ beruhte.⁴⁰⁶ „Diese Beschränkung hat sie auch in der linguistischen Rezeption nie überwunden.“ Empirische Untersuchungen beruhen auf einer solchen „Beobachtung“ von Sprache. Beispiele wirklichen Sprechens sind weit komplexer als die handlichen Satzfolgen der Philosophie, mit denen sich, wie Austin, Searle und Grice das tun, eine Art kommunikativer Mikrokosmos vorführen lässt. Für eine empirische Analyse haben die philosophischen Konzepte v.a. heuristischen Wert. Sie haben in den 1960er und 1970er Jahren das an Idealsprache orientierte Leitbild⁴⁰⁷ und die strukturalistische, auf das Sprachsystem fixierte Denkweise⁴⁰⁸ aufgebrochen und kommunikativ gewendet.

Was bedeutet es aber, „sprachliche Praxis“ zu „beobachten“? In Kapitel 3.0 wurde erläutert, dass dies nicht auf eine Analyse der Interaktionsdynamik von Gesprächen hinauslaufen muss. Wie aber kann man „Praxis“ beobachten, wie in Texten sprachliches Handeln anschaulich machen? Trotz Auers Urteil bleibt der Linguistik die Aufgabe, pragmatische Konzepte wie den Sprechakt auf textliche Strukturen zu beziehen, die den „kleinräumigen“, linear organisierten Bereich von Gesprächssequenzen übersteigen. Was also wäre ein Sprechakt in der Dimension einer Makrostruktur? Inwiefern stellen Makrostrukturen eine Handlungsebene dar, auf deren Grundlage sich Bedeutung pragmatisch entwickelt?

Tatsächlich verwendet van Dijk den Begriff der „Makrohandlung“ im Pragmatik-Kapitel seiner *Textwissenschaft*.⁴⁰⁹ Analog zur baumförmig-hierarchischen Makrostruktur, die durch die sukzessive Anwendung von „Makroregeln“ zustande kommt (Kap. 3.2), stellt

⁴⁰⁶ Auer: *Sprachliche Interaktion*, S. 71; dort auch das folgende Zitat.

⁴⁰⁷ Vgl. die Hinführung in Grice: *Logik und Konversation*, S. 243 ff.; dieser spricht zwar nicht von Idealsprachen, behandelt aber die „formalistische Position“, die die „Unvollkommenheit natürlicher Sprachen“ im Visier hat (S. 244), um ihr die Notwendigkeit einer Beschäftigung mit „Konversation“ entgegen zu halten (S. 245).

⁴⁰⁸ Vgl. Brinker: *Linguistische Textanalyse*, S. 13 ff. Demnach sei die strukturalistische Linguistik, die Sprache als System betrachtet und den Satz als oberste Bezugseinheit versteht, zunächst von der Textlinguistik fundamental kritisiert worden, die den Text als oberste Einheit neu eingeführt hatte (vgl. ebenda, S. 13 f). Die „kommunikationsorientierte Textlinguistik“ habe sich schließlich auf die Sprechakttheorie (nach Austin und Searle) und komplexe sprachliche Handlungen berufen (vgl. ebenda, S. 15).

⁴⁰⁹ Ebenda, S. 92.

sich van Dijk die Entwicklung einer Makrohandlung vor. An ihrer Spitze steht eine „Haupthandlung“, während alle untergeordneten sprachlichen Handlungen als „Hilfshandlungen“ fungieren. „In diesem Fall kann man zugleich sagen, dass die ausgeführte Handlung [also der vollständige, der *eigentliche* Text; Anm. d. Verf.], *global* gesehen, vom selben Typus ist wie die sprachliche Haupthandlung.“⁴¹⁰

Teun van Dijk erklärt das Konzept der Makrohandlung am Beispiel eines Telefongesprächs zwischen zwei Studenten, das durch die globale sprachliche Handlung „Jan bittet Peter, für ihn an einer Vorlesung teilzunehmen“ in einem pragmatischen Gesamtzusammenhang steht.⁴¹¹ Auf der Mikroebene beginnt das Gespräch mit der Sprachhandlung des *Begrüßens*, es folgen *Mitteilungen*, die die Motivierung der *Bitte* vorbereiten, die wiederum indirekt erfolgt, usw. Analog den semantisch-inhaltlich bestimmten Makrostrukturen lässt sich in diesem Beispiel die Makrohandlung als *globaler Sprechakt* bestimmen, der ebenso wie der umfassende Inhalt (das Textthema) nicht unbedingt ausdrücklich erwähnt zu werden braucht: „Nach denselben Regeln, etwa Regel IV (KONSTRUIEREN), muß es auch möglich sein, eine sprachliche Makrohandlung zu verrichten, ohne daß dieser Typ einer sprachlichen Handlung selbst direkt zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Konversation ausgeführt wird [...].“⁴¹² Die Schlussfolgerung, die van Dijk daraus zieht, soll dagegen im folgenden angezweifelt werden: „Das bedeutet, daß die globale sprachliche Handlung aus sprachlichen Handlungen bestehen muß, die Bedingungen, Komponenten und Folgen hierfür realisieren müssen, wie auch i.a. für die Beschreibung und Interpretation von Makrohandlungen (z.B. ein Haus bauen, nach Paris fahren).“

Es lässt sich leicht eine Reihe von Sätzen denken, in der Einzelhandlungen wie die auf einer Baustelle detailliert beschrieben werden, ohne dass die Haupthandlung – nämlich die, ein Haus zu bauen – selbst erwähnt wird. Die Einzelhandlungen stellen dann Bedingungen, Komponenten oder Folgen eines Hausbaus dar. Der Leser oder Zuhörer und auch der Teilnehmer eines Gesprächs, der einen Text mit erzeugt, kann daraus die globale Handlung erschließen (bzw. sie vorwegnehmen, sich an ihr orientieren⁴¹³), analog zu der

⁴¹⁰ Ebenda (Herv. d. Verf.).

⁴¹¹ Vgl. van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 92 ff.

⁴¹² Ebenda, S. 92; dort auch das folgende Zitat.

⁴¹³ Die semantischen und pragmatischen Konzepte, auf die es die empirische Analyse der vorliegenden Untersuchung abgesehen hat, erscheinen als „Bilder in den Köpfen“, die das Verstehen komplexer Äußerungen erlauben bzw. nachzeichnen. Mit demselben Recht lässt sich nach der Funktion solcher Konstrukte bei der Produktion von Äußerungen fragen. Hier soll aber die Verstehensperspektive im Vordergrund stehen. Zur Rolle von Makrostrukturen und Superstrukturen bei der Textproduktion vgl.

bereits dargestellten grammatisch-semantischen Fähigkeit, das nicht explizit erwähnte Thema eines Textes mithilfe einer Makrostruktur abzuleiten. Während die mit Inhalten befassten Makrostrukturen globale *propositionale* Akte darstellen (mit referenziellem und prädikativem Teil-Akt), lassen sich die *Makrohandlungen* als globale *illokutionäre* Akte bezeichnen.

An diesem Konzept wurde Kritik von Seiten der textfunktionalen Analyse laut.⁴¹⁴ Diese bestimmt einen Text vor dem Hintergrund der Sprechakttheorie als „komplexe sprachliche Handlung“.⁴¹⁵ Die Textfunktion wird verstanden als die dominierende Kommunikationsfunktion eines Textes, sie drückt die Kommunikationsabsicht eines Textproduzenten aus, die vom Adressaten erkannt werden soll.⁴¹⁶ In ihr ist letztlich auch die Kohärenz eines Textes begründet.⁴¹⁷ Insoweit deckt sich die textfunktionale Analyse noch mit der Idee einer Makrohandlung. Brinker geht in seiner Kritik nicht ausdrücklich auf van Dijk ein, den er eingehend rezipiert hat, wohl aber auf das „Illokutionsstrukturkonzept“,⁴¹⁸ das eine große Ähnlichkeit mit der Makrohandlung van Dijks aufweist. Das Illokutionsstrukturkonzept „definiert den Text als hierarchisch strukturierte Abfolge von elementaren sprachlichen Handlungen (illokutive Handlungen' genannt); es wird also eine dominierende Handlung angenommen, die durch subsidiäre Handlungen gestützt wird. Die dominierende illokutive Handlung bezeichnet dann das Gesamtziel bzw. die kommunikative Gesamtfunktion des Textes.“⁴¹⁹

Die Kritik seitens des textfunktionalen Ansatzes, wie ihn Brinker selbst vertritt, richtet sich v.a. darauf, dass Illokutionsstrukturkonzepte den einzelnen Sätzen bzw. Propositionen bestimmte illokutive, also sprechaktmäßige Rollen zuweisen und darauf dann die Textfunktion aufbauen. „Sind die Sätze in die Ganzheit ‚Text‘ integriert – so lautet der Einwand –, besitzen sie zumeist keine unmittelbare Handlungsqualität, sondern erfüllen bestimmte textinterne Funktionen im Hinblick auf den thematischen Aufbau des Textes“.⁴²⁰ Der Handlungscharakter kommt nach Brinker also nur dem Text als Ganzem zu – eine „holistische Position“. Am Beispiel eines Werbetextes zeigt er, dass eine Analyse

van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 206 ff.

⁴¹⁴ Vgl. Brinker: *Textfunktionale Analyse*, S. 177.

⁴¹⁵ Ebenda, S. 175.

⁴¹⁶ Vgl. ebenda.

⁴¹⁷ Vgl. ebenda.

⁴¹⁸ Brinker: *Textfunktionale Analyse*, S. 177 mit grundlegender Literatur zum Illokutionsstrukturkonzept.

⁴¹⁹ Ebenda, S. 177.

⁴²⁰ Ebenda, S. 177; dort auch das folgende Zitat.

nach dem Illokutionsstrukturkonzept, ausgehend von den Sprechhandlungen der einzelnen Sätze, die überwiegend Behauptungshandlungen realisieren, zu einem falschen Ergebnis käme. Die globale Textfunktion des Werbetextes ist nämlich keine *Behauptung*, sondern eindeutig ein (indirekter) *Appell*, das beworbene Produkt positiv einzuschätzen und zu kaufen.

Brinkers Kritik läuft darauf hinaus, dass ein globaler, textlicher Sprechakt nicht als eine Hierarchie über- bzw. untergeordneter Akte konzipiert werden kann. Im Hinblick auf das Textgebilde als Ganzes haben die Teile eine semantische, themenbezogene und textinterne (d.h. kontextfreie) Funktion und keine Handlungsfunktion. Brinkers eigenes Konzept, das auf Illokutionsindikatoren basiert,⁴²¹ führt ihm jedoch nicht weiter bei der Frage nach einem funktionalen „inneren Bild“ von Texten, werden die illokutionären Indikatoren doch wieder auf eine thematische Makrostruktur bezogen, und ihre Position in diesem Gebilde bestimmt ihre funktionale Relevanz.⁴²²

Das Problem globaler Sprechakte lässt sich auch als Referenzproblem formulieren. In den Interviews, deren Transkriptumfang von 19 bis 51 Seiten im DIN A4-Format schwanken, sind die einzelnen Stellen und Hinweise in der Regel mehr oder weniger verstreut, aus denen sich zusammensetzen lässt, was sich von Fall zu Fall dem bzw. den Referenten zuordnen ließe. Die Referenz auf Teile der Wirklichkeit ist neben der Prädikation einer der Teilakte einer Proposition, Referenz ist aber auch durch das „semantische Potential“ (van Dijk) einzelner Wörter und Sätze schon handlungs- und kontextunabhängig vorhanden, wenn auch im einzelnen Fall für die Interpretation nicht ausreichend.

Häufig wird in einem Text also „verstreut referiert“, etwa durch Wiederaufnahmen (Brinker), indem im Verlauf eines Interviews z.B. der Wohnort immer weiter mit Eigenschaften versehen wird und sich das kommunizierte Bild dadurch immer weiter anreichert und schärft, aber auch zu Verwirrungen und Widersprüchen führen kann. Die Referenz wird dadurch global, ihr Handlungsbezug, den Searle herausstellt, verleiht den semantischen Makrostrukturen durchaus einen Handlungscharakter, wenn auch nicht den

⁴²¹ Brinker: *Textfunktionale Analyse*, S. 179 ff. Zum Begriff des illokutionären Indikators vgl. Kapitel 3.3.3. Nicht unmittelbar verständlich ist, warum Brinker seine handlungsbezogene Kritik am Konzept einer Illokutionshierarchie nur auf die Makrohandlung, nicht aber auch auf die Makrostruktur selbst anwendet, enthält diese doch als inhaltstragende, propositionale Struktur mit Referenz und Prädikation ebenfalls Handlungskomponenten im Sinne der Sprechakttheorie – wenn auch mit den Illokutionsstrukturen die eigentlich kommunikativen Aspekte dabei ausgeklammert bleiben.

⁴²² Vgl. Brinker: *Textfunktionale Analyse*, S. 182, der hier van Dijks Terminus der „Makrostruktur“ verwendet.

von vollständigen Sprechakten.⁴²³ Im Ablauf eines Interviews entsteht dabei allmählich der Zusammenhang, aus dem klar wird, auf was eigentlich referiert wird und welche Bedeutung dabei zugewiesen wird. Wie die *city elements* in Kevin Lynchs mentalem Stadtbild, so bilden einzelne lokale Sätze oder Satzsequenzen die Bausteine, aus denen sich das globale Bild zusammensetzt, das den Referenten und seine Bedeutung enthält und zusammenführt. „So kann eine ganze oder Teilsequenz [...] eine Bedeutungseinheit auf der globaleren Ebene bilden.“⁴²⁴ Dieser Satz van Dijks könnte auch in Lynchs *The Image of the City* stehen.

Dass Searle die Referenz als einen eigenen Handlungstyp konzipiert, erfährt in dem Fall eine besondere Zuspitzung, in dem keine konventionellen Verfahren existieren, um die Referenz abzusichern und das „semantische Referenzpotential“ der Äußerungen nicht hinreicht, um erfolgreich zu kommunizieren. Man hat dann viel zu sagen über eine Sache, die man aber nicht beim Namen nennen kann (oder will). Dies erinnert nicht von ungefähr an die Räume „ohne Namen und Anschauung“, von denen Thomas Sieverts sagt, dass in ihnen gleichwohl die „Mehrheit der Menschheit“ lebt (Kap. 2.1). Hieraus folgt für die Empirie eine zweifache Frage. Sie betrifft einmal das Problem, wie verstreute Stellen in einem Text „zueinander finden“ und in eine globale Struktur eingebunden werden können, während ein semantischer Oberbegriff als „Sammelpunkt“ ausfällt oder sich als problematisch herausstellt; und sie betrifft zweitens die Aufgabe, diese globale Bezugnahme als eine referentielle Handlung zu erkennen und darzustellen.

Entscheidend ist, dass sich in den Interviews die komplexe Bedeutungszuweisung anlässlich der auffälligen „Bedeutungseffekte“ nicht aufgrund von Schlüsselwörtern oder semantischen Konzepten wie im Falle von „Stadt“ oder „Land“ zusammen setzen und ableiten lässt. Die referentiellen und kommunikativen Funktionen lassen sich nicht alleine durch semantisch-grammatische Strukturen belegen; zugleich führt der Begriff der kommunikativen Funktion von Textsorten hier nicht weiter, weil es nicht darum geht, im Gesamttext einzelne Narrationen o.ä. auszumachen.⁴²⁵

⁴²³ Vgl. Anm. 421.

⁴²⁴ van Dijk: *Textwissenschaft*, S. 42.

⁴²⁵ Ohne auf Kommunikation abzielen, war die erste Auswertung der Interviewreihe dennoch auf eine bestimmte Textsorte fokussiert. Die in den Interviewtexten enthaltenen „Geschichten“ wurden nach einem durchgehenden Schema nacherzählt, wobei sie in den Transkripten gleichfalls verstreut vorliegen und entsprechend herausgelöst werden mussten. Vgl. Hahn/Steinbusch: *Zwischen Möglichkeit und Grenze* und Kap. 2.2.

Die Kenntnis der lexikalischen und grammatischen Bedeutungen reicht also für eine Interpretation nicht aus. Es muss eine Sprechhandlung oder eine andere pragmatische Figur wie Implikatur und Indirektheit rekonstruiert werden, die eine ebenso „breite“ Verankerung im Text hat wie die Hinweise auf den Referenten.

Entscheidend ist: Die „Textfunktion“ als die dominierende Kommunikationsfunktion eines Textes begründet im Grunde auch die Kohärenz eines Textes. Es wird nicht zuerst mit textinternen Mitteln ein vollständiges „Gerüst“ aufgebaut, auf dessen Grundlage dann im Zuge einer kommunikativen Handlung „zuende referiert“ und „zuende prädiert“ wird. Der Sprachakt ist zumindest gleichursprünglich mit den textinternen Verbindungen, er bindet, innerhalb einer kommunikativen Situation, das Ganze strategisch zusammen. Diese Erklärung greift vor allem dann, wenn der Referent gar nicht semantisch durchkonstruiert werden kann, weil die Begriffe dafür fehlen – wie etwa bei der „Zwischenstadt“, die ein „Raum ohne Namen“ ist (vgl. Kap. 2.1). Dann muss es einen globalen Akt geben, der auf pragmatischem Wege Bedeutung global erzeugt und zuweist.

Sowohl auf der inhaltlichen wie auch auf der illokutionären Ebene werden gewissermaßen Lücken erzeugt. Solche Lücken entstehen dadurch, dass entweder der Referent oder die kommunikative Funktion (das illokutionäre Element) oder auch beide, nicht explizit erwähnt werden (im Falle der Illokution fehlt dann der Indikator, z.B. „Hiermit ...“). Sie müssen es auch nicht, können diese Lücken doch in der Kommunikation erschlossen werden. Der Witz dieser Erklärung besteht darin, dass wir über etwas, das „ohne Namen und Anschauung“ ist, dennoch kommunizieren können, wenn wir dabei kooperieren. Wir überbrücken die *missing links* durch ein kommunikatives Handeln, und die Analysen des 4. Kapitels müssen dieses Handeln anschaulich machen und dafür ein *image of the city* einsetzen. Sie müssen es *zeigen*, statt interpretativ-hermeneutisch zu *sagen*, was sich ja gar nicht sagen ließe. „Den Leuten aufs Maul zu schauen“, dieser Ursatz qualitativer Forschung, bedeutet nicht, es besser oder tiefer oder eigentlicher sagen zu können, als sie es selbst können, sondern zu zeigen, wie sie handeln, wenn sie etwas sagen.

In folgender Tabelle werden die Struktur- und Funktionsebenen der bisher betrachteten Ansätze in Beziehung gesetzt:

		Elemente, Folgen (linear)	Strukturen (global)
City Image (Lynch)	semantisch	city elements	image levels; city image
	pragmatisch	aktive Elemente; element interactions (sequences); (bridging) "gaps"	switching levels; Orientierung, Identität, Öffentlichkeit (public image)
Sprechakt (Austin, Searle, Meibauer, van Dijk) + Textwissenschaft (van Dijk, Brinker)	semantisch	Satzebene (Aussagen;) Sequenzebene	Makrostruktur (inhaltliche Hierarchie)
	pragmatisch	illokutionärer Akt (z.B. <i>Bitten</i>)	Makrohandlung (Illokutionshierarchie)
Empirische Untersuchung (Kap. 4)	semantisch	Sätze; Sequenzen	„Techniken“: - Identitäten - Aufführungen - Montagen
	pragmatisch	-	„Funktionen“: - Erzählbarkeit, Rationalisierung, Indirektheit, Implikatur usw. („dienend“, sprachtheoretisch) - Identität („zielorientiert“, sozialpsychologisch)

3.5.2 Hierarchien als kognitive Prozessstrukturen

Ein Text in Schriftform tritt uns zunächst als eine mehr oder weniger lange Reihe von Propositionen entgegen. Teun van Dijk zeigt, dass sich die Makrostruktur eines konkreten Textes ergibt, wenn man die sog. Makroregeln Sequenz für Sequenz auf die Propositionsreihe (auf „den Text“) anwendet.⁴²⁶ Sie liefern für jede Sequenz eine Reihe von anderen Propositionen, die auf der nächst höheren Ebene ein neues, globaleres Element der Makrostruktur bilden: „Somit kann eine ganze oder Teilsequenz einer großen Anzahl von Propositionen eine Bedeutungseinheit auf der globaleren Ebene bilden.“⁴²⁷

Entscheidend bei diesem Vorgehen ist, dass jede weitere Makrostrukturebene dieselben Bedingungen des semantischen Zusammenhangs erfüllen muss, die auch die

⁴²⁶ Vgl. Dijk: *Textwissenschaft*, S. 43.

⁴²⁷ Ebenda, S. 42; hier zeigt sich eine Analogie zum Aufbau des *city image* aus *city elements*, wie ihn Lynch beschreibt.

darunter liegende Ebene erfüllt, das sind: konditionale Zusammenhänge, Identität des Referenten usw. Nur so gelingt es, die ursprüngliche Propositionsreihe von Ebene zu Ebene zu „verdichten“, und es kann eine hierarchische Struktur entstehen, die nach oben hin (oder als Baum genommen: nach unten hin) zunehmend globale Bedeutungseinheiten aufführt.

Die Makrostrukturen bzw. -handlungen und die zu solchen Strukturen führenden Makroregeln stellen für van Dijk nicht nur abstrakte Kategorien der Textinterpretation dar; sie lassen sich im Rahmen einer *Psychologie der Textverarbeitung*⁴²⁸ ebenso als mentale Operationen interpretieren. Teun van Dijk postuliert die Existenz von Makrostrukturen bzw. Makrohandlungen, um ein Erklärungsmodell dafür zu erhalten, warum wir beim Verstehen wie auch bei der Produktion eines Textes „der Reihe nach“ vorgehen müssen, der Gesamttext aber nicht allein linearen, sondern auch globalen Prinzipien folgt, die die lineare Folge orientieren. Sie sind im Verlauf der Textproduktion wirksam, ohne selbst schon vollständig realisiert zu sein, ja ohne eigentlich in Erscheinung zu treten. Dies gilt gleichermaßen für geschriebene Texte wie für gesprochene. Ein hierarchisches Modell ist eine ideale Vorstellung davon, wie Informationsreduktion geleistet werden kann, aber auch, wie bei der Textproduktion eine globale „Idee“ entfaltet werden kann.

Für Modelle der kognitiven Informationsverarbeitung ist das *Gedächtnis* eine wichtige Komponente, vor allem das Zusammenspiel von Kurzzeit- und Langzeitgedächtnis.⁴²⁹ „Wenn man den ganzen Ablauf betrachtet, dann funktioniert das Kurzzeit-Gedächtnis eigentlich als eine Art von ‚Arbeitsplatz‘, auf dem einlaufende Informationen eine erste Bearbeitung erfahren, so dass sie anschließend im semantischen (Langzeit-)Gedächtnis behalten werden können.“⁴³⁰ Von einem Text behalten wir gewöhnlich nicht den genauen Wortlaut. „Der ‚Inhalt‘ eines Satzes jedoch, d.h.: seine semantische Struktur, muß in der Regel viel länger zur Verfügung stehen, um [...] etwa Konnexions- und Kohärenz-Beziehungen zu vorausgehenden und nachfolgenden Satzbedeutungen herzustellen, zugleich aber auch, um auf längere Sicht unser Wissen (um)zubilden.“⁴³¹ Die semantischen Makrostrukturen lassen sich als Ergebnis solcher Prozesse verstehen, und auch die Makroregeln lassen sich als mentale Operationen deuten:

„der Sprachgebraucher nimmt eine (hierarchische) Gliederung vor durch solche

⁴²⁸ So der Titel des 6. Kapitels von Lynch: *The Image of the City*, S. 160 ff.

⁴²⁹ Ebenda, S. 165.

⁴³⁰ Ebenda, S. 166.

⁴³¹ Ebenda, S. 166 f.

Operationen und sorgt gleichzeitig dafür, daß die nicht in die Makrostruktur aufgenommene Information reduziert werden kann."⁴³²

Im Zusammenhang mit den „Konzepten“, die sich als Klumpen (*clusters*) im semantischen Gedächtnis bilden und so das (Wieder-)Erkennen und Erinnern ermöglichen, geht van Dijk auf die Notwendigkeit hierarchischer Strukturierungen ein: „Hierarchische Strukturen dieser Art sind eine unabdingbare Voraussetzung für eine effektive Informationsverarbeitung (Speicherung, output): wir brauchen nicht für jedes Konzept im Gedächtnis alle (möglichen) Eigenschaften dieses Konzepts zu speichern, sondern können diese Eigenschaften aus Eigenschaften ‚höherer‘ Konzepte *ableiten*“.⁴³³

Struktureigenschaften, die van Dijk zunächst für die Textanalyse einführte, erweisen sich hier als Konzepte für Informationsverarbeitungsprozesse: „Wir sehen also, daß Prinzipien der abstrakten Textsemantik auch dem tatsächlichen Textverständnis zugrunde gelegt werden. Wir nehmen an, daß neben dem Verstehen von Sätzen und Satzsequenzen ein *paralleler* Prozeß stattfindet, durch den ein Text auch ‚global‘ verstanden wird.“

Für das Verstehen von Texten, bei dem Makroregeln und Makrostrukturen angewendet werden, ist außer dem allgemeinen semantischen Wissen ein weiteres Konzept besonders wichtig: das Heranziehen von Wissensrahmen. „Erst dann ist ein Sprachgebraucher imstande, darüber zu entscheiden, welche Art von Information im Text wahrscheinlich noch weiterhin relevant sein wird oder welche Art von globalem Sachverhalt im Text beschrieben wird, wenn die hinzukommenden Propositionen mit Propositionen in den üblicherweise zu erwartenden Rahmenkonstellationen verglichen werden. So werden Begriffe wie ‚Bahnhof‘, ‚Fahrkarte‘ und ‚einsteigen‘ sehr wahrscheinlich unter den Zugreise-Rahmen gehören, so daß die Makroproposition ‚a nimmt den Zug‘ oder noch allgemeiner ‚a reist‘ abgeleitet werden kann.“⁴³⁴ Durch solche Vergleiche werden außerdem Erwartungen über den weiteren Ablauf der Ereignisse und über den weiteren möglichen Verlauf des Textes erzeugt.⁴³⁵

Der Wissensrahmen und Wissen überhaupt ist dabei nicht unveränderlich: „Textverarbeitung bezieht sich nicht nur auf das Verständnis, Behalten und Erinnern von Texten, sondern auch auf andere kognitive Prozesse – das Legen von Verbindungen zwischen Informationen aus einem Text und den *Kenntnissen / Informationen*, die wir

⁴³² Ebenda, S. 184.

⁴³³ Ebenda, S. 168 (Herv. d. Verf.).

⁴³⁴ Ebenda, S. 184.

⁴³⁵ Vgl. ebenda.

bereits besitzen, etwa um unser Wissen zu vergrößern oder zu korrigieren."⁴³⁶ Dabei geht es ganz allgemein um Lernprozesse: „Wie erwerben wir Wissen und Einsicht durch textuelle Informationen? Wie wird dieses Wissen gespeichert, wiederaufgefunden und neu angewandt?“

Die psychologischen Strukturen und Prozesse, die beim Textverstehen eine Rolle spielen, sind zum Teil von allgemeinerer Bedeutung, etwa für das Verstehen von visuellen Szenen und Episoden, im wirklichen Leben wie im Film. In diesen unterschiedlichen Feldern „benutzt man häufig die gleichen Regeln, Strategien und Kategorien. Diese sind ein allgemeines Kennzeichen für *komplexe Informationsverarbeitung*."⁴³⁷ Weiter meint van Dijk: „Manchmal wird sogar angenommen, daß die prinzipiellen Abläufe, die die Interpretation von Äußerungen steuern und festlegen, und die, die die Interpretation von anderen ‚Eindrücken‘ steuern, zu einem Großteil identisch sind; so dürfte beispielweise die Art und Weise, in der wir die semantische Struktur eines Satzes aus dem Verstehen seiner Teile ‚zusammensetzen‘, eng mit der Perzeption und Verarbeitung von Bildern verwandt sein.“⁴³⁸

3.5.3 *Eine Stadt ist kein Baum – ein Text aber auch nicht*

1965, fünf Jahre nach Erscheinen von Kevin Lynchs *The Image of the City*, veröffentlichte der Mathematiker und Architekturtheoretiker Christopher Alexander erstmals seinen Aufsatz *A City is not a Tree*. Alexanders berühmtes Konzept der architektonischen *pattern* wurde später in den Bänden *A Pattern Language* (1977) und *The Timeless Way of Building* (1979) veröffentlicht, wobei der erste eine „Sprache“ aus 253 miteinander verbundenen „Mustern“ vorstellt und der zweite den dazugehörigen theoretischen Entwurf. In *A City is not a Tree* klingen bereits wesentliche Züge der ausgearbeiteten Pattern-Theorie an. Dazu gehört der enge Zusammenhang von sich wiederholenden Ereignissen und räumlichen Strukturen – von *patterns of events* und *patterns of space*.⁴³⁹

In *A City is not a Tree* spricht Alexander noch nicht von *pattern*. Stattdessen nähert er sich einem ähnlichen Gedanken über den Begriff des *set*: "A set is a collection of elements

⁴³⁶ Ebenda, S. 161 f.

⁴³⁷ Ebenda, S. 162; dort auch das folgende Zitat (Herv. d. Verf.).

⁴³⁸ Ebenda, S. 166.

⁴³⁹ Vgl. Alexander: *The Timeless Way of Building*, S. 55 ff. und S. 75 ff.

which for some reason we think of as belonging together."⁴⁴⁰ Als Gestalter sei man auf solche *sets* beschränkt, in denen *materielle Elemente* zusammen finden wie Menschen, Grashalme, Autos, Moleküle, Häuser, Gärten, Wasserleitungen und die Wassermoleküle darin.⁴⁴¹ Gehören die jeweiligen Elemente zusammen, weil sie auf irgendeine Weise miteinander kooperieren, dann bilden sie ein *System*. Alexander gibt dafür folgendes Beispiel:

"For example, in Berkeley at the corner of Hearst and Euclid, there is a drugstore, and outside the drugstore a traffic light. In the entrance to the drugstore there is a newsrack where the day's papers are displayed. When the light is red, people who are waiting to cross the street stand idly by the light; and since they have nothing to do, they look at the papers displayed on the newsrack which they can see from where they stand. Some of them just read the headlines, others actually buy a paper while they wait."⁴⁴²

Ein System zeigt sich in diesem Beispiel mit einem stationären Anteil (*fixed part*) und einem Anteil, der aus beweglichen Teilen besteht (*changing parts*). Zum ersteren gehören, in ihrer spezifischen Konstellation: der Zeitungsständer, die Ampel, der Bürgersteig; zum letzteren die Menschen, die Zeitungen, Geld, elektrische Impulse. Die beweglichen Teile können in dem stationären „Gefäß“ (*receptacle*) miteinander interagieren (*work together*). Den stationären Anteil eines Systems bezeichnet Alexander auch als *subset of the city* oder *unit of the city*. Alexander spricht hier auch von einem *picture of the city*, das sich aus vielen Verbänden (*subsets*) zusammensetzt.⁴⁴³

Der Aufsatz behandelt im Kern die unterschiedlichen Denkweisen, mit denen man sich eine Auswahl solcher Verbände und ihre Verbindungen untereinander vorstellen kann. Denn eine solche Auswahl ist keinesfalls eine amorphe Masse; sind die Verbände erst einmal benannt, entwickeln sich wie von alleine Beziehungen zwischen ihnen, wodurch eine bestimmte Struktur entsteht.⁴⁴⁴

Um dies im Diagramm darstellen zu können, geht er von einer abstrakten Menge von sechs Elementen aus, die er mit 1-6 durchnummeriert. "Not including the full set [1,2,3,4,5,6], the empty set [-], and the one-element sets [1], [2], [3], [4], [5], [6], there are 56 different subsets we can pick from six elements." [123], [34], [45], [234], [345], [12345], [3456] wären sieben zufällig ausgewählte Beispiele aus den 56 möglichen

⁴⁴⁰ Alexander: *A City is not a Tree*, S. 67.

⁴⁴¹ Vgl. ebenda.

⁴⁴² Ebenda, S. 67.

⁴⁴³ Vgl. ebenda, S. 68.

⁴⁴⁴ Vgl. ebenda, S. 68.

Verbünden: "Some of the sets will overlap, like [123] and [234]. Some of the sets will be disjoint – that is, contain no elements in common like [123] and [45]."⁴⁴⁵

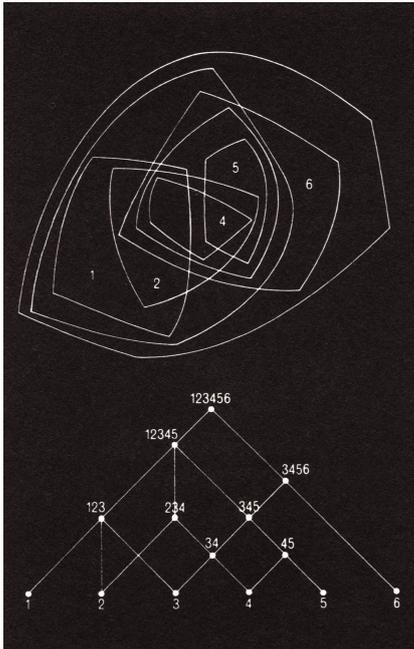


Abb. 13: Das Halb-Netz (*semilattice*). Die Abbildungen stellen die Beziehungen, die sich allein aufgrund der Auswahl der Verbünde ergeben, auf zwei Weisen dar: einmal, indem jeder Verbund von Elementen mit einer Linie eingefasst wird, und einmal in einer Anordnung von zunehmender Größe.⁴⁴⁶

Diese Struktur, in der sich die Areale immer wieder überlappen, bezeichnet Alexander als *semilattice*, als Halb-Netz. "The semilattice axiom goes like this: *A collection of sets forms a semilattice if and only if, when two overlapping sets belong to the collection, the set of elements common to both also belongs to the collection.*"⁴⁴⁷ Dabei ist entscheidend, dass das Areal der Überlappung selbst eine erkennbare Einheit ist: "In the case of the drugstore example, one unit consists of newsrack, sidewalk and traffic light. Another unit consists of the drugstore itself, with its entry and the newsrack. The two units overlap in the newsrack."⁴⁴⁸

⁴⁴⁵ Ebenda, S. 68.

⁴⁴⁶ Abbildung aus Alexander: *A City is not a Tree*, S. 69 (dort Abb. A und B), der Text ist von dort zitiert.

⁴⁴⁷ Ebenda, S. 69 (Herv. d. Verf.).

⁴⁴⁸ Ebenda, S. 69.

Die Struktur, die dem *semilattice* gegenüber gestellt wird, ist die Baumstruktur. Das dazugehörige Axiom lautet: "A collection of sets forms a tree if and only if, for any two sets that belong to the collection either one is wholly contained in the other, or else they are wholly disjoint."⁴⁴⁹ Weil das *semilattice*-Axiom hierdurch grundsätzlich nie verletzt wird, erweist sich die Baumstruktur als trivialer Sonderfall eines *semilattice*.⁴⁵⁰

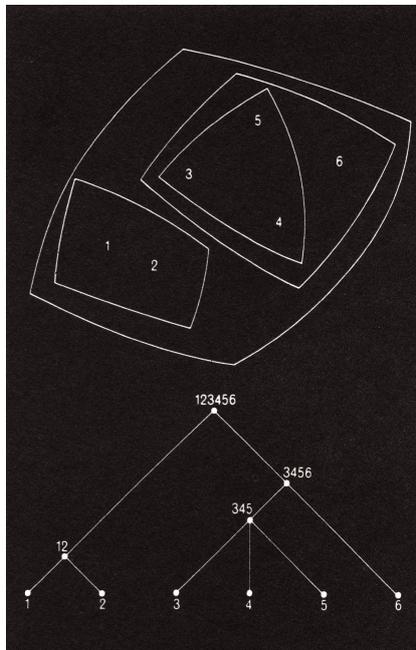


Abb. 14: Die Baumstruktur (*tree*); zur Bildlogik vgl. Abb. 13.⁴⁵¹

Der wesentliche Unterschied der beiden Strukturtypen besteht für Alexander in ihrem enormen Komplexitätsunterschied: Eine Baumstruktur, die aus 20 Elementen besteht, kann bis zu 19 weitere Verbände enthalten, während ein Halb-Netz mit ebenfalls 20 Elementen über eine Million verschiedene Verbände enthalten kann.⁴⁵² Alexander macht den Mangel an Komplexität, den Baumstrukturen aufweisen, für die Verarmung unserer Vorstellungen, die wir uns von Städten machen, verantwortlich. In zehn Beispielen wendet er diesen Gedanken auf städtebauliche Neuplanungen an. Daraus sind die beiden folgenden Beispiele entnommen:

⁴⁴⁹ Ebenda, S. 69 (Herv. d. Verf.).

⁴⁵⁰ Vgl. ebenda, S. 69 f.

⁴⁵¹ Abbildung aus Alexander: *A City is not a Tree*, S. 69 (dort Abb. C und D).

⁴⁵² Vgl. ebenda, S. 70.

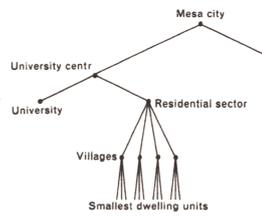
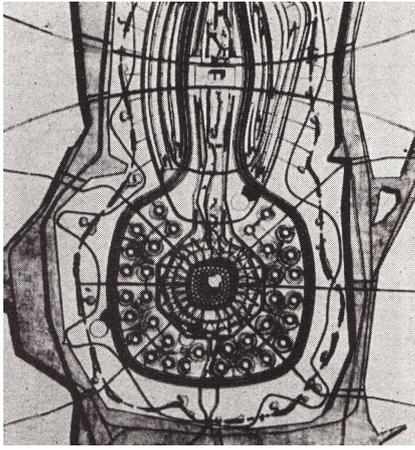


Abb. 15 und Abb. 16: "Mesa City, Paolo Soleri: The organic shapes of Mesa City lead us, at a careless glance, to believe that it is a richer structure than our more obviously rigid examples. But when we look at it in detail we find precisely the same principle of organization. Take, particularly, the university centre. Here we find the centre of the city divided into a university and a residential quarter, which is itself divided into a number of villages (actually apartment towers) for 4000 inhabitants, each again subdivided further and surrounded by groups of still smaller dwelling units."⁴⁵³

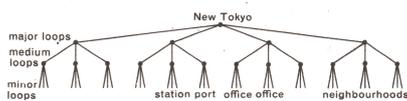
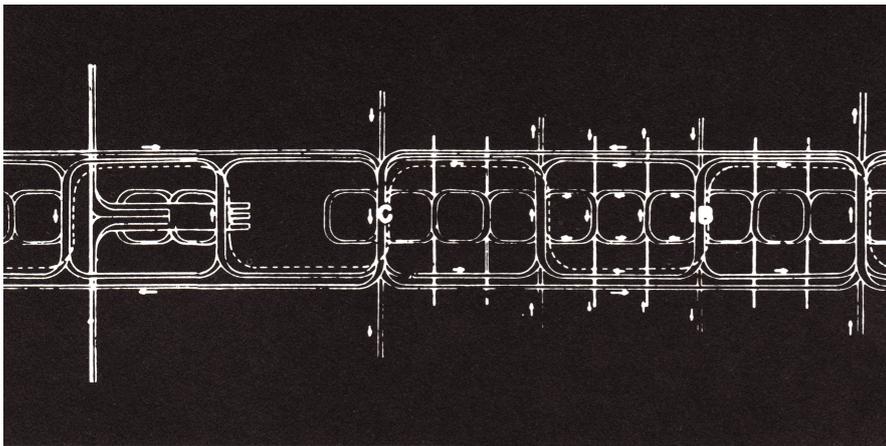


Abb. 17 und Abb. 18: "Tokyo plan, Kenzo Tange: This is a beautiful example. The plan consists of a series of loops stretched across Tokyo Bay. There are four major loops, each of which contains three medium loops. In the second major loop, one medium loop is the railway station and another is the port. Otherwise, each medium loop contains three minor loops which are residential neighbourhoods, except in the third major loop where one contains government offices and another industrial offices."⁴⁵⁴

⁴⁵³ Abbildung und Text aus Alexander: *A City is not a Tree*, S. 71 (dort Abb. 4) bzw. S. 70-72.

⁴⁵⁴ Abbildung und Text aus Alexander: *A City is not a Tree*, S. 72 (dort Abb. 5) bzw. S. 72.

Während jede Einheit in den Stadtplänen, die Alexander analysiert, im Grunde das Überbleibsel eines lebendigen Systems der Stadt darstellt, sind in Wirklichkeit in jeder Stadt Millionen solcher Systeme aktiv, die in derartigen Baumstrukturen nicht als Einheit in Erscheinung treten – obwohl gerade sie es sind, die eine Stadt lebendig machen; im schlimmsten Fall finden sie gar keine materielle Entsprechung (*no physical receptacle*). Die hierarchisch gedachten Pläne entsprechen nicht der sozialen Wirklichkeit. Sie geben, von der Stadt bis zur Familie, eine Hierarchie immer stärker geschlossener Gruppen vor.⁴⁵⁵

In Wirklichkeit folgen die heutigen Sozialstrukturen keinen Baumstrukturen mehr, wie das noch in traditionellen Gesellschaften der Fall ist, in denen sich innerhalb einer Gruppe alle Mitglieder gut kennen. Heute haben wir Freunde, die sich untereinander nicht unbedingt kennen müssen; wir können auch soziale Verbindungen zu jemandem aus anderen Gruppen aufnehmen, ohne dass der Kontakt über die Hierarchie, über die Familie oder Gruppe als ganze, und von dort in die andere Gruppe hinein, erfolgen muss. Im Diagramm bringt diese soziale Wirklichkeit Querverbindungen bzw. Überlappungen innerhalb der Baumstruktur hervor und dadurch ein Halb-Netz.⁴⁵⁶

Während Alexander mit seinen städtebaulichen Analysen darauf hinaus will, geplante Strukturen als unterkomplex gegenüber der sozialen Wirklichkeit von heute darzustellen und allgemein gegenüber den lebendigen Systemen einer Stadt, geht er in einem weiteren Beispiel von einer existierenden Stadt und ihrer Entwicklungsplanung (*redevelopment plan*) aus. Der verantwortlichen Planerin für Middlesbrough (England), Ruth Glass, kamen Zweifel, ob die vorgeschlagene Einteilung der Stadt in 29 Nachbarschafts-Gebiete, sog. *spatial neighbourhoods*, tatsächlich den räumlichen Einheiten entspricht, die von den existierenden sozialen Systemen gebildet werden. Alexander gibt den Versuch von Glass wieder, die sozialen Systeme einer Stadt anhand von Zentren unterschiedlicher Art sowie den Einzugsgebieten abzubilden, aus denen die Nutzer dieser Zentren kommen. Zu den Zentren zählt sie Schulen, Geschäfte, Clubs usw.⁴⁵⁷ "Each of these centres draws its users from a certain spatial area or spatial unit. This spatial unit is the physical residue of the social system as a whole, and is therefore a unit in the terms of this discussion."

⁴⁵⁵ Vgl. ebenda, S. 74.

⁴⁵⁶ Vgl. ebenda, S. 75.

⁴⁵⁷ Vgl. ebenda, S. 76; dort auch das folgende Zitat.

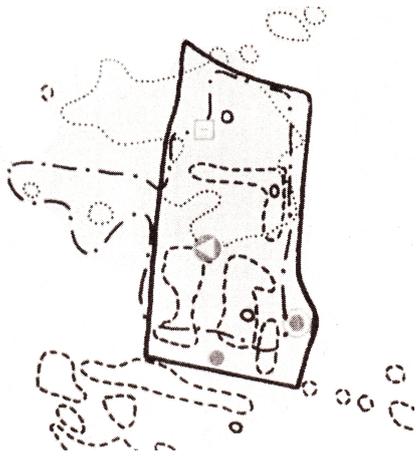


Abb. 19: "The hard outline is the boundary of the so-called neighbourhood itself. The white circle stands for the youth club, and the small solid rings stand for areas where its members live. The ringed spot is the adult club, and the homes of its members form the unit marked by dashed boundaries. The white square is the post office, and the dotted line marks the unit which contains its users. The secondary school is marked by the spot with a white triangle in it. Together with its pupils, it forms the system marked by the dot-dashed line. As you can see at once, the different units do not coincide. Yet neither are they disjoint. They overlap."⁴⁵⁸

Hatte Alexander den Vorstellungen der Planer zuvor noch einen allgemeinen soziologischen Befund zur sozialen Netzwerkbildung gegenüber gestellt, argumentiert er hier mit der Bildung sozialer Systeme aus ihrem unmittelbarem Bezug auf den städtischen Raum heraus. Das Konzept der *Zentren*, die ihre Nutzer „anziehen“, macht dabei unmittelbar einsichtig, dass die Gebiete, die sich in einer *living city* zeigen, aus ganz unterschiedlichen Handlungen und Bedürfnissen heraus entstehen und zudem einem ständigen Wandel unterliegen. Trägt man sie auf einer Karte ein, dann überlappen sie sich, außerdem nehmen sie keine Rücksichten auf die Abgrenzungen und Zuordnungen der Planer und auf deren hierarchische Systematik. Teilt man das betrachtete Gesamtgebiet in eine Reihe von kleinen Gebietsstücken auf, und stellt die Beziehungen zu den Zentren dar, die von ihren Bewohnern genutzt werden, dann sieht man, dass sich die Einzugsgebiete, die *catchment areas*, überlappen bzw. dass nicht aus allen Arealen die Bewohner auch tatsächlich die dargestellte Postfiliale, die angegebene Schule usw. nutzen. Sie nehmen dieselben Angebote an anderer Stelle wahr und nehmen so Verbindung zu einem benachbarten „Ast“ der Baumstruktur auf. Aufgrund der Querverbindungen entsteht statt einer hierarchischen Struktur ein Halb-Netz.

⁴⁵⁸ Abbildung und Text aus Alexander: *A City is not a Tree*, S. 76 (dort Abb. 11) bzw. S. 76 f.

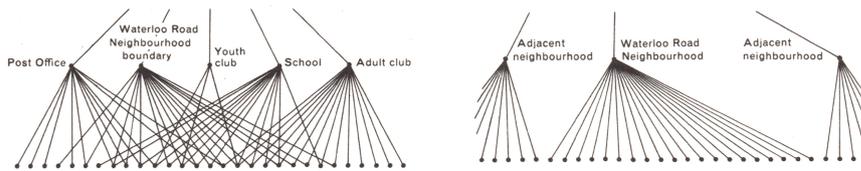


Abb. 20 und Abb. 21: Die Waterloo neighbourhood, jeweils aufgeteilt in kleine Gebietsabschnitte (dargestellt durch Punkte auf der Grundlinie): einmal in ihren tatsächlichen Zusammenhängen, die durch Zentren entstehen, die von den Bewohnern der Gebiete genutzt werden und dadurch Einzugsgebiete ausbilden; einmal mit den Verbindungen, wie sie der Entwicklungsplan voraussetzt. Das tatsächliche Netz ist ein *semilattice*, das idealistische Netz der Stadtplanung ein Baum.⁴⁵⁹

Für Alexander entsteht daraus als Forderung an die Planung, dass die physischen Einheiten der Stadt den Überlappungen gerecht werden müssen, die die tatsächlich existierenden Systeme im Raum erzeugen.⁴⁶⁰ Der Aufsatz beschäftigt sich eingehend mit den prinzipiellen, mentalen Grenzen, die uns daran hindern, Vorstellungen und Konzepte zu entwickeln, die auf Halb-Netzen beruhen. Der Textfunktion läge gerade keine hierarchische Denkökonomie zugrunde, sondern ein inneres Bild tatsächlichen räumlichen Lebens.

Alexanders Polemik gegen unsere Voreingenommenheit für Baumstrukturen⁴⁶¹ und ihre Auswirkungen in städtebaulichen Planungen lässt sich nicht nur begrifflich, sondern auch im Diagramm van Dijks Makrostrukturen gegenüberstellen. Wenn Alexander die Überlappungen von „Einzugsbereichen“ bzw. die Querverbindungen in hierarchischen Strukturen als Kennzeichen einer „lebendigen Stadt“ ansieht – läge in diesem Denken nicht auch ein Mittel, um pragmatische Effekte eines globalen Textzusammenhangs darzustellen und verstehen zu können? Auf dem weiter oben geschilderten Weg zunehmender Abstraktion hin zu *Makrostrukturen* ließ sich zwar eine Pragmatik mitführen, bei der sich sprachliche Handlungen auf der Mikroebene als stufenweise eingebunden in eine globale sprachliche Handlung, als Teile einer *Makrohandlung* verstehen ließen. Allerdings sagen die Makrostrukturen immer nur das aus, was man ohnehin bereits wusste, und sie zeigen sprachliche Handlungen, die ohnehin bereits ausgeführt worden sind – darin sind sie ökonomischer. Bei der Anwendung des *semilattice* auf Texte sollte ein besonderes Augenmerk darauf liegen, welche Rolle Bilder der Stadt spielen, die sich „als Netz im Netz“ unter weiteren Bedeutungsschichten auffinden lassen.

⁴⁵⁹ Abbildung aus Alexander: *A City is not a Tree*, S. 76 (dort Abb. 12 und 13), Text in Anlehnung an ebenda, S. 77.

⁴⁶⁰ Vgl. ebenda, S. 77 f.; Alexander entwickelt diese Forderung am Beispiel von Kinderspielplätzen angesichts der Dynamik des kindlichen Spiels.

⁴⁶¹ Vgl. ebenda, S. 80 ff.

In der Kommunikation – und dies wäre die dazugehörige These – werden Umgebungsbeschreibungen nicht nur *gegeben*, sondern auch *eingesetzt*. Dann passiert etwas im Vorstellungsbild des Hörers, das über die manifesten Inhalte hinausweist. Zwar lässt sich die damit verbundene illokutionäre Kraft, von der Searle spricht, schon in Sprechakten auf der Mikroebene nachweisen. Welche Rolle spielen aber innere Bilder der Stadt beim Zustandekommen solcher „Kräfte“, die Kommunikation ermöglichen und antreiben? Wie wirken diese Bilder mit anderen zusammen, die etwa von Werten handeln oder von zeitlichen Strukturen?

3.5.4 *Zwischenstadt als Text*

Thomas Sieverts' Deutung der Zwischenstadt weist eine auffällige Ähnlichkeit mit dem kommunikativen Ansatz auf, das Verstehen und Produzieren von Texten zu erklären: „Die Zwischenstadt kann auch als ein offener Text gelesen werden, der zum Verständnis und Genuß ein aktives Mitwirken des Lesers bei der Lektüre verlangt: Die Stadtfelder in der Zwischenstadt gleichen einem Zusammenspiel von unterschiedlichen, nicht immer leicht verständlichen Textfragmenten, deren Autoren nur ausnahmsweise allgemein bekannt sind, mit Lücken, die der Leser mit eigener Phantasie und eigenen Geschichten füllen und überbrücken muss.“⁴⁶² Die Zwischenstadt fordert heraus zu einer „produktiven Wahrnehmung“, und sie schult die Fähigkeit, „Informationen selbst zu erschließen, innerlich zu einem Bild zu fügen und zu interpretieren“ sowie „leere Stellen mittels Assoziationen, Erinnerungen und Projektionen selbst zu füllen“. Diese Darstellung heutiger Stadtregionen und der ihnen entsprechenden Wahrnehmungsweisen liest sich wie eine sprachpragmatische Generalklausel: „Die Fragmente kann man aber auch, je nach ‚Leseweg‘, zu unterschiedlichen Folgen zusammenstellen und je nach Stimmung und Erfahrung ganz unterschiedlich deuten.“⁴⁶³ Das heute so schwierig gewordene „Thema der Lesbarkeit von Stadt“⁴⁶⁴ lässt sie wie mit Transparentpapier auf die pragmatischen Linien des Lesens und Hörens von Texten legen – und durchzeichnen. Die folgenden Analysen stellen Versuche eines solchen Durchpausens von sprachpragmatischen und „zwischenstädtischen“ Figuren dar.

⁴⁶² Sieverts: *Zwischenstadt*, S. 123; dort auf S. 57 auch die folgenden drei Zitate.

⁴⁶³ Ebenda, S. 123.

⁴⁶⁴ Ebenda, S. 123.

4. TECHNIKEN UND FUNKTIONEN INNERER BILDER

Das Phänomen einer plötzlichen „Bewegung“, das beim Lesen der Interviewtexte aufgefallen war, wurde zunächst im Aufbau der *city images* von Kevin Lynch wiedergefunden (Kap. 1). Das komplexe Bild einer Stadt ist kein Drehbuch für den Alltag seiner Bewohner, vielmehr weist es Lücken und Sprünge auf, sobald man es benutzt. Gleichwohl hat das Bild eine „Statik“. Die Effekte, um die es im Folgenden geht, entstehen auf der Grundlage von verlässlichen Handlungsgewohnheiten und -sequenzen, die sich an die physischen Strukturen der Stadt anschmiegen. Die Strukturen des *city image* sind nicht homogen, sondern auf unterschiedlichen *levels* organisiert, die eigene Verbindungstypen ausbilden, und zwischen denen man immer wieder abrupt wechselt, indem man sozusagen eine andere Gangart einlegt. Um dies zu erleben, muss man etwas vorhaben und sich in der Stadt bewegen – es handelt sich um pragmatische Effekte. Sie erst ermöglichen es, entsprechende Zusammenhänge auch in der gebauten Stadt zu erkennen.

Damit sind, aus städtebauteoretischen Überlegungen heraus, drei Ebenen beschrieben: linear aufgebaute Elemente und Sequenzen (I), komplexe Strukturen auf unterschiedlichen *levels* (II) sowie Effekte, die von Handlungsabsichten ausgehen, die sich der Elemente und Strukturen „kreuz und quer“ bedienen (III).

Die Thematik der Zwischenstadt wurde als Aktualisierung einiger Kerngedanken von *The Image of the City* gelesen. Ein zentrales Problem der Zwischenstadt besteht in ihrer „Anästhetik“, gegen die keine Ästhetisierung hilft, sondern nur ein Erspüren und Bemerkten im Vorhandenen (Kap. 2.1). Die Zwischenstadt soll „lesbar“ gemacht werden. Die Metapher impliziert bereits, dass ein „Text“ schon vorhanden ist und dass er im Alltag „funktioniert“ – wir verstehen nur noch nicht, auf welche Weise. Der Text scheint eine Oberfläche zu haben, die hochgradig effizient ist und genutzt wird, aber deren Tiefendimension sich nicht ohne weiteres erschließt. Man müsste „hinter“ die Funktionen schauen können. Dann würde sich das Anschauliche mit dem Unanschaulichen womöglich verbinden lassen, und eine erweiterte Art des „Lesens“ würde neue Dimensionen unseres Wissens und unserer Gefühle zugänglich machen.

Wendet man den Blick auf Gespräche mit Bewohnern der Zwischenstadt und folgt dabei, wie in der ersten Auswertung der Interviews, den Geschichten, die die Bewohner dieser Räume erzählt haben (Kap. 2.2), dann zeigen sich Strukturen, deren Referenzen sporadisch über den Text hinweg verteilt und deshalb nicht für jedermann auf den ersten Blick zu erkennen sind. Was dabei außen vor bleibt, sind die Effekte, die zutage treten,

sobald man Texte im Lichte der Kommunikation betrachtet, deren Relikte sie sind. Texte, vor allem gesprochene Texte, richten sich an jemanden, sie führen Handlungen aus und animieren Zuhörer dazu, Bilder im Geiste entstehen zu lassen und diese Bilder auf eigene Weise zu „benutzen“ (Kap. 3). Wenn das Ziel darin besteht, eine Analogie zu den *city images* aufzubauen, die für die Interviewanalyse hilfreich ist, dann kann auf die aktive Rolle des Hörers nicht verzichtet werden. Die Konzepte der linguistischen Pragmatik, dank derer sich eine interaktive und kommunikative Wende in der theoretischen Betrachtung von Texten vollzogen hat, sind aber zu „kleinräumig“, um auf empirische Texte übertragen zu werden. Hierarchische „Makrostrukturen“ wiederum beschreiben zwar globale Textdimensionen, sind aber viel zu schematisch und zu „idealistisch“, um solche Texte zu erschließen.

Will man die „Bewegung“ im Text auf seine globalen Dimensionen beziehen – sozusagen auf das „Stadtbild“ und nicht nur auf einzelne seiner Elemente –, dann bedarf es eines Konzepts globaler Pragmatik. An dieser Stelle der Herleitung erfolgte ein erneuter Zugriff auf die Städtebautheorie. Christopher Alexanders Idee des *semilattice* verbindet die Über- und Unterordnungen hierarchischer Strukturen mit dem „kurzen Dienstweg“ des tatsächlichen Lebens. Es geht darum, beide Denkweisen zu verbinden: die Erzeugung gestaffelter Ordnungsebenen, die ökonomische Vorteile bei der Organisation von Informationen mit sich bringt, wie auch die Durchlässigkeit „lebendiger“ pragmatischer Beziehungen.

Die folgenden Analysen machen „Bewegungen“ in Interviewtexten ausfindig und spüren den „Techniken“ nach, mit denen sie zustande gebracht werden. Techniken sind dabei definiert als die Art der ausgreifenden, globalen Bezugnahmen im Text. Ein besonderes Augenmerk richtet sich auf ein zugleich aufgebautes – oder angedeutetes – Bild von Landschaften und Städten. Ein solches Bild weist Richtungen, Gradienten und unterschiedliche *levels* auf – allerdings keine durchgehende hierarchische Struktur. Die in der Kommunikation entstehenden „Funktionen“ und die so erzeugten Bedeutungen werden auf diese Strukturen und Bilder bezogen. Das Bild über den Spezialfall des „inneren Bildes der Stadt“ hier ins Spiel zu bringen, haben sich die folgenden Analysen vorgenommen.

4.0 Material für eine empirische Untersuchung

Der bei der Erstauswertung der narrativen Interviews gewählte Analyseansatz erwies sich *summa summarum* als richtig, um „innere Bilder“ aufzuspüren. Die Komplexität von Erzähltexten hält nämlich weit mehr bereit als die im engeren Sinne sprachlich vermittelte Information, wie sie beispielsweise Fragebögen erheben, weist sie doch zugleich ein dichtes Netz sprachlicher Handlungen auf. Hinzu kam, dass die Interviews mit Blick auf die Auswahl der Wohnorte, an denen die Interviews geführt wurden, wie auch vom Gesprächsleitfaden her dem Thema Zwischenstadt verhaftet blieben. Der Datensatz war aber auffallend arm an Beschreibungen alltäglicher Situationen, die geeignet gewesen wären, aus ihnen *city elements* im Sinne Lynchs abzuleiten. Ein Grund dafür ist in den Leitfragen für die Interviews und in der Gesprächsführung zu suchen: Sie sind biographisch ausgerichtet, besonders im Hinblick auf die Wohnortwahl als biographisches Großereignis, und weniger auf das alltägliche Handeln und seinen räumlichen Vollzug.

Die folgenden Abschnitte stellen dar, unter welchen Vorzeichen das empirische Material entstanden ist und welchen Ausgangsfragen es seine Entstehung verdankt. Abschließend gibt das Kapitel eine kurze Einführung zu den Personen, die in den Interviews zur Sprache kommen.

4.0.1 Feldarbeit

Die vorliegenden Interviews sind im Rahmen eines größeren Forschungs- und Entwicklungsprojekts entstanden. Zu dessen inhaltlicher Ausrichtung und personeller Struktur erklärte der Leiter des Kollegs, Thomas Sieverts:

„Das im Jahr 2002 ins Leben gerufene Kolleg beschäftigte sich am Beispiel der Rhein-Main-Region mit jenem Typus von disperser Stadtstruktur, der in den letzten Jahrzehnten entstanden ist und sich der geläufigen Einordnung in die Kategorie ‚Stadt‘ bzw. ‚Land‘ entzieht, auf den aber auch der ebenso geläufige Begriff des ‚Vororts‘ nicht mehr passt. [...] Das Kolleg versucht – möglichst frei von herrschenden Kategorisierungen – im inter- und transdisziplinären Diskurs mit internationalen Verbindungen wichtige Wesenzüge der Zwischenstadt herauszuarbeiten und Wege zu einer komplexen Qualifizierung aufzuweisen. Im Ladenburger Kolleg waren zwölf Forscherinnen und Forscher mit insgesamt zwölf Mitarbeitern aus den Fachgebieten Stadtplanung, Soziologie, Ökonomie, Landschaftsplanung/Ökologie und Kulturwissenschaften versammelt. Diese personelle

Grundstruktur ist in drei Gruppen gegliedert: Die wissenschaftlichen Forscher, die räumlichen Entwerfer und eine ‚Echogruppe‘ mit Gästen aus Politik und Verwaltung“.⁴⁶⁵



Abb. 22: Der Untersuchungsraum des Ladenburger Kollegs *Zwischenstadt* entlang der westlichen und südlichen Stadtgrenze von Frankfurt am Main. Er ist im Bild durch eine höhere Farbsättigung herausgehoben. Sein „Rückgrat“ bildet die geplante Trasse der Regionaltangente West. Am oberen Bildrand erscheint die Stadt Bad Homburg, im Süden ist der Frankfurter Flughafen zu erkennen, in der Mitte, leicht nach rechts versetzt, die Altstadt von Frankfurt am Main mit dem Banken-, Bahnhofs- und Messeviertel.⁴⁶⁶

Der Untersuchungsraum im direkten Umland der Großstadt Frankfurt am Main orientierte sich weiträumig an der Trasse der geplanten „halben Ringbahn“, der Regionaltangente West, die ungefähr am westlichen und südlichen Stadtrand entlang führt, im Norden Bad

⁴⁶⁵ Sieverts: *Geleitwort*, S. 4.

⁴⁶⁶ Abbildung aus Bölling/Christ: *Bilder einer Zwischenstadt*, S. 33 (dort farbig).

Homburg anbindet und im Süden den Frankfurter Flughafen. Der Raum wurde von den Städtebauern Wolfgang Christ und Lars Bölling zunächst für ihre eigene Untersuchung ausgewählt, weil er „die Strukturen der Zwischenstadt prototypisch widerspiegelt“,⁴⁶⁷ und dann für die empirische Arbeit des gesamten Kollegs übernommen.⁴⁶⁸ Der überwiegende Teil der interviewten Personen wohnte in nordwestlichen Umlandgemeinden bzw. -städten der Stadt Frankfurt am Main bzw. in Frankfurter Stadtteilen nahe der Stadtgrenze.

Die in der Feldphase aufgesuchten Bereiche des Untersuchungsraums repräsentierten unterschiedliche „Felder“: „In Ermangelung eines besseren Begriffs wollen wir diese Gebilde, die aus ‚Feldern‘ unterschiedlicher Nutzungen, Bebauungsformen und Topographien bestehen, Zwischenstädte nennen: Sie breiten sich in großen Feldern aus, sie haben sowohl städtische wie landschaftliche Eigenschaften.“⁴⁶⁹ Ihre Auswahl und Kennzeichnung orientierte sich an Differenzierungen, die im Kolleg diskutiert wurden und die in den städtebaulichen Publikationen des Kollegs Eingang fanden.⁴⁷⁰

Felder der Zwischenstadt

1. alte (Dorf-) Kerne
2. Stadterweiterungen der Moderne
3. in die Jahre gekommene Vorstadtsiedlungen
4. Geschoss-Wohnsiedlungen der 1960er und 1970er Jahre am Stadtrand
5. Neubaugebiete mit Einfamilien- und Reihenhäusern am Stadtrand
6. prosperierende neue Arbeitsstandorte

Die oben aufgelisteten sechs Felder sollte die ganze Breite zwischenstädtischer Siedlungsformen abbilden und dadurch ein weites Spektrum von Bewohnererfahrungen eröffnen; außerdem galt es, möglichen persönlichen Präferenzen des Feldforschers für bestimmte Gebiete und folglich für die Auswahl der Gesprächspartner entgegenzuwirken. Allerdings gehören alle Gesprächspartner dem Augenschein ihrer Wohnsituation nach zur Mittelschicht bzw. zur oberen Mittelschicht.

In vorab bestimmten Beispielräumen wurde im Rahmen eines mehrtägigen Aufenthalts im Gebiet im Herbst 2002 die Begegnung mit Bewohnern gesucht: an der

⁴⁶⁷ Bölling/Christ: *Bilder einer Zwischenstadt*, S. 31.

⁴⁶⁸ Vgl. Hahn/Steinbusch: *Zwischen Möglichkeit und Grenze*, S. 122 ff.

⁴⁶⁹ Sieverts: *Zwischenstadt*, S. 14.

⁴⁷⁰ Vgl. v.a. das Kapitel *Zwischenstadtbausteine* bei Bölling/Christ: *Bilder einer Zwischenstadt*, S. 53 ff. sowie das Kapitel *Elemente* bei Bormann et al.: *Zwischen Stadt Entwerfen*, S. 16 ff.

Grundstücksgrenze der Reihen- oder Einfamilienhäuser, bei der Mittagspause der Angestellten im Bürostandort Eschborn-Süd, beim Einkaufen. Gespräche in Darmstadt (Frau Meister) und bei Bad Nauheim (Herr Heil), die Sichtweisen von Bewohnern ganz am Rand der Region erfassen sollten, kamen durch gezielte Nachfragen hinzu.

Die angesprochenen Personen wurden um ein Gespräch „über Ihre Wohngeschichte“ gebeten, worauf etwa die Hälfte der Angesprochenen einging. Die Bewohner wurden einige Tage später telefonisch kontaktiert, um einen Interviewtermin auszumachen, der in den meisten Fällen bei ihnen zu Hause stattfand, aber auch in Cafés oder am Arbeitsplatz. In dieser *ersten Phase* wurden sieben Gespräche mit insgesamt neun Personen geführt. Es folgte im März 2003 eine *zweite Phase* mit fünf Gesprächen (mit insgesamt zehn Personen); dabei wurde ein Verfahren angewendet, das in der qualitativen Sozialforschung als „Schneeballsystem“ bekannt ist: Bereits interviewte Personen wurden gebeten, aus ihrem Bekanntenkreis weitere Gesprächspartner zu nennen, die im ausgewählten Gebietsstreifen wohnen.

Die Interviews mit Herrn und Frau Ladenburg sowie mit Herrn Klöcker wurden für diese Arbeit zum ersten Mal ausgewertet; die restlichen Interviews fanden bereits Eingang in die Untersuchung von 2006.⁴⁷¹ Die Analyse des Interviews mit Herrn und Frau Schubert wurde schließlich nicht in die vorliegende Fassung aufgenommen, da sie sich nicht als hinreichend aussagekräftig erwiesen.

In einer *dritten Phase* im Sommer 2004 wurden sechs Gespräche mit leitenden Angestellten von Unternehmen der Region geführt. Die Fragestellung zielte darauf ab, ob und inwieweit Unternehmen im Rhein-Main-Gebiet das Wohnen ihrer Mitarbeiter in die Überlegungen und Pläne der Unternehmensführung mit einbeziehen, weshalb sie in dieser Analyse nicht verwendet wurden.

Aus einer *vierten Phase* (Herbst 2004) wurde das Gespräch mit dem jungen Landwirtschaftsmeister aus Niederursel in die Analyse einbezogen. Zusammen mit der Architektin Barbara Boczek, Teilnehmerin am Ladenburger Kolleg *Zwischenstadt* und Leiterin zweier Teilprojekte, wurden im Frankfurter Umland und im Frankfurter Stadtgebiet insgesamt drei Gespräche zur Thematik der „Landwirtschaft in der Zwischenstadt“ geführt.⁴⁷²

⁴⁷¹ Vgl. Hahn/Steinbusch: *Zwischen Möglichkeit und Grenze*, S. 133 ff.

⁴⁷² Vgl. Boczek: *Transformation Urbaner Landschaft. Ansätze zur Gestaltung in der Rhein-Main-Region*.

Für die Interviews wurde ein *Gesprächsleitfaden* verwendet, der nicht unbedingt in der vorgegebenen Reihenfolge, aber möglichst vollständig in die Gesprächsführung eingebracht werden sollte. Er sah folgende Themen vor:

Gesprächsleitfaden für die Interviews

1. Angaben zur Person (Herkunft, Beruf, Familienstand)
2. der alte Wohnort, die alte Wohnsituation, Anlass des Wegzugs, Suche und Entscheidungsfindung, Umzug
3. Nutzung der unmittelbaren Wohnumgebung
4. Nutzung der Region, Freizeitaktivitäten
5. Wahrnehmungen auf dem alltäglichen Weg zur Arbeit
6. Erwartungen für die Zukunft

4.0.2 Aufbereitung und Verwendung des Materials

Die Gespräche wurden mit einem Diktiergerät aufgezeichnet und dann transkribiert. Dabei war der Gedanke leitend, eine gut lesbare Textform zu erstellen, die sich möglichst nah am Schriftdeutsch bewegt, ohne jedoch den Sprechtext zu verfremden. Dialektfärbungen, Verschleifungen von Wörtern und Auslassungen von Endsilben wurden übernommen.

Sprachbegleitende Laute wie „mmh“ und „äh“ wurden in das Transkript übernommen, weil so mitunter Zustimmung oder Unverständnis geäußert wird. Beim Zitieren in der Analyse wurden diese aber wieder gestrichen, wenn sie zum kommunikativen Sinn keinen ersichtlichen Bezug hatten. Diese Streichungen sind nicht kenntlich gemacht.

Es wurde einspaltig verschriftet, also auf zwei oder mehrere Textspalten zur Wiedergabe gleichzeitiger Rede verzichtet.⁴⁷³ Dies erschien vertretbar bei einer Interviewerhaltung, die Anreize geben wollte und v.a. zuhören. Redezugwechsel sind immer am Zeilenwechsel erkennbar, Kommentare durch Zwischensetzen von Zeilen in den längeren Redezug.

⁴⁷³ Beispiele für eine detaillierte Verschriftung, die u.a. Redezugwechsel und Überschneidungen exakt wiedergibt, sind das „Verkaufsgepräch“ und das „Partygespräch“ in Henne/Rehbock: *Einführung in die Gesprächsanalyse*, S. 86 ff. bzw. S. 122 ff.; ein so hoher Detaillierungsgrad wäre für die hier angewendete Methode nicht notwendig und eher hinderlich.

Erläuterung der Transkriptionsszeichen

<i>kursiv</i>	besonders betonte Aussagen, Ausrufe (für diese Auswertung geändert in: <u>unterstrichen</u>)
(.) (..) (...)	kurze, mittlere und lange Pausen
(?) (??) (???)	kurze, mittlere, lange unverständliche Passagen
{geschweifte Klammern}	gestrichene Textteile; nachträgliche Einfügungen während der Analyse
[eckige Klammern]	Kommentare des Verschrifters; nichtsprachliche Laute wie Lachen; Umgebungsgeräusche

Diese Zeichen und Anmerkungen werden beim Zitieren aus den Interviewverschriftungen übernommen. Mitunter wurden Teile eines Zitats gestrichen, um die Lesbarkeit zu verbessern. Dabei wurde immer darauf geachtet, den Sinn der Aussage nicht zu verfälschen. Im Analysetext erscheinen dann in geschweiften Klammern {..} {..} oder {...} für kurze, mittlere oder lange gestrichene Textteile.

Die Fundseite im Interviewtranskript wird in runden Klammern ohne die Abkürzung „S.“ vermerkt. Aus welchem Transkript dabei zitiert wird, erschließt sich aus dem Zusammenhang des Abschnitts bzw. Absatzes, in dem die Gesprächspartner genannt werden. Die Namen der Gesprächspartner sowie im Gespräch genannter Personen wurden geändert. Bei den Ortsangaben wurden die Adressen unkenntlich gemacht, lediglich die Namen der Wohnorte übernommen.

Ein Beispiel aus dem Interview mit Frau Lagerfeld: „Also das find ich dann schon sehr an- find ich dann doch angenehmer, weil hier kriegt man wirklich alles mit. Es is wie aufm Dorf“ (4). Daraus wird in der Analyse: „Also das find ich dann {..} doch angenehmer, weil hier kriegt man wirklich alles mit. Es is wie aufm Dorf“ (4).

Zur Auswahl der Gespräche:

Für die vorliegende Auswertung wurde das gesamte Datenmaterial gesichtet. Für die Aufnahme eines Gesprächs in die neuerliche Auswertung war ausschlaggebend, ob im Text „Spracheffekte“ entdeckt wurden, die im weiteren Verlauf mit sprachwissenschaftlichen Konzepten in Verbindung gebracht werden konnten. Auf diese Weise fanden sieben Interviews Eingang in die vorliegende Auswertung. Das sprachpragmatische Beispiel aus dem Interview mit Herrn und Frau Schubert wurde für die Endfassung dieser Arbeit wieder gestrichen, da es weniger überzeugend erschien als die anderen Beispiele.

Die Interviewpartner im Überblick

Interview-Phase	Entstehungszeit	Name (geändert), Alter und Beruf	DIN A4 Seiten	Wohnort	Ort des Gesprächs	Lage des Wohnorts	Suchfeld
1.	Herbst 2002	Frau Meister, Anf. 50, Künstlerin, Mutter	50	Darmstadt	Darmstadt Hbf, Café	südlich von Ffm.	„ganz am Rand“
1.	Herbst 2002	Frau Lagerfeld, Anf. 30, Modedesignerin, z.Zt. arbeitslos, Mutter	36	Bad Homburg	zu Hause	nördlich von Ffm.	5
1.	Herbst 2002	Herr Schubert, Ende 40, Lehrer, Vater, und Frau Schubert, Ende 40, Lehrerin, Mutter	28	Frankfurt-Kalbach	zu Hause	nordwestlicher Stadtteil Frankfurts	5
2.	Frühjahr 2003	Herr Heil, Anf. 50, Führungskraft in einem Industrieverband, Vater	19	kleiner Ort Nähe Bad Nauheim	Arbeitsplatz, Frankfurter City	nördlich von Ffm.	1
2.	Frühjahr 2003	Herr Ladenburg, Ende 30, Caterer, Vater, und Frau Ladenburg, Ende 30, Produktentwicklerin, Mutter	51	Niederhöchstadt	zu Hause	westlich von Ffm.	1
2.	Frühjahr 2003	Herr Burg, Anf. 50, Unternehmensberater, Ladenbesitzer und Vater u. Frau Burg, Mitte 40, Ladenbesitzerin, Mutter	22	Steinbach	Laden in Oberursel	nordwestlich von Ffm.	3
4.	Herbst 2004	Herr Klöcker, Ende 20, Landwirtschaftsmeister	30	Frankfurt-Niederursel	Hofstelle in Niederursel	nordwestlicher Stadtteil Frankfurts	1
analysiert gesamt		7 Gespräche 10 Personen	236	Region Frankfurt-Rhein-Main			
Gespräche gesamt	Herbst 2002 – Herbst 2004	21 Gespräche 30 Personen	> 500				

4.0.3 Die Personen

FRAU MEISTER⁴⁷⁴

Frau Meister, eine freischaffende Künstlerin aus Darmstadt, ist bei unserer Begegnung Mitte fünfzig. Sie wächst in einem Dorf bei Hamburg auf, „aufm Land“, wie sie sagt, „direkt an der Elbe, am Deich“. Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre studiert sie an der Akademie der Schönen Künste in Hamburg. Im zweiten Studiensemester bewirbt sie sich an der Kunstakademie München und wird dort angenommen, ergreift diese Möglichkeit dann aber nicht.

In Hamburg lernt Frau Meister ihren Mann, einen Bildhauer, kennen. Am Ende ihres Studiums bietet sich die Gelegenheit, südlich von Darmstadt an der Bergstraße in einer alten Atelierwohnung unterzukommen, zu deren Vermieter Herr Meister, der aus dieser Gegend stammt, Kontakt hatte. Dort arbeiten die Künstler ein halbes Jahr, um dann für ein Jahr in Italien zu studieren. Als sie 1973 zurückkehren, wird ihnen die Atelierwohnung gekündigt. In diese Zeit fallen Frau Meisters erste Ausstellungserfolge, Kontakte zu Museen und gut laufende Vertretungen durch Galeristen.

Im selben Jahr zieht das Künstlerpaar nach Darmstadt, in eine Hinterhofwohnung mit alter Werkstatt, die sie einige Zeit später wegen einer anstehenden Sanierung wieder verlassen müssen. Ihre nächste Wohnung bekommen sie in einem freistehenden Haus auf einem Schulgelände, aus dem gerade andere Künstler ausgezogen waren. Dort bleiben sie 16 Jahre. In diese Zeit fällt auch ein einjähriger Stipendienaufenthalt in Rom, zu dem Frau Meister ihre beiden, damals noch kleinen Kinder mitnimmt.

Als das Haus vom Besitzer wieder gebraucht wird, steht eine erneute Suche nach einer Bleibe an. Durch eine Freundin erfährt das Künstlerpaar von der Versteigerung eines alten Hauses im Darmstädter Wald, bei der sie zugreifen. Dort wohnen und arbeiten die Meisters bis heute.

FRAU LAGERFELD⁴⁷⁵

Frau Lagerfeld ist Anfang 30 und wohnt mit ihrem Mann und zwei Kindern im Alter von fünf und zweieinhalb Jahren in einem Reihnhaus, das zu einer Bad Homburger Stadtrandsiedlung gehört, an der seit fünf Jahren gebaut wird. Frau Lagerfeld ist in Bad Homburg aufgewachsen, sie hat dort „die ganze Kindheit verbracht“ und später in Trier

⁴⁷⁴ Vgl. Hahn/Steinbusch: *Zwischen Möglichkeit und Grenze*, S. 150.

⁴⁷⁵ Vgl. ebenda, S. 161 f.

viereinhalb Jahre lang Modedesign studiert. Schon in der Schule ist sie durch einen Nähkurs mit diesem Fach in Berührung gekommen, „und da hat das mit angefangen“. Möglicherweise hat sie vor ihrem Studium bereits in dieser Branche gearbeitet, vielleicht nach einer Lehre, denn sie sagt „Bekleidung und Mode habe ich gemacht, und daraufhin hat sich das dann aufgebaut. ... Das war alles auch in Frankfurt, ne“. Nach ihrem Diplom über die Haute Couture arbeitete sie in Mainz, allerdings nicht in ihrem Fach, sondern auf der „erstbesten Stelle“. In dieser Zeit wohnt sie zusammen mit ihrem Mann in der Nähe von Mainz „aufm Dorf“. Ihr Mann stammt aus der Nähe von Mainz her und arbeitete damals schon in Rüsselsheim. Nach der Trennung von ihrem Mann zieht Frau Lagerfeld mit ihrem Sohn zurück nach Bad Homburg, in eine Dreizimmerwohnung in der Innenstadt. Zu diesem Zeitpunkt wohnen ihre Eltern noch in Bad Homburg, von wo sie jedoch vor einem halben Jahr weggezogen sind. In der Zeit ihrer Bad Homburger Wohnung bekommt Frau Lagerfeld ein zweites Kind. Sie ist „ein Jahr allein erziehend“. In dieser Zeit hat sie eine Stelle „im Verkauf“.

Als das Paar wieder zusammen kommt, suchen sie ein Haus für ihr Wohnen als Familie. Nach erfolgloser Suche in Wiesbaden und Mainz entscheiden sie sich für das neu erbaute Reihenhhaus in Bad Homburg. Heute gibt Frau Lagerfeld freiberuflich Zeichenkurse und ist Mitorganisatorin erfolgreicher Kunst-Verkaufsausstellungen insbesondere für Hobbykünstler. Frau Lagerfeld malt auch selbst Bilder. Für Illustrationsaufträge aber, an denen sie früher gearbeitet hat, reicht die Zeit nicht, die sie als junge Mutter noch gehabt hat, so dass sie diese Tätigkeit wieder aufgeben hat.

HERR HEIL⁴⁷⁶

Der Jurist Herr Heil zieht 1990 nach Frankfurt am Main, um bei einem Industrieverband zu arbeiten, in dem er heute Geschäftsführer ist, u.a. zuständig fürs Personal. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Herr Heil 50 Jahre alt. Vor zwanzig Jahren haben er und seine Frau geheiratet. Die Heils haben eine Tochter, die in die dritte Klasse geht.

Als Herr Heil nach Frankfurt kommt, um seine erste Stelle beim Industrieverband anzutreten, wohnt er noch mit seiner Frau in Essen, vier Jahre zuvor sind sie in die Ruhrgebietsstadt gezogen. Zuerst wohnen die Heils in einem kleinen Reihenhhaus im Frankfurter Dichterviertel; während dieses ersten halben Jahres, in das auch die betriebliche Probezeit für Herrn Heil fällt, bleibt aber Essen ihr „Hauptwohnsitz“, und dort verbringen sie auch die Wochenenden. Seine Frau ist zu dieser Zeit noch berufstätig.

⁴⁷⁶ Vgl. Hahn/Steinbusch: *Zwischen Möglichkeit und Grenze*, S. 233 f.

Wenn Frau Heil die Woche über in Frankfurt gewesen ist, kümmert sie sich um die Suche nach einer Wohnung außerhalb der Stadt. Nach einem halben Jahr im Frankfurter Reihenhaus ziehen die Heils in eine 200 qm große Wohnung in der Mitte von Wölfersheim, einem Ort mit wenigen tausend Einwohnern, in dem auch die Tochter zur Grundschule geht. Wölfersheim liegt ganz im Norden des Rhein-Main-Gebietes, in der Nähe von Bad Nauheim.

HERR LADENBURG UND FRAU LADENBURG

Herr Ladenburg arbeitet für eine Catering-Firma am Frankfurter Flughafen, Frau Ladenburg ist wie ihr Mann Anfang 40 und in der Produktentwicklung tätig, sie fährt ebenfalls nach Frankfurt zur Arbeit. Von Niederhöchstadt, wo die beiden mit ihrer Tochter wohnen, sind es gut 12 Kilometer bis zum Frankfurter Bankenviertel und 18 Kilometer zum Flughafen.

Nach einer kurzen Zeit, in der sie eine Mietwohnung in einem Nachbarort gehabt haben, haben die Ladenburgs vor acht Jahren ein Einfamilienhaus im alten Ortskern von Eschborn-Niederhöchstadt westlich der Frankfurter Stadtgrenze gebaut. In diesem Zeitraum wird auch ihre Tochter geboren. Das Haus steht auf einem Grundstück der Eltern von Herrn Ladenburg, der im Ort aufgewachsen ist. Vom Garten aus kann man zum Elternhaus hinüberschauen.

Beide betrachten eingehend die Veränderungen, die sich im örtlichen Leben, in den Versorgungseinrichtungen und in der Bebauungsweise zeigen. Herr Ladenburg bedauert besonders den Wandel, den die Welt der Kinder hinnehmen muss: früher habe man sich als Kind freier und sorgloser bewegen können: „Es war halt ländlich. Dorf“. Dabei stellt er einen Zusammenhang her mit der Erwachsenenwelt, die heute im Unterschied zu früher von unverbindlichen Kontakten gekennzeichnet ist. „Es wird halt auch immer großstädtischer“, meint Herr Ladenburg über seinen Heimatort. Allerdings suchen auch die Ladenburgs in ihrer Freizeit lieber die Großstadt auf als den eigenen Ort, und auch die bevorzugten Einkaufsgelegenheiten liegen woanders. Und in ein „Minidorf“, raus in den Taunus, würden sie auf keinen Fall ziehen.

Frau Ladenburg ist in Frankfurt aufgewachsen. Sie verfolgt den Wandel von Niederhöchstadt aus einer Perspektive von acht Jahren, ihre Eindrücke ähneln aber denen ihres Mannes wie in einem Zeitraffer. Beide harmonieren in ihrer Zeitdiagnose, die nicht unbedingt pessimistisch ist. Das Leben im regionalen Maßstab ist voller neuer Angebote und Überraschungen, die man am Ort selbst nicht hätte. Für das Wohlergehen der Kindern und ihre Bildung muss man sich als Eltern zusammenschließen und aktiv werden. Und

trotz der vielfältigen Bezüge über den Ort hinaus, die organisiert sein wollen, kommen hin und wieder Freunde und Bekannte spontan bei den Ladenburgs vorbei.

HERR BURG UND FRAU BURG⁴⁷⁷

Herr und Frau Burg wohnen seit dreieinhalb Jahren mit ihren drei Kindern in einem freistehenden, älteren Haus in Steinbach, einer kleinen Gemeinde, die, umgeben von Feldern, am nordwestlichen Frankfurter Stadtrand liegt, noch vor den Taunushängen und den Städten Oberursel und Kronberg. Zuvor hatten die Burgs fast zwanzig Jahre in Frankfurt gewohnt, in einem Reihnhaus am Frankfurter Berg. Wir erfahren von den Burgs fast ausschließlich ihre gemeinsame Wohngeschichte; Frau Burg erzählt noch, dass sie aus Eschwege stammt, mit ihren Eltern aber öfters umgezogen ist.

Vor einem halben Jahr haben Herr und Frau Burg, die heute etwa 50 und Mitte 40 sind, im benachbarten Oberursel gemeinsam einen Laden für Designobjekte eröffnet. Herr Burg hatte zuvor 15 Jahre als Unternehmensberater gearbeitet und diese Tätigkeit dann aufgegeben. Von seinem Büro in Darmstadt spricht er aber weiterhin in der Gegenwartsform. Für Frau Burg bedeutet der Laden einen Wiedereinstieg in den Beruf, nachdem sie 13 Jahre „zu Hause geblieben“ ist. Vor der Zeit zu Hause liegen noch zwei berufliche Etappen, die sie nennt: ihre Tätigkeit als Beamtin beim Zoll und eine nicht näher benannte Tätigkeit, die sie aber wieder aufgeben musste.

Wie alt der Sohn der Burgs ist, erfahren wir nicht; er ist aber schon vor dem Umzug nach Steinbach zur Schule gegangen. Als die beiden Töchter, die 11 und 14 Jahre alt sind, noch nicht zur Schule gingen, haben sie mit ihrer Mutter die ausgedehnten Geschäftsreisen Herrn Burgs immer wieder begleitet und u.a. in Berlin, Zürich und München mit im Hotel gelebt. Bevor sie Kinder hatten, haben die Burgs einmal 14 Monate in Paris in einer Wohnung gelebt, als Herr Burg bei einem Beratungsprojekt beschäftigt war. Ihr Frankfurter Haus haben sie in dieser Zeit behalten, und Frau Burg ist gependelt.

HERR KLÖCKER

Herr Klöcker ist Ende zwanzig, Landwirtschaftmeister und bewirtschaftet den Hof der Familie in vierter Generation. Der traditionsreiche Hof liegt noch im Frankfurter Stadtgebiet, aber die nächsten landwirtschaftlichen Flächen sind, eingerahmt von den großen Siedungsflecken und Infrastrukturen der Zwischenstadt, nicht weit. Herr Klöcker ist ein moderner Landwirt, weil ihm sein Beruf „Spaß“ macht. Die Überlegung „in' Osten zu

⁴⁷⁷ Vgl. Hahn/Steinbusch: *Zwischen Möglichkeit und Grenze*, S. 209 f.

gehen“ und dort weit größerer Flächen zu bewirtschaften, hat er vor Jahren aufgegeben, weil ihm das keinen Spaß gemacht hätte. Schon seit Jahren hat die Rockband, in der er spielt, ihren Probenraum in der Scheune; Freunde kommen regelmäßig vorbei, um bei der Ernte zu helfen. Man isst mittags zusammen mit der Familie und allen, die auf den Hof kommen, um zu arbeiten. Herr Klöcker war für seine Mitschüler und Freunde nie der „Bauer“, sondern wohnte und arbeitete an einem Ort, an dem Erlebnisse möglich sind, die es anderswo in Frankfurt nicht gibt.

Zur Zeit leben auf der Hofstelle drei Generationen, die alle mindestens einmal zwischen den einzelnen Gebäuden und Wohnungen nach sich änderndem Bedarf umgezogen sind. Zur Zeit wohnen Herr Klöcker und seine Freundin in der Wohnung, in der er aufgewachsen ist. Dieser räumliche Zusammenhalt wird sich bald auflösen: In Kürze nimmt Herr Klöcker einen Aussiedlerhof im Umland von Frankfurt in Betrieb und zieht mit seiner Freundin in das neue Wohnhaus nebenan. Seine Eltern haben bereits ein Haus im Umland, in das sie einziehen werden. Der Hofladen wird dagegen ausgebaut, ihn führt Herr Klöckers Freundin. Die Wohnung, in der sie jetzt leben, wird dann wahrscheinlich wieder vermietet, was sie zwischenzeitlich bereits war. Es zeichnet sich ein Zukunftsbild der historischen Hofstelle ab, das von Mietwohnen, Reitpferden und dem Einzelhandel mit eigenen Produkten geprägt ist. Dennoch spricht Herr Klöcker von einem „Kreislauf“, in dem die wechselnden Generationen die Hofstelle und ihre Wohnmöglichkeiten nutzen.

4.1 Identitätstechniken

Identitätstechniken sind mit besonders eindrücklichen räumlichen Bildern verbunden. Das liegt offensichtlich an einem Bedürfnis der Sprecher, in der Kohärenz und Kontinuität dieser Bilder die eigene Identität zu verankern. Indem markante Punkte der eigenen Biographie mit Gradienten im Raum verbunden und so „befestigt“ werden, wird der Raum bzw. das innere Bild von ihm zu einem Behältnis der eigenen Lebenszeit, das wiederum – und darauf kommt es hier an – textstrategisch eingesetzt werden kann. Sind einige Markierungen des Raumes und der Zeit erst einmal verknüpft und kommen Werte und Richtungen hinzu, dann werden Anspielungen möglich, bei denen das eine Moment für (oder auch gegen) das andere eintritt, so dass vom Hörer Schlussfolgerungen getätigt oder Lücken gefüllt werden können. Dabei spielen Entgegensetzungen in Zeit und Raum eine große Rolle. Die Lückenhaftigkeit von Erzählungen und Beschreibungen stellt kein Problem für Erzählbarkeit und Überzeugungskraft dar, solange die Elemente genügend

Querverbindungen aufweisen und „Umsteigepunkte“ auf einer höheren Stufe entstehen. Die Strukturen einer „lebendigen Stadt“ (Christopher Alexander) und eines lebendigen Textes sind ähnlich.

4.1.1 Umwelt als Erinnerung

Erinnerung wird nicht nur in Gesprächen „aufgeführt“, sondern unterliegt auch einer Entwicklung, die im Zusammenhang mit Wahrnehmungen und Beschreibungen aus der Gegenwart steht. Im folgenden Beispiel werden Erinnerungen dargestellt, die an Veränderungen der baulichen und sozialen Umgebung anknüpfen. Diese Veränderungen sind jedoch fortlaufend und können daher im Hier und Heute wahrgenommen werden – nicht nur in den einzelnen Relikten, sondern auch als Prozess. Dieser Prozess verläuft hinsichtlich seiner räumlichen Erscheinung nicht homogen, es gibt sozusagen schnellere und langsamere Orte. Dadurch werden einzelne Aspekte der Erinnerung räumlich verteilt. Die Erzählbarkeit, also das Vermögen, Erinnertes mitzuteilen, kann auf diese Weise durch ein inneres Bild des Wahrnehmungsraums gestützt werden.

Die ersten Fragen des Interviewers im folgenden Beispiel gelten der Lebensgeschichte der Gesprächspartner. Er fragt, warum sie sich für ihren aktuellen Wohnort entschieden haben und wie es zu dieser Entscheidung gekommen ist. Wird daraufhin eine Erinnerung mithilfe einer Umgebungsbeschreibung ausgebreitet, hat dies Konsequenzen für die Darstellung dieser Umgebung. Erinnerung und Wahrnehmung bilden im Erzählen eine Einheit: Man nimmt wahr, was sich mit „Erinnerung“ belegen lässt, und man teilt als „Erinnerung“ mit, was sich hier und heute wahrnehmen lässt. Behauptet wird keine generelle Kongruenz der beiden Felder, wohl aber, dass eine Kongruenz existiert, die einzelne Verbindungen hergestellt werden, die im Text mehr oder weniger „direkt“ verlaufen.

Es scheint so, dass in einigen Fällen gar keine Erinnerungen verfügbar wären, wären da keine aktuellen Beschreibungen – und die Umgebung steht für Wahrnehmung und Beschreibung immer zur Verfügung, im Gegensatz zu den Leistungen des Gedächtnisses, die verblassen, deren Quellen vertauscht werden, die auf vielfältige Weise fehlerhaft sein können.⁴⁷⁸ Die Umgebung, die Stadt, muss lediglich entsprechend „gehandhabt“ werden.

⁴⁷⁸ Vgl. grundlegend Shacter: *The seven sins of memory* sowie Markowitsch/Welzer: *Das autobiographische Gedächtnis*, S. 28 ff.

Diese „Handhabung“ bringt die Komplexität des Textes hervor.

Nun zum Fallbeispiel: Herr Ladenburg ist in Niederhöchstadt westlich der Frankfurter Stadtgrenze aufgewachsen. Er arbeitet für eine Catering-Firma am Frankfurter Flughafen. Frau Ladenburg, wie ihr Mann Anfang 40, ist in Frankfurt aufgewachsen und dort in der Produktentwicklung tätig. Vor acht Jahren haben sie ein Haus im alten Ortskern von Niederhöchstadt gebaut, in diesem Zeitraum wurde auch ihre Tochter geboren. Von Niederhöchstadt fährt man gut 12 Kilometer bis zum Frankfurter Bankenviertel und 18 Kilometer zum Flughafen.

„Und, wie sind Sie hierher gekommen?“ fragt der Interviewer Herrn und Frau Ladenburg gleich zu Beginn des Interviews. Anstatt nun den letzten bedeutenden Schritt ihrer Wohnbiographie zu thematisieren, den sie vor acht Jahren getan haben, kommen die Ladenburgs auf ihre Kinder- und Jugendzeit und auf die Entwicklung des Ortsbildes zu sprechen. Erst auf den Seiten 12 und 13 des Transskripts erfährt man, wie es zur Entscheidung für die aktuelle Wohnsituation gekommen ist. Von einem einprägsamen Moment der Entscheidung, durch einen markanten Beschluss etwa, ist aber auch auf diesen Seiten nicht die Rede. Stattdessen wird, mit den für das Erzählen von Entscheidungssituationen typischen Zitaten und Selbstzitaten (Kap. 4.2), nur der Hintergrund aufgeführt, vor dem sich die damalige Entscheidung denken lässt.

Herr Ladenburg erinnert sich an seinen Vater: „Und dann hat er mich immer gel ochert: ‚Bau doch, bau doch, bau doch. Da vorne, ihr habt Platz, ich  berschreib euch das Grundstück, ihr könnt bauen“ (12). Das freie Grundstück der Eltern, die Möglichkeit, preiswert an Baumaterial zu kommen, der geringe Unterschied zur üblichen Mietbelastung in der Gegend, der Einfamilienhausbau als adäquate Antwort auf die Entscheidung, ein Kind zu bekommen (13), aber auch die „offene Frage“ (12) und die Ungewissheit damals, wie es nach der Kinderpause für Frau Ladenburg im Beruf weitergehen würde, all dies macht für die Ladenburgs den Hintergrund ihrer Entscheidung aus.

Bei aller Übereinstimmung erzählen die beiden Gesprächspartner unterschiedliche Geschichten. Das Fehlen einer episodenhaften Entscheidungssituation kann darauf hinweisen, dass die Entscheidung keine besonders schwierige war und folglich auch mit keinem eindrücklichen Erlebnis verbunden – vielleicht deshalb, weil der Plan schon lange bestand und die Umsetzung nur noch eine Frage des richtigen Zeitpunkts gewesen war. Dies betrifft aber nur Herrn Ladenburg: Seine früheren Spielkameraden, „die sind alle gleich wieder zurückgekommen {..} an ihren alten Ort, also was weiß ich“, betont seine Frau (25 f.). Herr Ladenburg: „Ja, gezwungenermaßen. Wenn du Grund und Boden hast, gehst du nicht einfach weg.“ Frau Ladenburg fährt fort:

„Wir haben uns das ja lange überlegt, ob wir das machen“ – und ihr Mann gibt zu: „Gut, bei mir ist ja die Frage nicht gewesen“ (26). Auch: „Also ich wollt eigentlich gar nich woanders wohnen.“ Er hat in Niederhöhnstadt „seine Kindheit verbracht, irgendwie auch sein Herzblut ins Haus gesteckt“ (19).

Eine weitere Frage, die der Interviewer ganz am Anfang stellt – „Wo wohnen Sie?“ – wird von Frau Ladenburg so beantwortet: „Wo wohn ich? Ähhm (...) Ich bin hier zugezogen“ (1), und ihr Mann meint: „Ich hab eigentlich immer hier gewohnt, das da hinten – das Haus meiner Eltern“ (2). Der Interviewer kommt auf die „Kindheit“ und „Jugendzeit“ zu sprechen und fragt, wie es denn war, „hier aufzuwachsen“ (3). Zwar führt erst der Interviewer das Thema Kindheit ein, er reagiert damit aber auf die Vorgabe Herrn Ladenburgs, der „immer hier gewohnt“ hat.

Das Thema Kindheit nimmt in dem Gespräch einen großen Raum ein. Dabei wird die frühere Situation von Kindern und Eltern der von heute gegenüber gestellt. Herr Ladenburg sagt, als wäre es eine Überschrift: „Es war halt ländlich. Dorf“ (3) und schildert dann eine Szenerie aus seiner Kindheit:

„Morgens aufgestanden, gegessen und mit den Nachbarskindern getroffen (.) Und wenn dann Schule war, is halt die Schule zuerst gewesen, dann ist man nach Hause gekommen, hat seine Hausaufgaben gemacht und is wieder spielen gegangen. Hier fließt n Bach durch, der war zwar damals schon nicht so sauber, aber Wasser faszinierte und die Wiesen drum herum. Und es is eigentlich ja nie was gewesen, wir warn dann bis abends, bis Läuten oder bis es dunkel wurde, weg“ (3).

Diese Darstellung mit ihrem unpersönlichen „man“, dem elliptischen Stil und den nur angedeuteten Szenen am Bach hat etwas Malerisches. Sie hält sich nicht an ein einzelnes erinnertes Ereignis, sondern kommt gewissermaßen wie die Erinnerung selbst daher, einen ganzen Lebensabschnitt in ein Bild bannend. Die Sequenz enthält mit dem Ausdruck „eigentlich ja nie was gewesen“ bereits einen „Durchlass“ in die Gegenwart, ein Art „Gelenk des Erzählens“, das mit Vergangem ein Motiv der Gegenwart vorbereitet. Diese Verbindung wird in der anschließenden Passage konkreter:

Herr Ladenburg: „Und es ist auch nie ein Problem gewesen für irgendwen, für die Eltern oder so, dass jetzt was passieren könnte, wie heute der Fall ist, dass man achten muss auf alles und jeden. Und von da war das eigentlich ne wunderschöne Kindheit, und [holt Luft] das möchte man seinem Kind auch geben. Aber wenn man weiß, dass es nicht funktioniert, aber es {ist} hier noch angenehmer als in Frankfurt, denk ich“ (3).

Herrn Ladenburgs Kindheit war für seine Eltern sorgenfreier, als es die heutige Elterngeneration kennt. Dass sich dies geändert hat, stellt für Herrn Ladenburg ein „Problem“ dar. Man „muss“ der Tochter ähnliche Kindheitserlebnisse versagen, ein Alltag wie früher „funktioniert“ heute nicht mehr. Herr Ladenburg fasst zusammen: „Die Verhältnisse haben sich geändert“ (3) – und das bedeutet in Konsequenz: „Das Dörfliche ist weg“ (4) – zugleich ist es „hier noch angenehmer als in Frankfurt“.

Solche Sequenzen funktionieren als „Gelenke“, die z.B. Vergangenheit und Gegenwart verknüpfen, indem sie schildern, was sich „verändert“ und „geändert“ hat, und zugleich handeln sie ein durchgängiges Thema ab, hier ist es die Welt der Kinder. Solche Gelenke kommen im Interview an vielen Stellen vor. Im Fortgang des Gesprächs wird in der einen Sequenz der Aspekt der Vergangenheit „angereichert“, an anderer Stelle der heutige Zustand; dieser kann wiederum mit einem dritten Thema verbunden sein, das neu eingeführt wird und keine zeitliche Konnotation hat, usw. Jede Textsequenz „bedient“ mehrere semantische „Gelenke“ oder „Knotenpunkte“ zugleich, über die sie mit anderen Sequenzen unmittelbar – aber nicht linear – verbunden ist. In den Sequenzen ist bereits erkennbar, dass auch räumliche Kategorien und Richtungen solche „Gelenke“ ausbilden.

Der Ort Niederhöchstadt erscheint als ein Fokus mehrerer Verknüpfungen zwischen Früher und Heute, von denen jede ein eigenes Thema verfolgt: neben der *Kinderwelt* fallen das *Sozialleben* und die *Bebauungsweise* als thematische Schwerpunkte auf. Diese thematischen Stränge laufen gewissermaßen parallel hinsichtlich der Veränderungen, die sie beschreiben. Die „Parallelen“ fallen erst dadurch auf, dass sie durchgängig mit einem negativen Wert konnotiert sind, sobald von der Gegenwart oder (implizit) von der Zukunft die Rede ist. Dieses „Auffälligwerden“ stand am Anfang des hier vorgestellten Beispiels, wobei in der folgenden Analysearbeit nach Gründen dafür gesucht wurde, dass beim Lesen etwas „auffällt“. Bevor die Begründung in einem Diagramm aufgezeigt werden kann, ist ein Blick auf die beiden anderen Entwicklungsthemen nötig, durch die ähnliche Gelenksituationen hergestellt werden wie durch die „Welt der Kinder“:

Beim „Sozialleben“ geht es um das Zusammenleben im Ort, nun aber richtet sich der Fokus auf die Erwachsenen. Der neue Themenstrang ergibt sich beim Erzählen aus dem vorhergehenden: Dadurch, dass Frau Ladenburg sich in die Kindheitserzählung ihres Mannes einklinkt und in der erheblich kürzeren Zeitperspektive der Zugezogenen feststellt, „in den acht Jahren (...) hat sich auch schon was verändert“ (4), gewinnt die mit dem Thema Kindheit verbundene Dynamik an Brisanz. Die Ladenburgs machen die Veränderung zunächst am Verschwinden der „dörfliche[n] Struktur“ (Frau Ladenburg, 4) fest, damit gemeint sind die Dorfläden, die bald aus dem Ortsbild verschwunden sind, also „Schuster“, „Lädchen“, „Metzger“, „Tante-Emma-Laden“, „Bäcker“ usw. (beide, 4). Herr Ladenburg fasst das in einem neuen Bild zusammen: „Es wird halt auch immer großstädtischer, Supermärkte rundherum“ – der Bäcker war dagegen früher „direkt um die Ecke“ (4). Mit dem Wort „immer“ und dem Komparativ ist angedeutet, dass diese Veränderung noch nicht abgeschlossen ist. Aber auch die Bewohner haben sich verändert – neue sind hinzugezogen, und die alten sind nicht mehr dieselben:

Herr Ladenburg: „Man kannte jeden, früher, das hat sich mittlerweile auch geändert. {...} alles was irgendwie an alten Häusern steht, und nicht mehr genutzt wird von Erben oder sonstwas, wird weggerissen, kommt was Größeres hin“ (19). (*Bandwechsel*) „{..} die man nicht kennt, und die halt auch einen anderen {.} Freundeskreis haben, sagen wir mal, und auch gar nicht so äh ja das Bedürfnis haben, sich irgendwie in der Gemeinschaft einzubringen. Die leben halt in ihrer Welt. {.} Und diese diese Gemeinschaften, die es im Ort gab, die sind halt tot. Man kennt wohl noch jeden, man grüßt sich auch, aber dieses Jeder-achtet-auf-jeden gibt’s auch glaub ich in Niederhöhnstadt mittlerweile nicht mehr.“

Frau Ladenburg: „Ja {.} in deiner Mutter ihrer Generation.“

Herr Ladenburg: „Ja, die ältere Generation, die sich halt Sonntags zur Kirche oder unter der Woche zum Einkaufen trifft, da ist es noch da {...} aber ansonsten ist es, [holt Luft] was den Umgang unter den Menschen angeht, ist es wie wie städtisch. {.} Man trifft sich beim Einkaufen, grüßt sich, das wars.“

Frau Ladenburg: „Das stimmt.“

Herr Ladenburg: „Also dieses Smalltalk, zwangslos. {.} Aber ansonsten“ (20).

Der Wandel im Zusammenleben der Erwachsenen hat Konsequenzen für die Kinder. In der folgenden Sequenz verbinden sich beispielsweise die Themen „Sozialleben“ und „Kindheit“:

Herr Ladenburg: „Dieser Zusammenhalt aufm Ort, wie es den früher gab, wo jeder jeden kannte und jeder auf jeden geachtet hat, der ist ein bisschen weg. (..) Und das find ich ein bisschen schade, denn wie gesagt, wir konnten früher als Kinder überall hin gehen, jeder hat dich gesehen und wusste: ‚Das sind die Kinder von dem und dem.‘ (..) Wenn Sie heute durch die Gegend laufen, da rennen zwar Kinder rum, aber keiner weiß, wem die gehören und was sie machen. Und folglich ist auch die Achtsamkeit nicht mehr so da. (..) Man hat nicht mehr den Bezug. Und deswegen denke ich, ist es auch so schwierig geworden, seine Kinder noch alleine überhaupt irgendwohin zu schicken. Unbeaufsichtigt“ (21).

Weder Herr Ladenburg noch Frau Ladenburg machen die Veränderung der Kinderwelt daran fest, dass die Lage für Kinder objektiv gefährlicher geworden wäre. Vielmehr beziehen sie die Veränderung auf einen Wegfall der „Achtsamkeit“, der wiederum davon herrührt, dass man über die Kinder im Ort nichts mehr „weiß“. Schließlich wissen auch die Erwachsenen immer weniger voneinander – und wenn man sich kennt, dann führt dies zu nichts mehr. Die Verbindung der Themen wird an anderer Stelle weiter gestärkt:

Die „dörfliche Struktur“ (4), die Frau Ladenburg beim Einzug vor acht Jahren noch kennen gelernt hat und die sie mit den „Lädchen“ im Ortskern in Verbindung bringt, diese Struktur gibt es nicht mehr. Abhilfe schafft nur, dass man neu „strukturiert“, was notwendig ist: „Also wenn Kinder dann in die Schule kommen {...} also weil meistens so Straßenzüge, da wird drauf geachtet, dass diese Kinder alle in eine Klasse kommen. Dass sie zusammen laufen können halt. {...} Also dass die da so n bisschen das da so strukturiert halten“ (20). Dadurch, dass das Notwendige neu strukturiert werden muss, lernt man auch wieder „Leute kennen“: „Und dadurch kennt man natürlich dann, da lernt man wieder Leute dann kennen“ (20). Die alte Struktur des „Jeder-achtet-auf-jeden“ (Herr Ladenburg) wird dadurch aber offensichtlich nicht wieder hergestellt.

Das dritte Thema hat mit alten und neuen Häusern und mit ortsuntypischen Bauweisen zu tun, die an „Frankfurt“ gemahnen und das Gesicht des Ortes verändern. Die Vergangenheit, von der Herr Ladenburg erzählt, ist in der Bauweise noch präsent, sie kann sozusagen besichtigt werden, auch wenn sie sich auf dem Rückzug befindet. Es sind alte Leute in ihren alten Häusern, die an einigen Stellen des Ortes den Eindruck erwecken, die Zeit sei stehen geblieben. Frau Ladenburg gibt ein Beispiel:

Frau Ladenburg: „Süß, echt. So ein altes Ehepaar, {...} und dann sieht man die Apfelbäume da, und die blühen, ich denk dann immer, [langsam] hoffentlich

kauft das nich irgendwann so ein mmh mmh mmh ... und dann steht da so ein Sechsfamilienhaus drauf" (17).

Die Vergangenheit wird anhand ihrer Relikte eindeutig positiv besetzt, umgekehrt sind die an anderer Stelle mit „Frankfurt“ assoziierten „Reihen-“ oder „Einfamilienhäuser“ negativ bewertet. Nicht nur das soziale Miteinander am Ort ist „wie städtisch“; die Bebauung wird es zunehmend auch.

Der Interviewer fragt, ob der Einbruch der neuen Zeit irgendwo beobachtet werden könne.

Die Antwort:

Herr Ladenburg: „Wir haben es jetzt hier oben gesehen, wenn Sie die Straße hochfahren, sind jetzt auch vier Reihenhäuser hingestellt worden. {...} Und da war vorher ein (Frau Ladenburg wirft hier ein: „Wunderschön.“) {...} altes Haus mit nem riesen Garten, wo die Vögel sich wirklich wohl gefühlt haben. Das war ein Paradies für die Vögel, die hier in der Gegend gelebt haben. {...} Und dann sind die Leute halt gestorben, und irgendwie konnten sie es dann auch nicht mehr bewirtschaften, ist verkauft worden, dann kam der Bagger, der hat alles platt gemacht, und jetzt stehen dort Reihenhäuser. Mit Parzellen, ich weiß nicht, sieben Meter breit oder was" (17).

Wo es um „diese Siedlung“ geht, die ihm „amerikanisch“ vorkommt (16), „so ein Reihenhauses nach dem anderen“ (seine Frau, 16), wird Herr Ladenburg etwas ungehalten: „Ich weiß nicht, ob das der Wunsch ist zu wohnen, aber vielleicht brauchen manche Leute das“ (17). Nicht unbedingt dem Sprachgebrauch eines Stadtplaners entspricht Frau Ladenburgs positiv gemeinte Bezeichnung für die Reste der alten Siedlungsform und für das Grundstück mit den Apfelbäumen: „Hier ist es wirklich dann alles noch so ein bisschen chaotisch, es ist auch wunderschön, wenn wir jetzt noch vier Wochen warten, der Nachbar halt, der hegt und pflegt seine Apfelbäume. Und der keltert dann auch noch“ (16). Der Driften des Wohnortes in die Richtung einer – sozusagen – „gesteigerten Gegenwart“ oder Zukunft ist mit einer bestimmten ästhetischen Ordnung verbunden, die mit „Frankfurt“ assoziiert wird, und sie wird von beiden abgelehnt, weil sie das alte Liebenswerte und „Chaotische“ verdrängt.

Mit den Themen Kinderwelt, Sozialleben und Bauweise werden in diesem Interview drei parallel verlaufende thematische Schwerpunkte gesetzt. Sie verändern sich gemeinsam und in die gleiche „Richtung“, hier also zum Schlechteren. Zu dieser Richtung

gehört ein Wert; es ist sein verbindender „Klang“, der die Themen aneinander bindet. Dafür ist es nicht nötig, dass sie im Textverlauf in linearer Folge abgehandelt werden; ebenso wenig ist es notwendig, dass sie lexikalisch in Verbindung stehen, ja dass sie überhaupt benannt werden. In den einzelnen Sequenzen sind mal diese beiden, mal jene beiden Themen miteinander verbunden. Alle drei Themen sind untereinander durch den negativen Wert verknüpft, der mit der Entwicklungsrichtung des Ortes, mit seinem Driften, und mit der biographischen Zeitachse verbunden wird.

Die unterschiedlichen Arten von Verbindungen, die durch „Gelenke“, thematische Schwerpunkte und Assoziationen entstehen, und ihr Zusammenhang mit der linearen Abfolge des Textes werden in den folgenden Diagrammen exemplarisch für alle Analysen dieses Kapitels anschaulich gemacht:

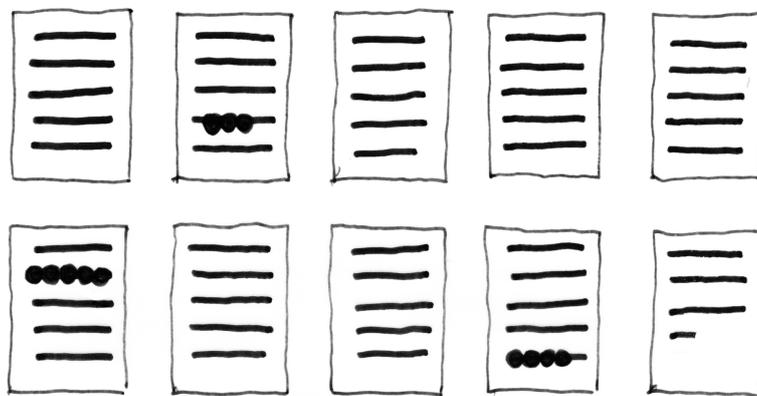


Abb. 23: Beim Lesen des Interviewtextes fallen einzelne Sequenzen dadurch auf, dass sie auf eine zunächst nicht benennbare Weise zueinander gehören. Der „globale“ Eindruck, dass sich der Ort zum Schlechteren hin entwickelt, lässt die lokalen Elemente hervortreten, ohne sie schon thematisch zu verbinden. Mit dem „gemeinsamen Klang“ der verstreuten, linearen Gestalten beginnt die Textanalyse.

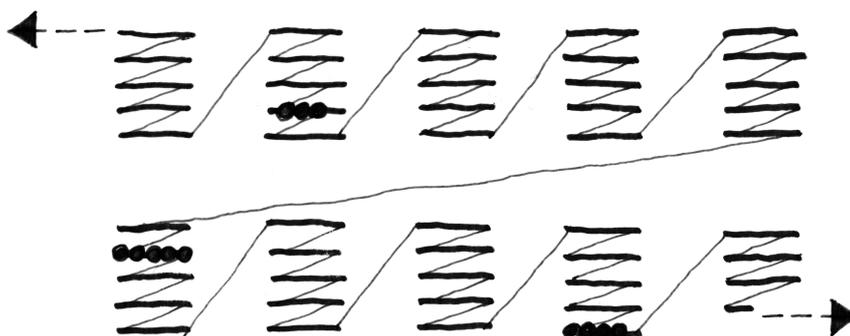


Abb. 24: Ebene I: Die grammatische, sequenzielle Struktur des Textes, einmal im „Papierausdruck“



Abb. 25: ...und einmal in der linearen Gestalt der Propositionsreihe („Mikrostruktur“). Die auffälligen Sequenzen treten heraus.

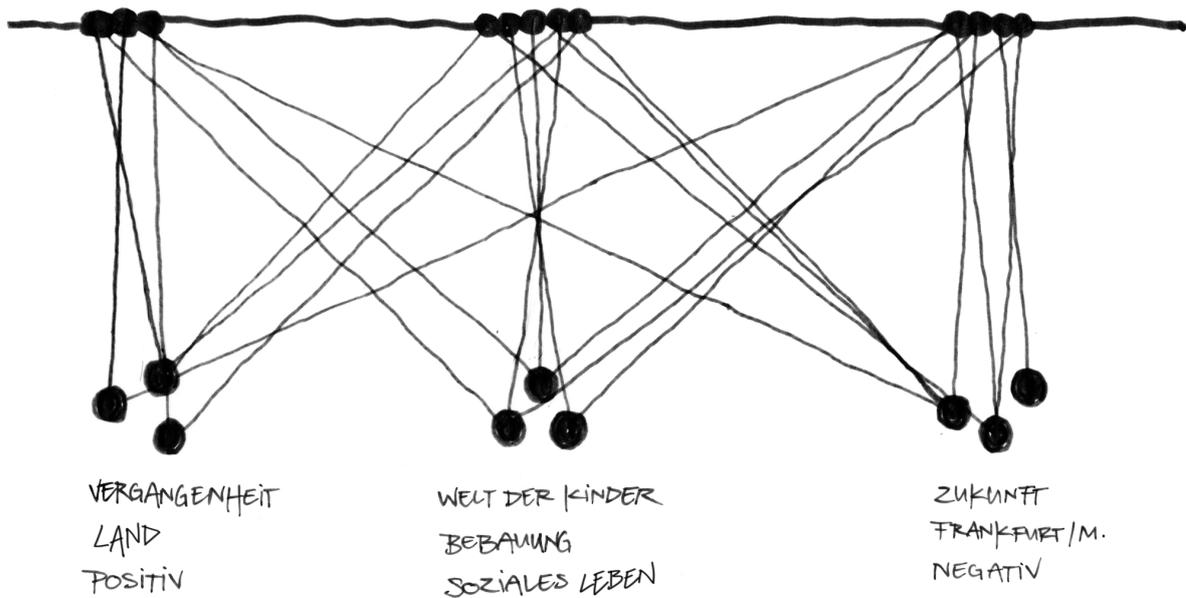


Abb. 26: Ebene II: Einzelne Themenschwerpunkte kristallisieren sich heraus und bilden Assoziationen: Unten in der Mitte zeichnet sich der Ort dreifach-thematisch ab. Die einzelnen Themen sind in den Sequenzen, in denen sie vorkommen (oben), mit Werten sowie mit Zeit- und Raumrichtungen bzw. mit weiteren Themen verbunden; z.B. ist die *Welt der Kinder* sowohl positiv als auch negativ konnotiert; ist ihr Wert aber positiv, dann ist sie zugleich mit den Themen *Vergangenheit* und *Land* (bzw. *Taunus*) verbunden. Für die Prägnanz des Gesamtbildes ist es nicht notwendig, dass alle Themen bzw. Sequenzen, die erzähllogisch verbunden werden könnten, auch tatsächlich verbunden sind. Entscheidend sind die Überlappungen, sie verleihen dem Text Kohärenz und „Stabilität“.

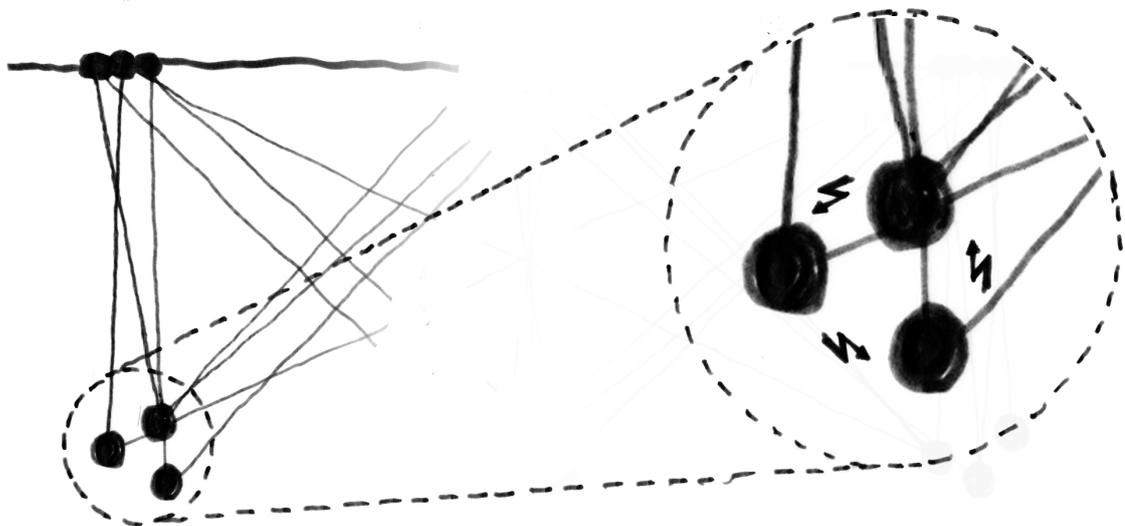


Abb. 27: Durch Assoziation mehrerer Themenschwerpunkte bildet sich eine Einheit auf einer höheren, globalen Textebene. Themen, Werte, Zeit- und Raumrichtungen werden in den Sequenzen einerseits linear verbunden (links oben im Bild). Über die „Gelenke“ (oder „Themenschwerpunkte“, als schwarze Kugeln dargestellt) werden einzelne Passagen aus unterschiedlichen Sequenzen direkt miteinander verknüpft – diese Verbindungen entsprechen den „Querverbindungen“ in einem *semilattice* (Kap. 3.5.3). Eine Assoziation stellt eine zusätzliche Verknüpfungsoptionen dar, die strukturell höher steht, ohne dass eine Hierarchie (ein *tree*) zustande kommt. Es lassen sich noch höhere Einheiten denken, die zunehmend „virtuell“ sind; dass sie im Text explizit genannt werden, wird immer unwahrscheinlicher, dass sie einer globalen Textfunktion dienen dagegen immer wahrscheinlicher.

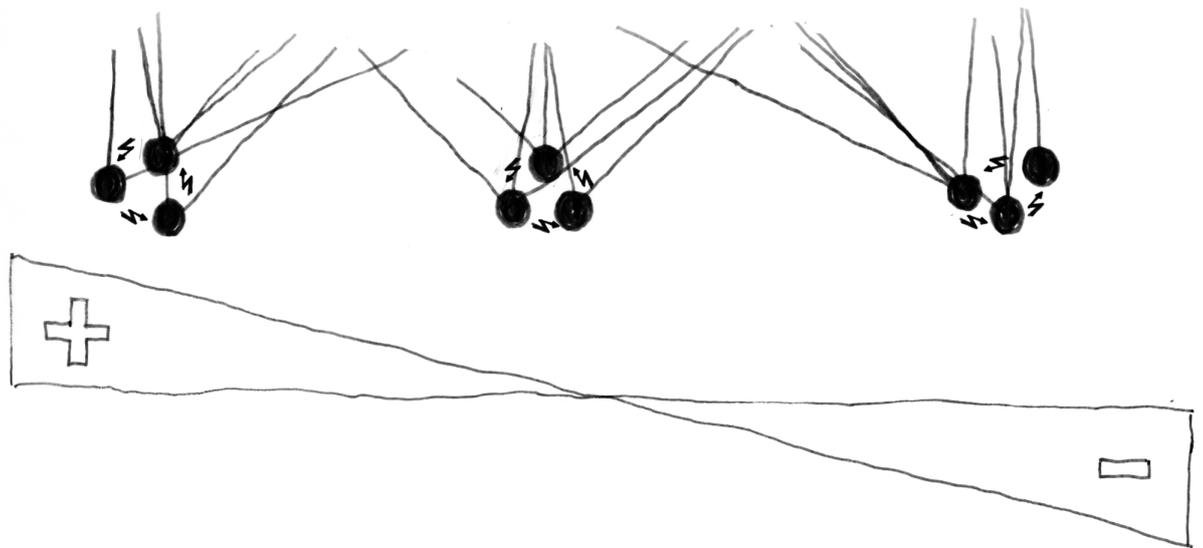


Abb. 28: Der Wertgradient, in der Mitte befindet sich der Ort. Die Ebene II wird angereichert.

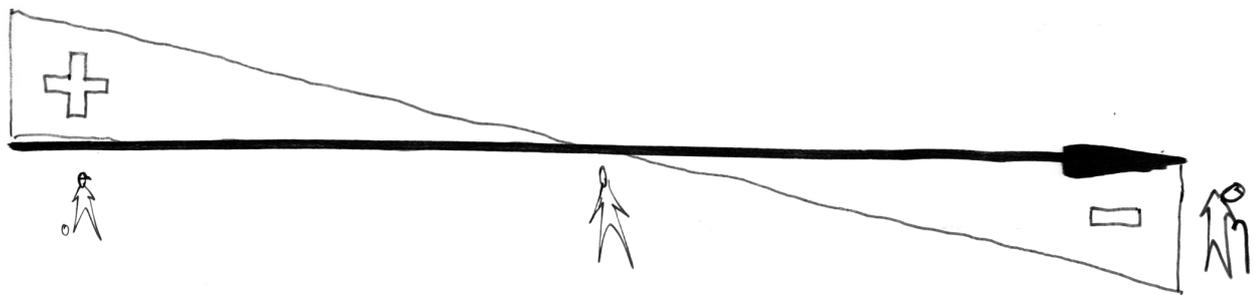


Abb. 29: Ein biographischer Zeitgradient kommt hinzu: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

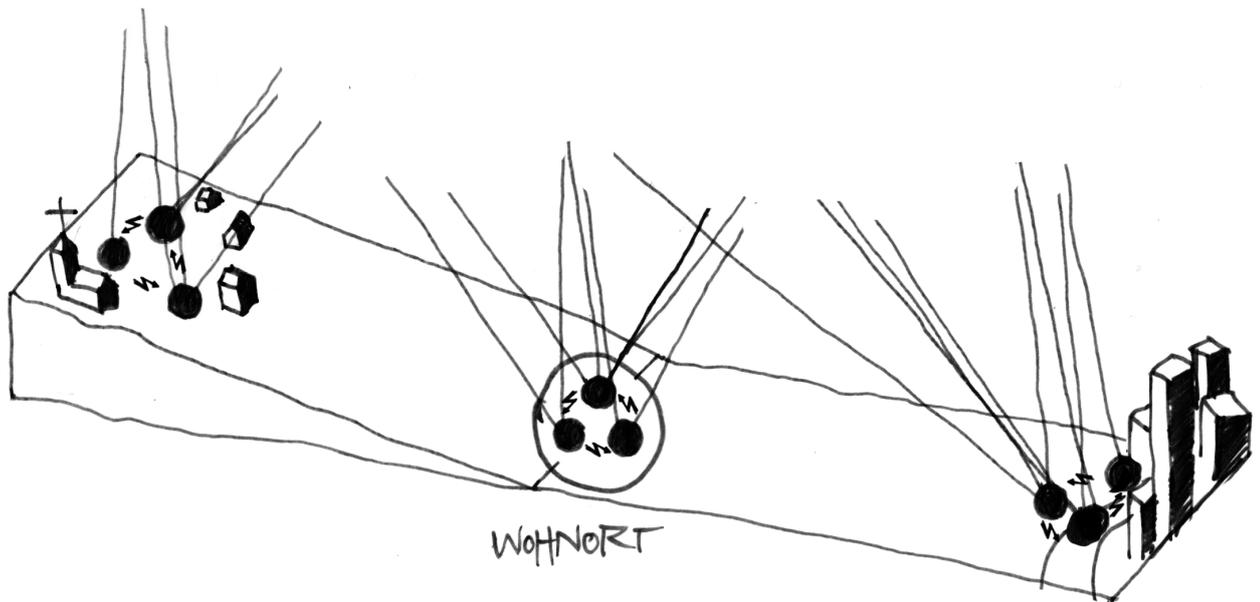


Abb. 30: Durch räumliche Richtungen und fragmentarische Ortsbeschreibungen entsteht innerhalb des Assoziationsnetzes ein rudimentäres inneres Bild der Stadtlandschaft. Die Globalität wird zunehmend pragmatisch erzeugt (Ebene III), d.h. es gehen Wissensbestände in die Kommunikation ein, z.B. solche, wie eine Stadtlandschaft normalerweise aufgebaut ist.

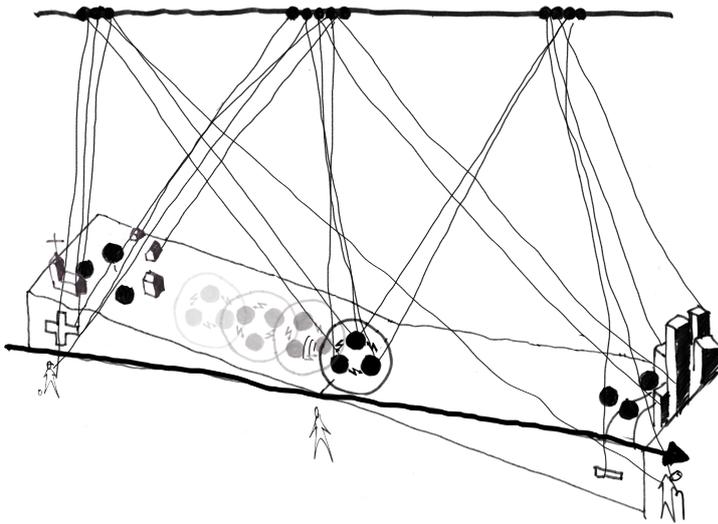


Abb. 31: Das innere Bild der Stadtlandschaft erzeugt die Kohärenz der globalen Textebene. Die semantisch bestimmte globale Verknüpfung wird zu einer bildlichen. Der Ort (in der Mitte) entwickelt sich hin zum Negativen, indem er sich in baulicher und sozialer Hinsicht der Großstadt annähert. Die Großstadt wird zum Fluchtpunkt einer Gegenwart im Wandel.

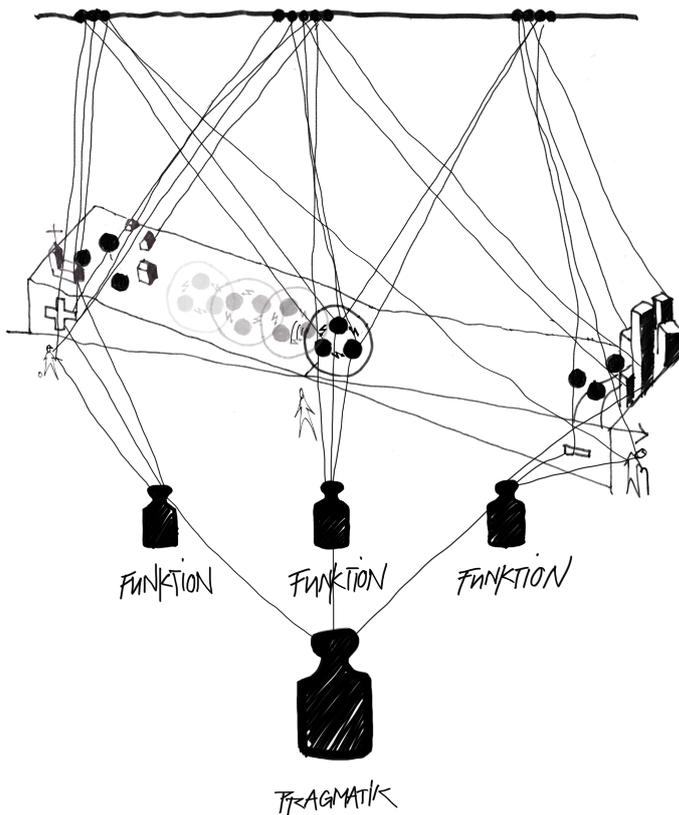


Abb. 32: Ebenen I, II und III: Die Assoziationen ermöglichen es, Themen wie *Vergangenheit* und *Land* füreinander einsteuern zu lassen und so z.B. Erinnerungen mit Merkmalen auszustatten, die entlang eines Raumgradienten (im Bild nach links) zunehmend aufgefunden, wahrgenommen und beschrieben werden können. So kann Erzählbarkeit als Textfunktion komplex abgesichert werden. Die Textfunktionen wirken gemeinsam an der pragmatischen Zielrichtung mit, die das Erzählen insgesamt bestimmt. Je globaler die Ebene ist, desto weniger muss sie wörtlich benannt werden. Je höherstufig die globale Ebene ist, desto „untergründiger“ und „unsichtbarer“ ist sie.

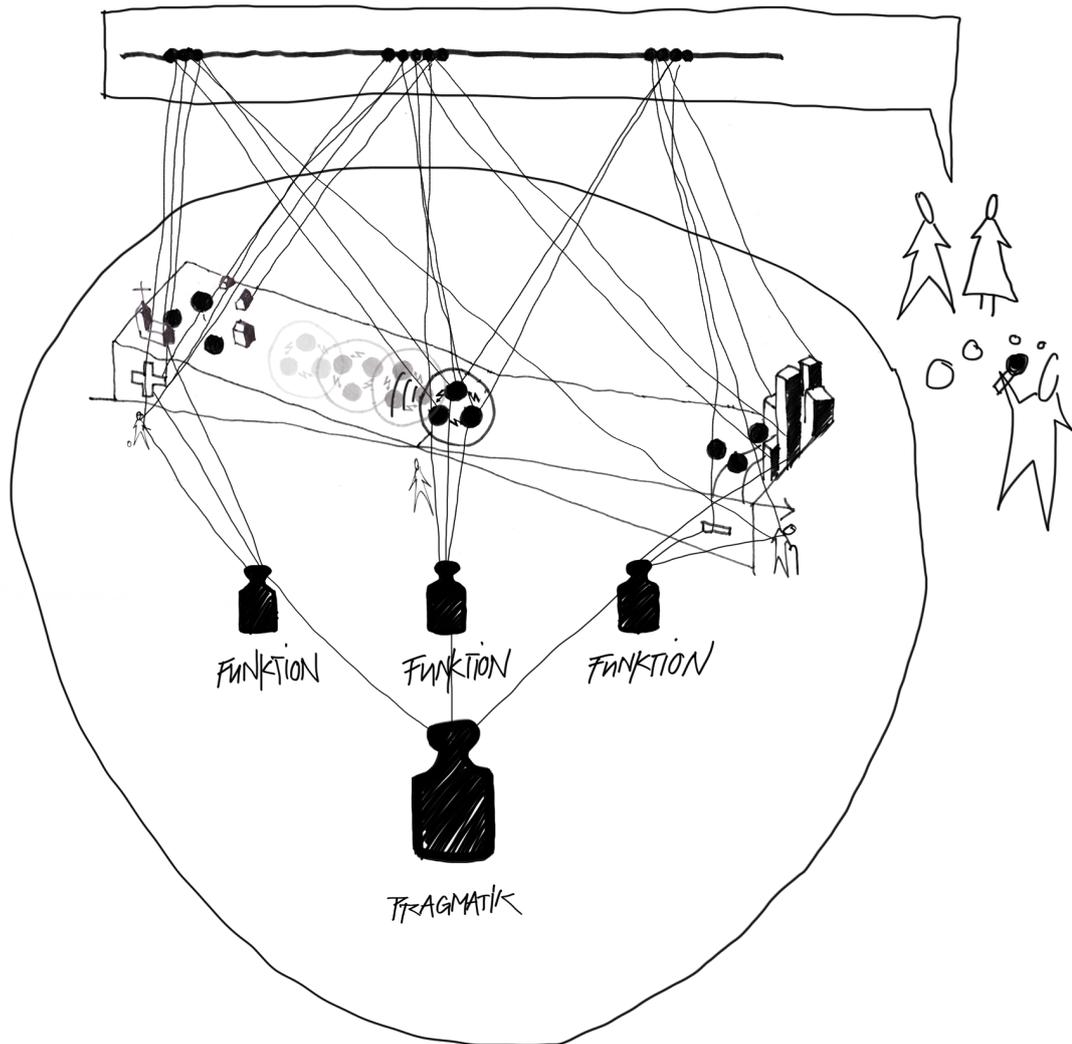


Abb. 33: Die Kommunikation im Ganzen: Lineare Produktionsgestalt des Textes und inneres Bild des Zuhörers. Die Kohärenz des Textes und der einzelnen „dienenden“ Funktion wird pragmatisch abgesichert: Die Identität der Sprecher bestimmt die globale Textfunktion im Rahmen einer sozialen Situation (Interviewgespräch).

Der Zusammenhang zwischen thematischen Assotiationen und der linearen Textstruktur entsteht nicht, indem er Stück für Stück bezeichnet und zusammengesetzt wird. Es entsteht als ein inneres Bild, weil einzelne, verstreute Äußerungen zu einem funktionalen Ganzen zusammenfinden. Dabei wird das Ganze durch einen Effekt schlagartig erzeugt und nicht nach einem Bauplan Stück für Stück vervollständigt. Technik und Funktion, Semantik und Pragmatik sind gleichursprünglich.

Weiter aufs „Land“ hinaus weist der Zeitgradient in die Vergangenheit und damit indirekt auf die Kindheit und Jugend des Sprechers. Die Werte und ihre Ausprägungen (Richtungen) vermitteln dabei zwischen den räumlichen und zeitlichen Gradienten. Dadurch können Beziehungen zwischen Raum und Zeit aufgezeigt werden, von denen die Funktion der Erzählbarkeit abhängt: Positive Erinnerungsbilder der Kindheit werden „noch weiter aufs Land“ immer erwartbarer. Dort können, zugespitzt gesagt, Erinnerungen in der Gegenwart besichtigt werden, z.B. bei Wochenendausflügen. Der Raum wird zum Träger und potentiellen Bildlieferanten von Erinnerungen.

4.1.2 Wertattraktoren

Im Beispiel der Abb. 30–33 lässt eine Assoziation thematischer Schwerpunkte den Ort „in der Mitte“ als einen imaginären Schwerpunkt im Text auftauchen. Das innere Bild ist damit aber noch nicht vollständig: Dass der Ort nicht noch weiter in Richtung „Frankfurt“ rückt, dass ihn etwas aufhält, dies ergibt sich bereits aus dem negativen Gradienten – niemand will sich verschlechtern. Der negative Gradient beherrscht aber nicht nur den Raum und die Richtung nach „Frankfurt“. Er wirkt sich auch in der Zeit aus und äußert sich in Veränderungen, die im Ort vor sich gehen. Da die Veränderungen bedauert werden, müssen die Ladenburgs einen Grund dafür finden, warum sie sich nicht weiter in entgegengesetzter Richtung, also entlang des positiven Gradienten niedergelassen haben bzw. dorthin umziehen. „Angenehmer als in Frankfurt“ (3) ist es bereits in Niederhöchstadt. Doch wäre es weiter weg von Frankfurt nicht *noch angenehmer*? Kann man dem negativen Gradienten, für den die Zeit spielt, womöglich ganz entgehen?

Nachdem er die Veränderung seines Heimatortes als etwas Bedauernswertes dargestellt hat, schränkt Herr Ladenburg unvermittelt ein: „Ansonsten kann man eigentlich nichts sagen“ (21). „Deswegen würd ich jetzt nicht irgendwo noch weiter aufs Land ziehen. Damit muss man halt leben“ (21). Frau Ladenburg führt diese Einschränkung weiter aus; dabei helfen ihr Hinweise auf die aktuelle Wohnsituation: Einige Nachbarn haben in den Augen von Frau Ladenburg einen Kontrollzwang. Sie beginnt übergangslos damit, diese Menschen zu zitieren: „Ist das Unkraut gezupft, ist da gefegt? Wir machen es nicht. Sind halt die Buhmenschen. Aber wenn ich mir das vorstell', in so nem wirklich Minidorf, des da will ich also, des würd ich nicht wollen“ (21).⁴⁷⁹

⁴⁷⁹ Diese Stelle ist zugleich ein Beispiel für die Technik des *Zitierens* (Kap. 4.2); das Zitieren erhält hier *mit*

Die Kontrolle durch die Nachbarn, die sie an der Gartenpflege festmacht, stellt sich Frau Ladenburg „in so nem wirklich Minidorf“ – oder „noch weiter aufs Land“, wie ihr Mann sagt – um einiges penetranter vor, als dies in Niederh6chstadt der Fall ist. Daf6r hat sie jedoch kein Beispiel aus eigener Erfahrung; man k6nnte dies einfach eine *Vorstellung* nennen, die sie hat – es entspricht ihrem inneren Bild, so zu reden.⁴⁸⁰

Das Leben im Wohnort hat durchaus negative Merkmale, und warum die Ladenburgs dort ein Haus gebaut haben, wird – au6er biographisch – kaum begr6ndet. Stattdessen bildet die „Landschaft“, die den Wohnort umgibt, einen Attraktor aus. Der Text enth6lt ein Bild, das den eigenen Standort am Schwerpunkt gegenl6ufiger Tendenzen wiederfindet: hier ein weiterer Verlust von „Achtsamkeit“, dort eine noch st6rkeren „Kontrolle“ durch die Nachbarn.

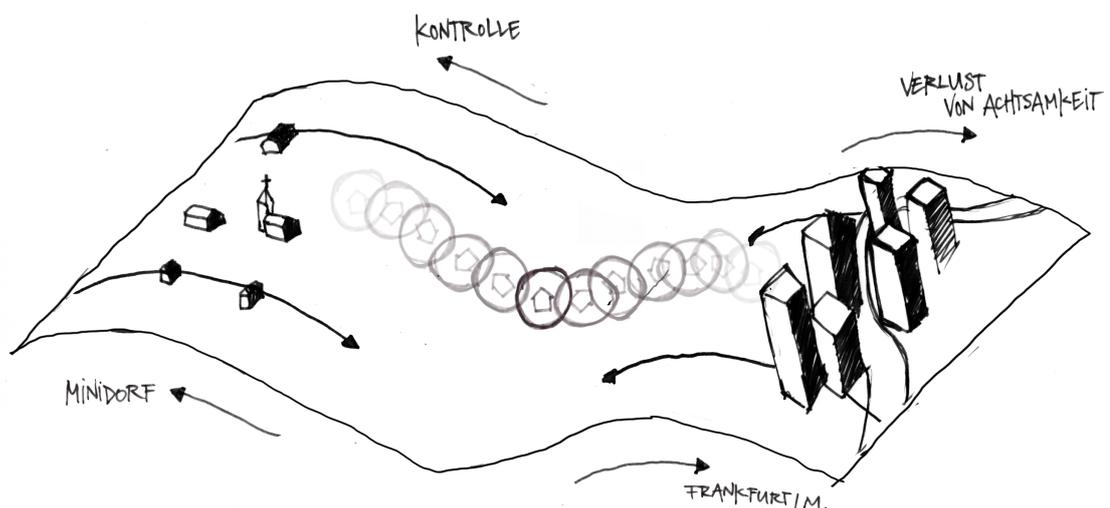


Abb. 34: Die Richtungen und Gradienten aus dem vorigen Analysebeispiel, dort noch in ihrem Wert einander entgegengesetzt als „positiv“ und „negativ“, als „Land“ und „Frankfurt“, weisen nun beide eine negative Tendenz auf: *Kontrolle durch die Nachbarn* und *Verlust von Achtsamkeit*. Der Wohnort platziert sich wie von selbst am positiven Attraktor der Landschaft.

Dieselbe Bildkonstruktion kann nun weiter verwendet werden, um eine alternative Wohnform einzuf6hren – und sogleich wieder abzulehnen:

Auch Herr Ladenburg sieht weiter auf dem Land „Zuviel Kontrolle“ (21). „Ja. Genau“, bekr6ftigt Frau Ladenburg. „Das w6r ja wie in so ner Eigentumswohnung mit zw6lf

verstellter Stimme – wie die Interviewabschrift vermerkt – eine theatralische Note.

⁴⁸⁰ Dieses Bild kann aus eigenen Erlebnissen stammen oder auch medial vermittelt sein, z.B. durch Spielfilme – eine g6ngige Bildungsweise von „Erinnerungen“, die Welzer untersucht hat (Kap. 3.4).

Mietern: ‚Boah, wir müssen jetzt die Treppe putzen! – Ich putz, wann ich will!‘ (22). Vor ihrem Hausbau hatten die Ladenburgs zwar „Eigentumswohnungen angeschaut“ (11) als eine kostengünstigere Alternative zum „Bauen“. Aber „das war halt nicht so das, was man sich vorstellt. Irgendwo hat man so Vorstellungen“ (11).

Das Diagramm stellt die dynamischen Verhältnisse in diesen „Vorstellungen“ dar. Ohne dass die eigene Wohnform innerhalb des semantischen Spannungsfeldes erwähnt werden müsste, kann sie vom Zuhörer aus dem Kontext erschlossen werden einschließlich ihrer positiven Platzierung. Dass die Ladenburgs nicht „noch weiter aufs Land“ gezogen sind und dass sie im Einfamilienhaus leben, wird dabei gleichermaßen zum Garant für die Freiheit von „Kontrolle“ wie für einen noch erträglichen Verlust von „Achtsamkeit“.

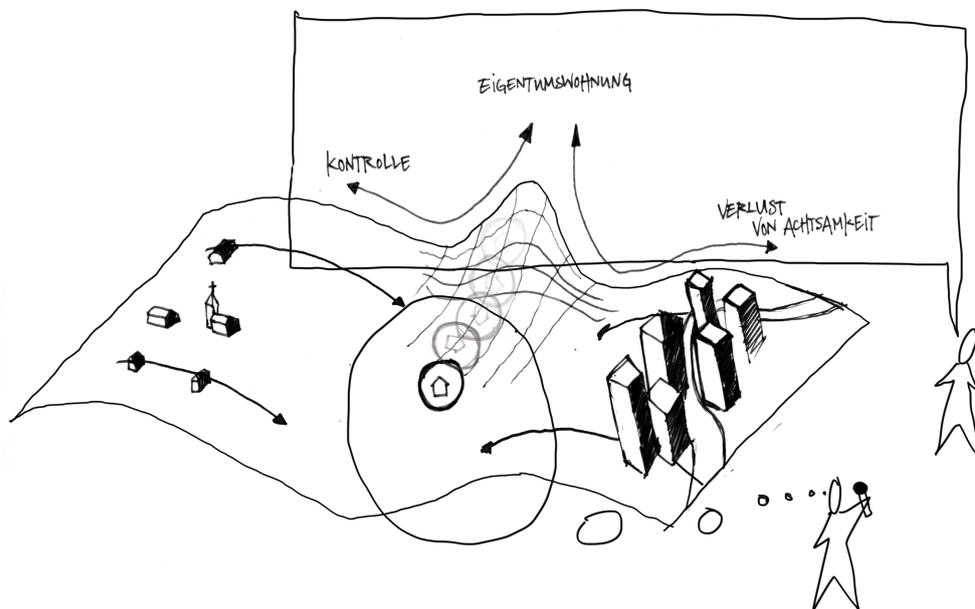


Abb. 35: In einem Spiel von Entgegensetzungen kann der Attraktor aufs Neue gekreuzt werden, indem eine denkbare Entscheidungsalternative im Hinblick auf die Wohnform eingeführt wird. Dabei wird nicht benannt, worauf sich die Modifizierung insgesamt bezieht. Man kann dies aber aus dem Kontext erschließen: das Interview findet im Einfamilienhaus der Ladenburgs statt.

Wie zuvor schon das „Minidorf“ wird die neu eingebrachte Entscheidungsalternative „Eigentumswohnung“ mit der negativen „Kontrolle“ in Verbindung gebracht. Diese Assoziierung wird noch wortwörtlich behauptet. An anderer Stelle im Interview wird die „Eigentumswohnung“ auf „Frankfurt“ bezogen. Entscheidend ist, dass das Muster Übertragungen ermöglicht, die den Kontext des Interviewgesprächs einbeziehen. Dazu gehört, dass das Interview im Einfamilienhaus der Ladenburgs stattfindet. Der Schlussprozess, auf den es hier ankommt, gehört zur Pragmatik der Äußerungen:

Das eigene Einfamilienhaus, als Gegenbild zur Eigentumswohnung, kann nun von allen negativen Tendenzen gleich weit entfernt „Platz nehmen“, ohne dass dies „Benannt“ – und damit anfechtbar würde. Pragmatischen Schlüssen, den damit verbundenen Bedeutungsübertragungen und Wertzuschreibungen ist weniger leicht etwas entgegen zu setzen als ausdrücklichen Behauptungen. Die globale Figur und ihre Funktionsweise entspricht dem linguistischen Modell der konversationellen Implikatur, das auf Paul Grice zurückgeht (Kap. 3.3.2).

Die Umgebung von Niederhöhnstadt, die den Attraktor erzeugt, ist selbst dynamisch und „fließend“. Herr Ladenburg erinnert sich an ein Umfeld, das er als Kind erforscht hat. Als Kinder haben sie „die Touren gemacht, rund um Niederhöhnstadt, als es noch Ort war, dann is man, wo heute Häuser stehen, wo man heute selbstverständlich lang läuft, war man im dicksten Gebüsch und hatte Angst, dass man nicht mehr raus findet. Und man sah nichts von der Gegend mehr, keine Häuser, nichts in Sicht gewesen, richtig abenteuerlich“ (16).

Die Wahrnehmung von heute ist eine völlig andere: „Es wächst zusammen“ (16). Dieser Prozess fand allmählich statt: „Und sechs sieben acht Jahre später waren da Wege, man ist zur Schule gefahren, und es war erschlossen. Also, es ist, ich weiß nicht, es wächst alles zusammen, es gibt keine Grenzen mehr, es wird fließend.“ (16) Damit ist das Thema des Siedlungswachstums angesprochen, das Herr Ladenburg folgendermaßen vor Augen hat: „Eschborn-Niederhöhnstadt, nach Oberhöhnstadt hin gibts nicht mehr viel, Richtung Schwalbach ist es eins mittlerweile (.), Kronberg kommt auch immer weiter runter durch das Gewerbegebiet, das die Kronberger jetzt so ausbauen“ (16). Es ist fraglich, dass sich unter diesem Vorzeichen das in den Diagrammen gezeigte Bild noch lange aufrecht erhalten lässt.

4.1.3 Gradienten, Kreisläufe, Proportionen

Die in Kapitel 4.1.1 gezeigten Diagramme (Abb. 23–33) machten deutlich, dass die Bereitstellung von „Erinnerung“ und die darauf beruhende Erzählbarkeit des eigenen Lebens einen Gradienten aufweisen, der in Richtung „Taunus“ immer weiter zunimmt. Umgekehrt ist der Raum, der zwischen dem Wohnort und Frankfurt liegt, zunehmend von Gegenwart geprägt – wobei die Erzählbarkeit abnimmt. Weil diese Funktion von Gradienten abhängt, weist sie selber eine Gerichtetheit auf. Was dem Sprecher übrig bleibt, ist der Versuch einer objektiven Beschreibung. Man könnte in den Diagrammen von

Kapitel 4.1.1 unterschiedliche Wahrnehmungsweisen ergänzen: „Noch weiter aufs Land“ zu, wo auch die Welt der Kindheit angesiedelt ist, bewegen sich Menschen zu Fuß und an Bächen vorbei durchs Grüne, in Richtung Frankfurt sitzen sie im Auto.

Herr Ladenburg: Wenn sichs ergibt, aber Sie ham halt nur Minuten, um ins Grüne zu kommen, oder aufn Weg, wo halt keine Autos fahren dürfen, wo auch das Kind mit m Rad oder mit Rollerblades oder mit m Roller ...

Vergangenheit und Ländlichkeit versichern Erzählbarkeit, wobei die in der Umgebung wahrnehmbare und beschreibbare Veränderung zum Erzählmuster wird. Ist dagegen der Raum in Richtung Frankfurt das Thema, dann wird Veränderung auf ganz andere Weise zur Grundlage von Erzählbarkeit.

Jetzt kommt der Interviewer auf die Räume zu sprechen, die „zwischen“ dem Wohnort und der nahen Großstadt liegen und fragt:

Interviewer: „Wenn Sie zur Arbeit fahren, oder Richtung Frankfurt, da ins Kino zu gehen oder so was, sehen Sie da, dieser Raum, der uns ja so interessiert – wie ist der so? Was sieht man da, oder?“

Herr Ladenburg: „Wird besser.“

Interviewer: „Ja? Warum?“

Herr Ladenburg: „Ich find, es wird, es bleibt nur sehr grau. Wenn man von hier nach Frankfurt fährt, ist man so ein Stück an der Bahn entlangefahren, und Bahn war für mich immer rostbraun. Und so hat sich das auch alles dargestellt. Schienen rostbraun, die Geländer drumrum rostbraun.“

Frau Ladenburg: [lacht]

Herr Ladenburg: „Gegend, die Häuser rostbraun, diese Backsteinbauten. {..} also Frankfurt tut was. Also ich find, es wird bunter. Die Hochhäuser werden jetzt schön bunt bemalt, also, nicht bunt, sondern farblich so, dass es passt. Und der Raum wird offener, meiner Meinung nach. Es ist nicht mehr alles so zusammengeklinkt, sondern die Grundstücke werden besser genutzt, meiner Meinung nach. Man sieht mehr lichte Flächen, es wird besser gestaltet von den Fassaden her, nicht mehr dieses dunkle, sondern mehr Glas, offener. Also von hier bis zur Messe rein zu fahren, ist es eigentlich mittlerweile ganz schön. Rechts der Parkplatz ist schön angelegt“ (35).

Diese Beschreibung erhält ihre Dynamik durch die Verwendung von Komparativen: „besser“, „bunter“, „offener“. Gleichzeitig arbeitet sie mit Entgegensetzungen: „rostbraun“ – „bunter“; „grau“ – „farblich“; „Schienen“/„Geländer“ – „schön angelegt“; „zusammengeklinkt“ – „offener“; „Backsteinbauten“ – „Glas“. So wird dem Zuhörer nahe gelegt, was eigentlich „besser“ wird, wie es eingangs geheißen hat. Der Ausgangspunkt der täglichen Fahrt nach Frankfurt, der Wohnort selbst, wird dagegen nicht erwähnt. Erzählbarkeit wird auch in diesem Fall hergestellt durch die sprachliche Inszenierung einer Veränderung. Anders als in den zuvor angeführten Beispielen handelt es sich nicht um eine lebenszeitliche Veränderung im Verlauf mehrerer Jahre, sondern aus der Perspektive einer Autofahrt über eine, so steht zu vermuten, seit langem bekannte Strecke. Das Ziel dieser Strecke ist die Stadt Frankfurt. Im ersten Fallbeispiel, in dem es um die Veränderung des Wohnortes und seiner Umgebung ging, wurde Frankfurt lediglich als Zielpunkt eines Entwicklungsgradienten erwähnt, selbst aber nicht beschrieben. Nun ist das Ziel „Frankfurt“: „farblich passend“ gemachte Hochhäuser, der „offenere“ Raum und „schön angelegte“ Außenbereiche. Durch die Komparative und die Entgegensetzungen erhält „dieser Raum“ „Richtung Frankfurt“ (Interviewer, 35) den erwähnten Gradienten. Die „Anästhetik“ der „zwischenstädtischen“ Räume zeigt sich in der Schwierigkeit, sie zu beschreiben.⁴⁸¹

Durch das in Gegensätzen und mittels Komparativen inszenierte Gefälle wird der Raum dennoch beschreibbar gemacht als eine Veränderung, die am Betrachter vorbeizieht. Diese Veränderung besteht zunächst einmal darin, dass es „besser“ wird. Der eigene Wohnort ist kein Bestandteil dieser Veränderung. Die Bewegung und der Raum, mit denen sie verbunden ist, sind „fiktiv“: Den Komparativen entsprechend müssen sie vom Zuhörer miteinander verbunden und gedanklich ergänzt werden, denn benannt wird nur ihr Zielpunkt – man kann sagen: Die Semantik dieser Erzählung ist mehr als dürftig. Der Raum wird imaginär überspannt, aber nicht beschrieben. Das einzelne Motiv der Eisenbahnanlagen – mit „rostbraun“ als eindrucklichstem Merkmal – ist eine Impression auf der Strecke. Sie dient als Anknüpfungspunkt für den aufgebauten Gradienten, hier werden die Komparative angehängt. Die Messegegend in Frankfurt ist der Schlusspunkt.

Die Technik, einen offensichtlich unbeschreibbaren Raum durch das Setzen von Beschreibungspunkten und durch verbindende Komparative dennoch in Worte zu fassen, wendet auch Frau Ladenburg an.

⁴⁸¹ Vgl. grundlegend Kap. 2.1 sowie Sieverts: *Zwischenstadt*, S. 107 ff.; Hauser: *Stadt ohne Bild* und Hauser/Kamleithner: *Ästhetik der Agglomeration*, S. 18 ff.

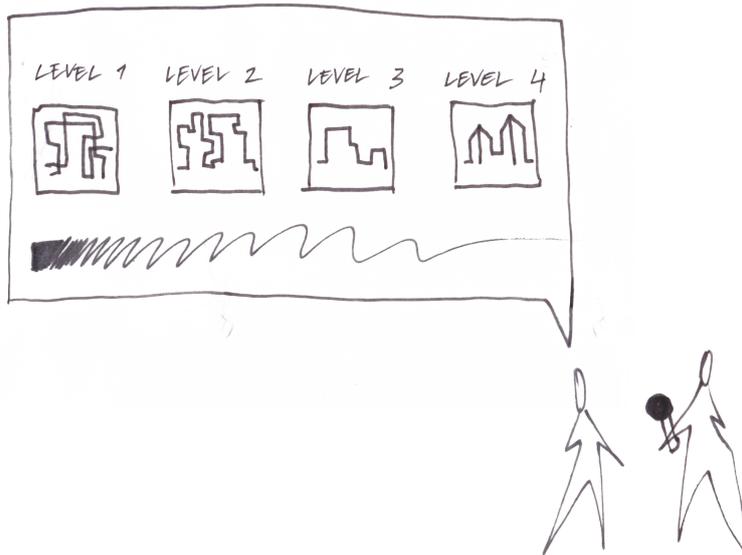


Abb. 36: Ebenen I und II: Die Technik, mit der eine alltägliche Autofahrt dargestellt wird, verwendet (End-) Punktsetzung und Komparative. Der Ausgangspunkt des eigenen Wohnorts wird dabei ausgespart, Beschreibungen richten sich allein auf die Großstadt. Die angestellten Vergleiche (Komparative, Ebene I) sind an keinem Ausgangspunkt verankert: nicht im Wohnort und in keinem Moment der mittleren Wegstrecke.

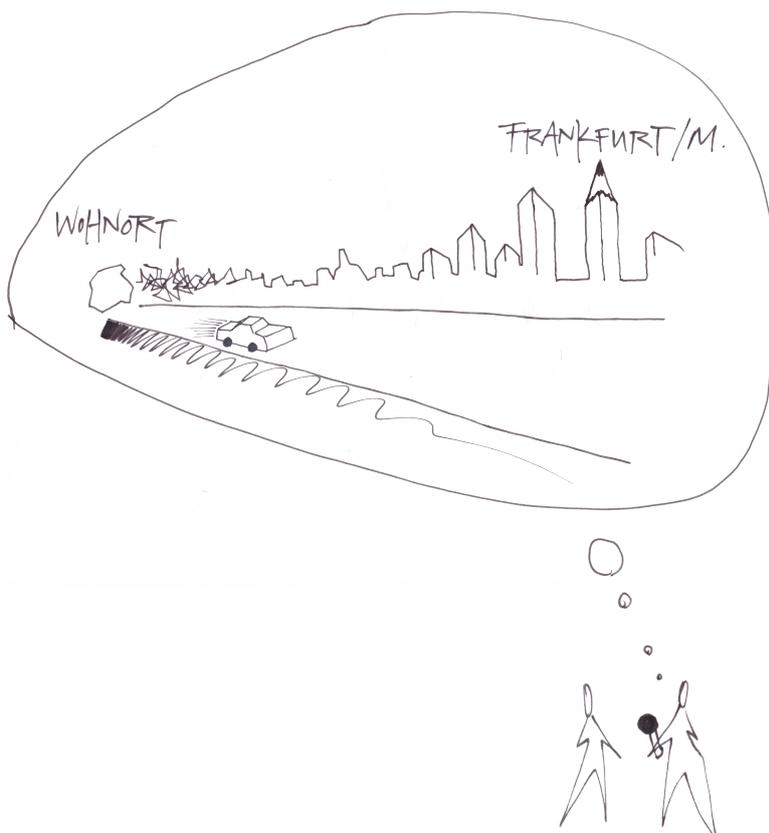


Abb. 37: Der Eindruck, es würde eine Wegstrecke beschrieben – und mit ihr eine kontinuierliche Veränderung – entsteht in einem Schlussprozess, den der Hörer vollzieht und mit seinen eigenen Bildern, mit seinem eigenen Wissen ausstattet (Ebene III). Erzählbarkeit ist ein Effekt pragmatischer Sprachmittel.

In ihrer Rede bleibt es aber bei den Punktsetzungen, die sie nicht mit Komparativen auszustatten vermag, wie es ihr Mann tut. Sie beschreibt den Weg auf der A66 zu ihren Eltern in Frankfurt-Ginnheim: „Und ich fahr dann die {..} andere Strecke, das sind ja zwei Autobahnen, die da nach Frankfurt reinfahren. Und da komm ich eigentlich so als nächste Stadtgebiet, das ist Rödelheim. Und dann tut sich erstmal lange nichts, was man dann so sieht an der Seite. Und dann kommt dann Ginnheim, ne und so weiter, und dann is. Da hat sich von dieser Strecke her jetzt nicht so viel verändert“ (36).

Nach einigen Redezugwechselln zwischen ihr und ihrem Mann, bei denen es um die Autobahnverbindungen in der Region geht, kommt Frau Ladenburg noch einmal auf diese Strecke zu sprechen: „Und ich fahr die andere Strecke, das ist dann, hier ist dann Rödelheim, und dann kommt Ginnheim, und wo dieser wo dieser Fernsehturm ist, den man sieht. Praktisch auf diesem Bereich dann. {...} Ich musste jetzt gerade überlegen. Was hat sich da verändert?“ (37).

Frau Ladenburg gibt auf diese Frage selbst keine Antwort. Der Fernsehturm in Ginnheim erscheint als eine Landmarke, Frau Ladenburg kann aber die Technik, einen Raum mittels Veränderungen zu beschreiben, dann doch nicht anwenden. Als der Interviewer das Stichwort *Arbeit* erwähnt, erfahren wir von Frau Ladenburg über die andere Strecke nach Frankfurt hinein, die sie auf dem Weg zur Arbeit fährt: „Da hüpf ich von einem Ort dem {zum} anderen Ort.“ Denn auch hier zeigt sich: „Örtlich ist da auch nicht viel, {..} ist ungefähr dieser alte Kern von Schwalbach. Ist so wie hier Niederhö-“ (Bandende; gemeint ist: „Niederhöhnstadt“, der Wohnort der Ladenburgs, 37) Frau Ladenburg kann „örtlich“, d.h. mittels Beschreibungen nicht festmachen, was diese viel gefahrene Strecke ausmacht; sie wendet aber auch nicht das sprachliche Mittel an, das ihr Mann verwendet.

Der Bedeutungseffekte der mit Herrn Ladenburgs Erzählen verbunden ist, soll *Gradient* heißen. Offensichtlich steht die dazugehörige Technik in einem Zusammenhang damit, wie Menschen ihre Region wahrnehmen. Die Interviews zeigen, dass es den Bewohnern fremd ist, von einem besonderen Raum auszugehen, der von ihrem Wohnort aus in „Richtung Frankfurt“ (Interviewer, 35) liegt. Man kann nicht davon ausgehen, dass die aus der Fachwelt herangetragene Fragestellung auch beantwortet werden kann, dass hier ausdrückliche Bedeutungszuschreibungen erfolgen.

Dennoch klafft im Gespräch keine Lücke: Was sich im engeren Sinne nicht sprachlich, nicht innerhalb des Sprachsystems von Grammatik und Bedeutungen fassen lässt, das wird mit pragmatischen Mitteln mitgeteilt und so überbrückt. Was bleibt, ist der Gradient als eine pragmatische „Brücke“, ein erzähltechnisch provoziertes Schlussverfahren, das den

Hörer in die Lage versetzt, seine eigenen Vorstellungen einzubringen und die erzählerische Lücke zu füllen.

Im nächsten Beispiel ist es kein *Gradient*, sondern ein *Kreislauf*, dem es gelingt, durch ein hervorgerufenes inneres Bild eine erzählerische Lücke zu füllen. Diese Lücke öffnet sich nicht deshalb, weil hier grundsätzliche Probleme der Erzählbarkeit und Beschreibbarkeit bestünden, sondern weil die Erwartungen an Kontinuität möglicherweise unrealistisch sind. Auf der grammatischen Ebene ist das Schlüsselwort kein Komparativ, wie im vorigen Beispiel, sondern „immer“. Es ist ein erster lexikalischer Anzeiger für das Thema „Kontinuität“.

Herr Klöcker ist 28 Jahre alt und führt als Landwirtschaftsmeister zusammen mit seinen Eltern einen Familienbetrieb im Stadtteil Niederursel im Nordwesten Frankfurts. Herr Klöcker hat auf dem historischen Hof seine Kindheit und Jugend verbracht, Seine Erinnerungen reichen bis in seine Jugendzeit zurück.⁴⁸²

„Dann später, wo ich dann so fünfzehn war, hab ich angefangen Musik zu machen und so. Und das war klar: Dann ham wir uns dann getroffen, haben en Bandproberaum oben in die Scheune geklatscht und ausgebaut, und das war immer, wir warn immer hier“ (10).

Schon als Jugendlicher spielte er in Rockbands, seit zehn Jahren in der aktuellen Band, in der er der Jüngste ist (13). Im Umgang mit diesem lauten Hobby zeigt die Lebensweise der Landwirtschaftsfamilie Vorteile: Es gibt räumliche Möglichkeiten, die die meisten Großstädter und auch die meisten Familien auf dem Land nicht besitzen.

Da Herr Klöcker in die Fußstapfen seiner Eltern getreten und Landwirt geworden ist und bis heute auf dem elterlichen Hof wohnt, sprechen seine Erinnerungen in erwartbarer Weise von Kontinuität. Das Motiv dahinter ist klar: Auch wenn er in nächster Zeit eine eigene Hühnerfarm außerhalb Frankfurts in Betrieb nehmen und mit seiner Freundin ein eigenes Haus, ebenfalls im Umland, beziehen wird, so ist er doch zunächst einmal geblieben. Auch betriebsorganisatorisch und durch gegenseitige Hilfe bleibt er mit dem elterlichen Hof verbunden. Mit „immer“ werden daher Lebensumstände angezeigt, die gut gewesen sind und die das Bleiben nachvollziehbar und vernünftig erscheinen lassen.

⁴⁸² Das Interview wurde, wie alle vom Herbst 2004, zusammen mit der Darmstädter Architektin Barbara Boczek vorbereitet und durchgeführt.

Herr Klöcker führt diesen Umstand auf eine Vertrauensbildung zurück, die seine Eltern betrieben: Sie haben ermöglicht, dass die Schulklassen, in die ihr Sohn gegangen ist, den Hof besichtigen konnten (10). Und seine Freunde haben dort nicht nur Platz gefunden für ihre Freizeitaktivitäten, sondern auch nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit, nach „Nehmen und Geben“ gehandelt: „Die ganzen Leute, die ham dann auch bei der Ernte auch mal geholfen, dann auch alle so von der Band, so beim Strohabladen oder so“ (10). Das hat ihnen Erlebnisse ermöglicht, die in Frankfurt eher selten sein dürften: „Also ich hab dann den einen oder anderen, der ist sogar dann mal Schlepper gefahren halt ne, bei dem ich wusst, dass es funktioniert“ (10). Auch diese Erinnerung bestätigt, dass das Leben der Landwirte „anders“ ist.

Dass die jungen Leute „immer hier“ gewesen sind, hat nur auf den ersten Blick mit ihren Freizeitgewohnheiten zu tun. Hinter dem Ausdruck, „immer hier“ gewesen zu sein, steht eine unausgesprochene Infragestellung. Sie wird zu Beginn der Tonbandaufnahme impliziert, noch bevor die Interviewer überhaupt eine Frage gestellt haben: „Ich wollt ja nie weg, das wär für mich nie ne Frage gewesen in' Osten zu gehen oder so“ (1). Die Alternative zum „immer hier“-Bleiben ist auch in der syntaktischen Leerstelle, in der fehlenden zweiten Hälfte eines Satzes angedeutet, mit dem Herr Klöcker seinen Vater zitiert: „Hat mein Vater damals auch gesagt: ‚Entweder du machst halt hier irgend was...‘ Und ich wollt ja immer hier bleiben“ (1).⁴⁸³ Das Alternativbild vom „Osten“ hätte vorgesehen, „da zweitausend Hektar zu bewirtschaften“ (1).

Der Grund für die Zurückweisung dieser Möglichkeit folgt stehenden Fußes: „Das ist net so das, was mir Spaß macht. Ich bin schon gern hier“ (1). „Spaß“ als ein Grund dafür, „immer hier“ geblieben zu sein und auch zu bleiben, das klingt tatsächlich nicht nach einem „Bauern“, ein Klischeebild, von dem Herr Klöcker sich schon als Jugendlicher absetzen konnte. „Spaß“ gehört eher zum Spielen in einer „Band“. Aber so, wie die Bandmitglieder bei der Ernte geholfen haben, macht ihm umgekehrt die Arbeit auch „Spaß“, vor allem durch die gerade vorgenommene Neuausrichtung seines Betriebsanteils: „Ja also das macht schon Spaß mit so nem neuen Hof“ (21). „Ich wollt ja nie weg“ ist einer der beiden Stellen im Gespräch, an der das Leben als Landwirt in Niederursel andeutungsweise in das Licht einer Alternative gerät.

In der Familie Klöcker sind die Aufgabenbereiche unter den Generationen „aufgeteilt“: „Wir ham ja hier auch dreißig Pferde stehen, (...) also mir gefällt das ganz gut. Obwohl

⁴⁸³ Diese Stelle bildet zugleich ein Beispiel für die Technik des Zitierens seiner selbst oder anderer Personen im Zusammenhang mit Entscheidungssituationen (Kap. 4.2).

jetzt die Pferde ist net so meine Welt, ja das macht jetzt mein Vatter noch weiter, so. Ich mein, ich helf da auch mit, aber das ist meim Vatter sein Ding. Ich mach halt die Hühner und den Ackerbau. Das ham wir so n bisschen aufgeteilt, und den Laden hier macht noch meine Mutter" (10). Vom Ausbau des Ladens verspricht sich Herr Klöcker eine Menge, auch in seinem Betrieb zeigt sich eine Transformation der Landwirtschaft, wie sie heute in Stadtregionen zu beobachten ist:

„Ich mein, unser Zugpferd sind ja die Eier, aber wir wollen das halt dann langsam hochfahren noch mit Gemüse und so {...} ich sehs ja, ich hab auch hier Bekannte in Steinbach beim Angerhof. Das ist ne Goldgrube, das ist Wahnsinn" (14).

Seine Freundin, die eine kaufmännische Ausbildung hat, „sollte“ in Zukunft den Hofladen führen und „den dann managen, genau ja. Also wir ham das ja schon n bisschen im größeren Stil vor" (12).

Die Familie Klöcker wohnt seit mehreren Generationen auf ihrem Hof im Frankfurter Stadtteil Niederursel. Die lange Tradition der Landwirtschaft an diesem Ort ist zwar erst seit drei Generationen mit dem Namen Klöcker verbunden: „Mein Opa war eigentlich früher ein Bänker“, erzählt Herr Klöcker aus der Familiengeschichte (5). Die Geschichte des Hofes reicht aber viel weiter zurück: „Der ganze Hof, ganz früher wars ja mal ein Burghof hier. Ganz früher" (5).

Von „immer“ zu sprechen, liegt für den jungen Herrn Klöcker also nahe. Er erinnert sich: „Hier oben, das war früher das Haus von Opa und Oma. Die haben das irgendwann gebaut. Es war eigentlich immer so" (19). In der autobiographischen Perspektive dieser Erzählung wird die Erinnerung an einen früheren Zustand mitgeteilt: die einen wohnten da, die anderen dort. Die Großeltern haben das Haus „irgendwann“ gebaut; ob Herr Klöcker das Datum weiß, erfahren wir nicht, in jedem Fall gehört der Hausbau selbst nicht zu seinen Lebenserinnerungen.

Mit „früher“ bezeichnet Herr Klöcker lebensgeschichtliche Ereignisse und Zustände, an die er sich selbst erinnern kann; alles, was „ganz früher“ war, entzieht sich seinem autobiographischen Gedächtnis, weiß er aus Erzählungen von anderen und gehört zur Tradierung der Familiengeschichte.⁴⁸⁴ Selbst Gegenwart, gehen die Ausdrücke für die

⁴⁸⁴ Markowitsch/Welzer: *Das autobiographische Gedächtnis* schreiben über den Beginn des autobiographischen Gedächtnisses, er läge „irgendwo zwischen drei und fünf Jahren, in jenem Alter also, aus dem unsere frühesten Kindheitserinnerungen stammen. Die davor liegenden Monate und Jahre sind uns nicht erinnerlich, was man ‚kindliche Amnesie‘ nennt" (S. 14).

Gemeinschaft („wir“) und diejenigen, die den Ort benennen, ineinander über: „Und dieser Burghof hier ist sehr historisch hier. Deshalb sind wir komplett mit Wasser umgeben“ (6). Das, was „ganz früher“ war, ist, wie auch der Hausbau der Großeltern, kein Inhalt aus eigener Erfahrung. Herr Klöcker erzählt dies aber als Erinnerung an Ereignisse und nicht als Erinnerung an das Erzählen von Ereignissen. Jemand muss es ihm erzählt haben, vielleicht immer wieder, und so wurde es Teil seines Gedächtnisses.⁴⁸⁵

„Da war immer oben in der Wohnung, wo ich jetzt im Moment noch wohn, da waren ganz früher meine Eltern drin und Opa und Oma. Und dann ham die Kinder 'kriegt, und dann ist das gerutscht: Meine Eltern runter ins große Haus. Opa und Oma haben sich des Haus gebaut, sind hier rüber, und oben die Wohnung vermietet. So“ (19).

Nach der Geburt der Kinder – Herr Klöcker hat noch eine Schwester – ziehen die Eltern aus der Wohnung aus und „runter ins große Haus.“ In diesem bewegten Bild hat jede Generation ihren Platz, und die Plätze wechseln. In der Rekonstruktion dieser Sequenz gibt es einmal eine „Wohnung oben“, in der die Eltern ihr gemeinsames Leben begonnen und Kinder bekommen hatten. Die Wohnung wurde daraufhin vermietet. Bis dahin wohnte die junge Familie in der Wohnung bzw. in dem Haus mit den Großeltern zusammen. Eine andere Interviewstelle legt nahe, dass die Großeltern damals das Erdgeschoss und das erste Obergeschoss eines Wohnhauses nutzten, dessen Treppenhaus auch zu der Wohnung „oben“, zu der der Eltern führt, die im zweiten Obergeschoss liegt (19). Weiterhin gibt es ein neu erbautes Haus, in das die Großeltern einzogen, als die Enkelkinder da waren – das Haus „hier oben“.

Herr Klöcker beschreibt diesen Vorgang als etwas Naturhaftes, der Schwerkraft folgend: „[...] und dann ist das gerutscht“.⁴⁸⁶ Damit die Veränderungen einen „Kreislauf“ ergeben, muss man die Vorstellung der Eltern mit einbeziehen:

„Und meine Eltern hatten sich des so vorgestellt, dass ich dann runter zieh, oben wieder vermietet wird, und die hier rüber“ (19).

⁴⁸⁵ Der Hausbau der Großeltern ist ein Beispiel für das „kommunikative Gedächtnis“ der Generationen; vgl. Welzer: *Das kommunikative Gedächtnis* und Welzer/Moller/Tschuggnall: *„Opa war kein Nazi“*.

⁴⁸⁶ Vgl. den gleichermaßen naturgewaltigen Ausdruck, mit dem Herr Heil davon spricht, es habe einen bzw. ihn „nach Frankfurt gespült“ (Kap. 4.2).

Diese Vorstellung sieht vor, dass die jüngere Generation, die als nächstes Kinder haben wird, „runter“ zieht – wie damals die Eltern, als sie jung waren. Folgerichtig würden die Eltern dort ausziehen und in das Haus einziehen, das damals die Großeltern für sich gebaut hatten, „hier rüber“, wie das Haus wiederum benannt wird (19). Die Wohnung „oben“ würde dann wieder vermietet, quasi in Wartestellung auf eine neue Generation, auf die Kinder von Herrn Klöcker, die dort ihr eigenes Leben beginnen würden.

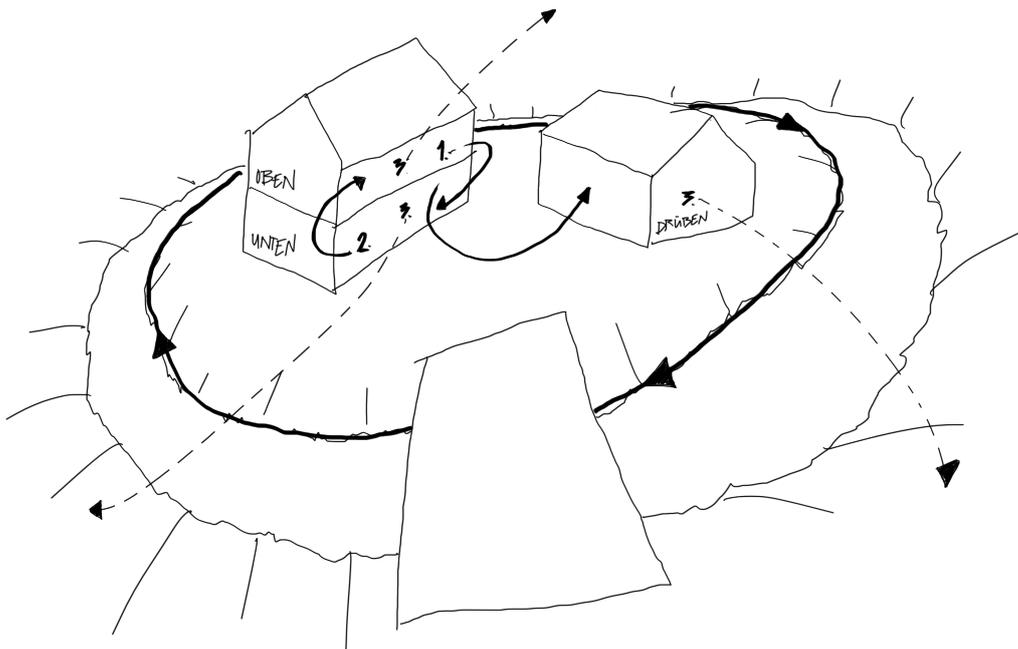


Abb. 38: Die breiten Pfeile stellen die bildhafte Vorstellung eines „Kreislaufs“ dar, die beim Erzählen erzeugt wird (Ebene III: Pragmatik). Die dünnen Pfeile zeigen, was bisher tatsächlich passiert ist (Ebene I + II): Aus der Wohnung „oben“ zogen die Eltern mit den Kindern „runter“ und die Großeltern „rüber“ ins neu erbaute Haus – die Konstellation ist „gerutscht“. Von „unten“ zog der Sprecher später mit seiner Freundin zurück in die Wohnung nach „oben“. An den gestrichelten Pfeilen wird sichtbar, was sich für die Zukunft andeutet: Der Sprecher zieht um in einen Aussiedlerhof nördlich von Frankfurt. Die Eltern, die noch „unten“ wohnen, ziehen in ein eigenes Haus im Frankfurter Umland: Die Hofstelle wird in nächster Zeit ein reines Mietobjekt werden, abgesehen vom Hofladen und den Reitperden. Das Bild vom „Kreislauf“ entspricht nicht der Realität. Die entsprechende „Vorstellung“ bleibt im Raum stehen, als eine ideale Familiengeschichte, die neben den parallel vermittelten familiären Tatsachen und Plänen besteht und sie in der Kommunikation überdeckt. Sie entsteht aus einer Vervollständigung von Erinnerungsfragmenten als ein starkes Bild für die Identität der Landwirtsfamilie; die historische Hofstelle dient dabei als Muster für eine in sich geschlossene Gestalt. Im Gegensatz zu den meisten anderen Beispielen dieses Kapitels wird das sprachpragmatische Bild mit dem Wort „Kreislauf“ ausdrücklich benannt.

Der Ausdruck „immer“ scheint bei näheren Hinsehen jedoch fehl am Platz zu sein. Die einzelnen Generationen waren ja nicht „immer“ in diesem oder jenem Gebäude, sondern die ganze Aufstellung ist irgendwann „gerutscht“. Der Ausdruck kann sich allerdings auch auf diesen Wandel selbst beziehen, als ein in der Zeit wiederholtes Muster. Dann steht allerdings die Erzähltechnik (die Dramaturgie sozusagen) vor dem Problem, dass der geschilderte „Rutsch“ nur ein einziges Mal stattfand. Es liegt deshalb nahe, den Ausdruck „immer“ nicht auf die Generationen, die dem Hof zugeordnet werden können, sondern auf die Lebensgeschichte Herrn Klöckers zu beziehen.

Das „innere Bild“ taucht nicht nur in den Beschreibungen der Umgebung auf, sondern auch auf der funktionalen Ebene der Sprache, ja allein dort ist es zusammenhängend und vollständig: Es wird als Gestalt in der Vorstellung des Hörers *vervollständigt*. Dabei handelt es sich um eine Identitätskonstruktion, die nicht narrativ, sondern bildhaft erfolgt, wobei das Bildhafte vom inhaltlichen Aufbau in das Funktionale hinüberreicht. Man muss es sich eher diagrammatisch vorstellen denn als Beschreibung einer Szenerie. Das Forscherteam um Keupp spricht von „narrativen Konstruktionen“ und bezieht diese ausdrücklich auf „erzählte Geschichten“.⁴⁸⁷ In unserem Beispiel kommt es an entscheidender Stelle jedoch nicht zu einer vollständigen *Geschichte*, sondern zur Entstehung eines vollständigen *Bildes*, mit dem Bedeutungen kommuniziert werden.

„Immer“ hat damit teil an Konstruktionen, die mit der Zukunft zu tun haben. Sie beinhalten das, was sich die Eltern „vorgestellt“ haben. Dann aber sagt Herr Klöcker: „Ich bin jetzt der einzige, der jetzt eigentlich heraus fällt aus dem Kreislauf, der die ganze Zeit war“ (19). Herr Klöcker hat außer der Hühneranlage auch ein neues Wohnhaus im nördlichen Umland von Frankfurt gebaut, das er in Kürze mit seiner Freundin beziehen wird. Daher gibt es noch ein weiteres, ein drittes „da oben“: seine eigenen Projekte, die Hühnerhaltung und das neue Wohnhaus: „Und dann kam des halt da oben“.

Es sind keinesfalls die Projekte der jungen Generation alleine, die aus dem Kontext des historischen Hofes ausbrechen und nach „oben“ gehen werden, denn seine Eltern „wollten ja sowieso nach Ober-Eschbach, wir haben noch da in Ober-Eschbach im Vordertaunus son Haus, da wollten se eigentlich sowieso irgendwann mal hinziehen“ (19). Herr Klöcker ist also nicht „der einzige“, wie er sagt, der den Exodus aus der historischen Hofstelle in Niederursel vollzieht; auch seine Eltern haben in Gedanken die alte Hofstelle auf Frankfurter Gemarkung schon verlassen, das Haus außerhalb besitzen sie bereits. Seine Schwester, die Werbetechnikerin ist, hat ohnehin „mit Landwirtschaft nichts zu tun.“ „Die

⁴⁸⁷ Vgl. Keupp u.a.: *Identitätskonstruktionen*, S. 102 u.a.

wohnt auch net mehr hier" (21). Die Eltern zwar „hatten sich des so vorgestellt“, die junge Generation würde auf dem Hof bleiben und in den Gebäuden dort schrittweise nachrücken. Offensichtlich ist dieses Modell aber längst nicht mehr aktuell, sowohl für den kommenden Altenteil, als auch für die beruflich aktive Generation.

Der Hof wird stattdessen mehr und mehr zu einem Mietobjekt: „[...] und ham auch noch Wohnungen, wo wir vermietet haben hier, teilweise im Hof, wo früher die Melker und der Schlepperfahrer drin gewohnt hat, ham wir irgendwann mal sanieren lassen und ham die jetzt noch mal vermietet" (19). Auch die Wohnung „oben" wird, wenn er dort ausgezogen ist ins eigene Haus außerhalb von Frankfurt, in einem Vierteljahr wieder von Mietern bezogen werden. Dazu kommt der geplante Ausbau des Hofladens, der einem lukrativen Vermarktungstrend in der Region Rhein-Main folgt. Es fällt auf, dass dieser bevorstehende, durchgreifende Wandel von Herrn Klöcker nur an vereinzelt Stellen angesprochen wird, dass er in seiner vollen Breite nicht thematisiert wird. Kontinuität und Identität sind also tendenziell gefährdet.

Im Interview mit den Ladenburgs ist nicht die Umgebung das stabile Element – im Gegenteil, der Ort verändert sich zusehends. Kontinuität wird hier „nach innen hin" zum Thema, sie erscheint in den Wertvorstellungen, und diese drücken sich in den Präferenzen aus, die nach außen sichtbar gemacht werden. Die Kontinuität erstreckt sich zurück bis auf die gemeinsame Zeit vor dem Hausbau, als das Paar noch ohne Kind in einer Wohnung im nahen Sulzbach lebte, bis sie das Einfamilienhaus gebaut haben, just in dem Ort, in dem Herr Ladenburg aufgewachsen ist. Wir erfahren, was „immer noch so" ist wie damals in der Wohnung: „Wir leben es eigentlich immer noch so, wie wir es vorher auch gemacht haben und, okay, wir fahren halt nicht die neuesten Autos, und da hab ich auch kein Problem mit", erklärt Herr Ladenburg, und seine Frau pflichtet bei: „Da hab ich auch noch nie ein Interesse gehabt" (13).

Es ist den beiden offensichtlich sehr wichtig, alles loszuwerden, was sie sagen wollen, und beide stimmen in dieser Passage überein⁴⁸⁸ – die Sätze werden mit einer Bestimmtheit und Sicherheit vorgebracht, die der Interviewer mit seinen eigenen Beiträgen nicht zu unterbrechen vermag. Als der Interviewer es nochmals versucht („Ich hab immer nur ein Fahrrad"), geht Frau Ladenburg kurz darauf ein, um sogleich den eigenen Gedanken fortzuführen:

⁴⁸⁸ Dies ist zugleich ein Beispiel für *Polyphones Reden* (Kap. 4.2.3).

„Ein altes, altes Auto, ja, es muss nur einfach fahren.“

Und sie bewertet ihre eigene Rede sogleich auch: „Das ist einfach klasse“, während sie dieses Prinzip wiederum bebildert: Sie fahren Autos, „auch so wo alles reinschmei(..)“, und der Rest vom Satz geht in ihrem Lachen unter (13).

In dieser mit Nachdruck ausgeführten Stelle zeigt sich ein Wertbezug, in dem das Paar übereinstimmt und der ihre gemeinsame Geschichte gewissermaßen einfärbt und ihre Kontinuität signalisiert. Dass sie „nicht die neuesten Autos“ fahren, gehört zum Lebenskonzept, weil damit Prioritäten festgelegt werden. Die Entscheidung für ein „altes, altes Auto“ wird nicht im luftleeren Raum gefällt, sondern vor dem Hintergrund des Hausbaus. Das wird deutlich in der Rede Herrn Ladenburgs, die unmittelbar anschließt, wobei er die Übereinstimmung mit seiner Frau gleich mitdenkt:

„Ja, mit viel Laderaum. Ich bereue nicht, dass ich gebaut hab, und denk, du auch nicht“ (13).

Dadurch dass das Auto, das sie fahren, in seiner Bedeutung herabgesetzt wird, treten die eigentlichen Prioritäten hervor. Diese haben sich im Hausbau niedergeschlagen – und dass sie immer noch ein altes Auto fahren, ist dieser Logik nach keine Folge hoher finanzieller Belastungen, sondern Zeichen ihres Wertesystems und seiner Hierarchien.

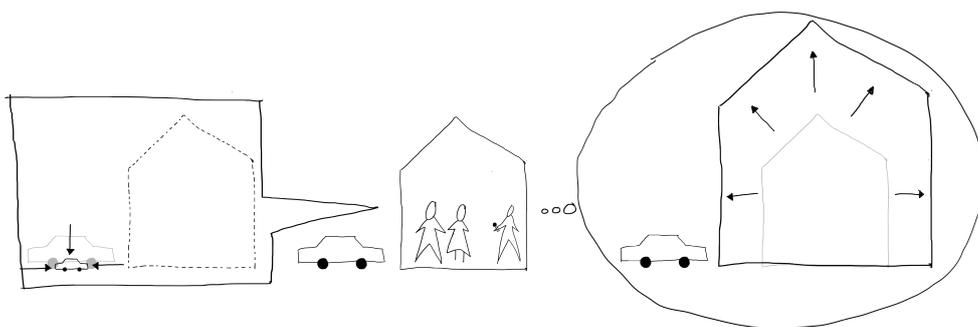


Abb. 39: Die Wertehierarchie, die das Gespräch bestimmt, wird durch eine Spiegelung von Proportionen kommuniziert: Indem das Auto der Familie in der Bedeutung heruntergespielt wird („es muss nur einfach fahren“) und dies mit dem Hausbau in Zusammenhang gebracht wird, erscheint das eigene Haus umso bedeutender, ohne dass es direkt beschrieben und seine Bedeutung begründet werden müsste (Ebene III). Zugleich bildet es den räumlichen Kontext des Interviewgesprächs und kann so pragmatisch an der Bedeutung teilhaben. Die Ebene II (globale semantische Struktur) spielt in diesem Beispiel keine herausgehobene Rolle: Die relevanten Informationen sind innerhalb einer kurzen Sequenz linear verknüpft (Ebene I), auch wenn sich globale Bezüge zu anderen Sequenzen natürlich aufzeigen lassen. Die Indirektheit dieser Technik erlaubt es, den Umstand zu überspielen, dass die positiven Gebrauchseigenschaften des Hauses erst im Nachhinein bekannt sein können, mithin für das Erzählen der Entscheidungssituation, die zum Bauen führte, eigentlich nicht relevant sein dürften. Zum Thema Indirektheit vgl. Kapitel 3.3.3.

Wenn Herr Ladenburg sagt: „Wir leben es eigentlich immer noch so, wie wir es vorher gemacht haben“, dann richtet sich der Ausdruck „immer“ auf die Kontinuität von Werten. Dieses zeigt sich in den Entscheidungen der Haushaltsführung. Das billige Auto und der sorglose Umgang mit ihm werden zum Hinweis auf das, was eigentlich von Wert ist. Um es nicht bei dieser indirekten Zuschreibung zu belassen, fügt Herr Ladenburg sogleich ein positives Beispiel an: „Man kann wirklich getrost abends auch mal die Musik anmachen oder einen Nagel in die Wand hauen, und man kann sich auch mal zoffen, ohne gleich zu sagen: ‚Oh, die Nachbarn!‘“ (13).

Dabei tritt aber das Problem auf, dass die genannten Begründungen für den Hausbau Erfahrungswerte widerspiegeln, die zum Zeitpunkt der Entscheidung noch gar nicht gemacht worden waren – zumindest nicht gemeinsam, in einer Lebensgemeinschaft. Herr Ladenburg wird wahrscheinlich Erfahrungen mit dem Wohnen im freistehenden Haus mitgebracht haben. Dass aber dennoch eine Geschichte daraus wird, zeigt an, wo Rechtfertigungsbedarf besteht.

Schon das Thema des alten Autos hat Rechtfertigungscharakter,⁴⁸⁹ wobei die Rechtfertigung hier durch die Einordnung in ein Wertesystem geschieht, in dem sozusagen die Dinge ins rechte Licht gerückt werden: Der Hausbau war eben wichtiger und hatte Vorrang vor dem Kauf eines neuen Autos.

4.2 Aufführungstechniken

In den folgenden Beispielen tritt ein spezieller Fall von Sprechakten auf: Sprechakte, die wiederaufgeführt werden. Diese Art von Sprechakt findet im entsprechenden Kapitel des Standardwerks von Meibauer keine Erwähnung.⁴⁹⁰ Auch das klassische Werk *Pragmatik* von Stephen C. Levinson behandelt im Kapitel über Sprechakte keine derartigen Figuren.⁴⁹¹ Der Grund hierfür wird sein, dass es sich beim *zitierten Sprechakt* nicht um eine eigenständige sprachpragmatische Form, sondern um eine besondere „Aufführungspraxis“ handelt. Dann ließe sich das Sprechakt-Zitat als „Textstrategie“ bezeichnen, also im Hinblick darauf, wie eine offensichtliche pragmatische Funktion in einem noch darüber

⁴⁸⁹ Lehmann nennt „Rechtfertigungsgeschichten“ als eine eigene Kategorie des Erzählens und verweist dabei auf die volkscundliche Erzählforschung, konkret auf seinen gleichlautenden Artikel in der *Enzyklopädie des Märchens*. Hier im Beispiel wird auf indirekte Weise rechtfertigt.

⁴⁹⁰ Vgl. Meibauer: *Pragmatik*, S. 84 ff.

⁴⁹¹ Vgl. Levinson: *Pragmatik*, S. 247 ff.

hinausgehenden Sinne eingesetzt wird, etwa auf indirektem Wege und im Gegensatz zur „vordergründigen Ebene“.⁴⁹²

Die „Kraft“,⁴⁹³ die ein Sprechakt immer dann in der Kommunikation entfaltet, wenn er glückt – etwa bei Beleidigungen –, ist in den untersuchten Fällen nicht direkt an den aktuellen Hörer (den Interviewer) adressiert, und sie bezieht sich nicht direkt auf die aktuelle Situation (das Interviewgespräch). Stattdessen wird dem Zuhörer vorgeführt, wie ein Sprechakt in einer *vergangenen* Situation eine Wirkung entfalten konnte. Solche Zitate von Sprechakten verleihen dem Erzählen Gegenwärtigkeit und Dramatik: Nach dem Doppelpunkt wird „aufgeführt“ und eben nichts ausgesagt oder festgestellt. Andererseits geschieht die Aufführung *für* die aktuellen Hörer, insofern das Zitat im Zusammenhang des Gesprächs eine kommunikative Funktion hat. Die Funktion, die die Rede in der Vergangenheit hatte, ihr ursprünglicher „Bedeutungseffekt“,⁴⁹⁴ wird wie auf einer Bühne wieder in Kraft gesetzt. Wenn der wieder aufgeführte Sprechakt eine Beleidigung ist, dann ist nicht der aktuelle Hörer beleidigt, sondern er versteht, wie es zu einem vergangenen Zeitpunkt einmal zu einer Beleidigung kommen konnte.

Dabei geht es in der Regel um Entscheidungen, die Menschen bezüglich ihrer Wohnsituation getroffen haben und von denen sie nun erzählen. Die zentrale Frage in den Interviews lautete: *Wie sind Sie hierher gekommen?* Wenn etwa ein Bewohner und seine Frau in wechselnder Rede erzählen, wie sie vor Jahren den Entschluss gefasst haben, ihr Wochenendhaus in der Eifel doch nicht zu verkaufen, sondern von der Stadt ganz aufs Land zu ziehen, dann gipfelt dieses Duett in dem Satz:

„Sag ich: ‚Weißte wat, wir behalten dat! Wir verkaufen unser Haus in Köln.‘“⁴⁹⁵

In diesem Beispiel aus einer anderen Untersuchung geht es nicht um eine bindende Wirkung für den *aktuellen* Hörer (in diesem Fall für den Interviewer), sondern darum, dass der Hörer sie im Rahmen einer Erzählung als Entscheidung nachvollziehen kann. Entscheidungen, die den Wohnort betreffen, sind offensichtlich im Nachhinein schwierig

⁴⁹² Vgl. zur Textstrategie das 4. Kapitel bei Brinker: *Textfunktionale Analyse*, S. 183 ff. Für die Strategie von Werbetexten ist es typisch, dass sie eine „hintergründige“ Ebene besitzen und die „tatsächliche Textfunktion“ auf indirektem Wege zum Ausdruck bringen (alle Zitate ebenda, S. 184).

⁴⁹³ Levinson: *Pragmatik*, S. 257 f. spricht von einer „illokutionären Kraft“ (*illocutionary force*), die Sprechakte ausüben.

⁴⁹⁴ Meibauer: *Pragmatik*, S. 32.

⁴⁹⁵ Steinbusch: *Die Schneegrenze*, S. 40.

zu erzählen. Die Sprecher haben ein Problem der *Erzählbarkeit* zu lösen.

Wenn man den Gesprächspartnern zuhört, spürt man förmlich, wie gerne sie eine Entscheidung, die ihr Leben maßgeblich beeinflusst hat, als ein rationales Kalkül darstellen würden, für das man Gründe und Gegengründe, Präferenzen und Bedürfnisse, Angebote und Vergleichsangebote usw. ins Feld führen könnte, so dass die einzig vernünftige Entscheidung sich am Ende mehr oder weniger zwangsläufig daraus ergäbe. Natürlich spielen bei Entscheidungen leicht zu handhabende rationale Argumente, insbesondere Preise und Entfernungen, eine Rolle, indem sie in Entscheidungsgründe einfließen, und dies taucht in den Erinnerungen und Erzählungen wieder auf. Damit ist aber noch lange nicht gesagt, dass die Entscheidungen tatsächlich rational abgelaufen wären.⁴⁹⁶

Mit dem Sprechakt des Beleidigens scheint das Entscheiden gemeinsam zu haben, dass es nicht – oder nicht ohne weiteres – sinnvoll explizit gemacht werden kann. Niemand kündigt sich mit den Worten: „Jetzt beleidige ich dich!“ an.⁴⁹⁷ Auch hat man in der Regel keine wahrnehmbare und beschreibbare *Handlung* zur Hand, die veranschaulichen könnte, worin die Entscheidung selbst eigentlich bestand. Anders als Einfälle, Eingebungen oder andere „geistige“ Ereignisse scheinen Entscheidungen etwas Unanschauliches und Glanzloses an sich zu haben, und dies steht im Kontrast zu ihrer Bedeutungsschwere, die der Erzähler gerne vermitteln würde. In dieser Schwierigkeit liegt der Grund für die Anwendung der folgenden Techniken.

4.2.1 Sprechakte zitieren

Herr Heil, Führungskraft in einem in Frankfurt ansässigen Industrieverband, wohnt mit seiner Frau und seiner Tochter in der Mitte eines nördlich von Frankfurt gelegenen Ortes, „zwischen den Ureinwohnern sozusagen“ (14), während die ortsansässigen Freunde der Familie vor allem im „Neubauhalbkreis“, „in dem Bereich draußen rum“ zu Hause sind, der sich „in den Siebzigern, Achtzigern“ „um den engen Kern herum“ angesiedelt hat. Das Verhältnis zu den direkten Nachbarn ist freundlich, aber distanziert geblieben. „Wir hatten nette Nachbarn, die sind auch freundlich zu uns. Aber wir haben keinen gesellschaftlichen Kontakt mit ihnen, würde ich sagen“ (14).

⁴⁹⁶ Vgl. hierzu das Kapitel über Akteure in der Stadt-Umland-Wanderung bei Hahn/Steinbusch: *Zwischen Möglichkeit und Grenze*, S. 29 ff.

⁴⁹⁷ Vgl. Auer: *Sprachliche Interaktion*, S. 75; dasselbe Beispiel findet auch bei Meibauer: *Pragmatik*, S. 97.

Daran ändert auch nichts, dass die Nachbarn, die ebenfalls Kinder haben, durchaus „ähnlich“ (13) sind – dennoch: „[...] zu denen haben wir, ehrlich gesagt, weniger Kontakt“. Die Heils haben die Wohnung im ersten und zweiten Stock eines Geschäftshauses vor einigen Jahren vor allem deshalb gemietet, weil sie mit ihrem offenen Grundriss und ihrer Größe von mehr als 200 qm den Wohnvorstellungen Frau Heils entsprach, die aus den USA stammt (12).

Die Nachbarn waren „eigentlich sehr zurückhaltend uns gegenüber“ (15). Herr Heil berichtet von einem Wandel, der sich in diesem Verhältnis vollzog, als die Tochter geboren war, „dann tauten sie erheblich auf, deutlich auf“ (15). Auch ging seine Frau zunächst nicht mehr arbeiten und war dadurch mehr zu Hause. Herr Heil baut an dieser Stelle seiner Rede ein Gespräch ein, das er in diese Zeit verortet: „Ham sie dann auch gesagt: ‚Also wir hatten Euch eigentlich so zu denen gezählt, die das Geld beide sozusagen reinschaufeln und das dann alles genießen wollen, aber so mit den Leuten rundherum lieber nix zu tun haben wollen‘“ (15).

Wie geht dieses offene Gespräch zusammen mit der aktuellen Situation, dass zwar gegenseitige Freundlichkeit, aber kein „gesellschaftlicher Kontakt“ mit den Nachbarn existiert? Wäre die zitierte, offene Aussprache die einer konkreten Person, hätte sie tatsächlich so stattgefunden, dann wäre die beschriebene Distanz zwischen den Nachbarn damit zugleich aufgehoben gewesen. Dies scheint jedoch bis heute nicht der Fall zu sein.

„Da waren wir dann weit besser akzeptiert“ sagt Herr Heil. Dies darf man als den Schlüssel ansehen zur Funktion des eingefügten Zitats: Es geht Herrn Heil um Akzeptanz. Diese ist mit der Zeit gewachsen, und die Geburt der Tochter gab dazu einen wesentlichen Anstoß. Das Klima veränderte sich, könnte man sagen. Diesen Vorgang einer „Erwärmung“ fasst Herr Heil in ein Zitat, das keiner konkreten Person zugeordnet ist, sondern einem unpersönlichen Plural („ham sie dann auch gesagt [...]“).

Ein ähnliches Beispiel findet man im Anschluss an die „erste und eigentlich wichtigste Frage“, die der Interviewer Herrn Heil stellt: „Wo wohnen Sie, und vor allen Dingen auch, wie ist es gekommen, dass Sie da hingekommen sind?“ (1). Die Frage „Warum wohnen wir da?“ hat für Herrn Heil „zwei Komponenten“, die er in einer langen Sequenz⁴⁹⁸ ausbreitet (1 f.). Dass es exakt „zwei“ Teile sind, die Herr Heil für seine Antwort ankündigt, deutet darauf hin, dass die Geschichte, die nun folgt, gut vorbereitet ist. Das liegt sicherlich zum einen daran, dass wie alle anderen Gesprächspartnern auch, Herrn Heil das Anliegen der Forschung vorab am Telefon bzw. schon bei der ersten Begegnung „im Feld“ erklärt wurde:

⁴⁹⁸ Im Transkript ist es fast eine ganze DIN A4-Seite Text.

dass es also um ihre Wohnungsgeschichte gehen sollte, den Ort, an dem sie leben, und den Weg, der sie dorthin geführt hat.⁴⁹⁹ Zugleich deutet das „Vorfabrizierte“ an Herrn Heils Geschichte auf eine Logik der Lebensführung hin, die so oder abgewandelt zum narrativen Inventar des Gesprächspartners und seiner Familie gehört, mag die letzte Gelegenheit zu ihrer „Aufführung“ auch einige Zeit zurück liegen.

Es fällt zunächst auf, dass der Umzug „nach Frankfurt“ (1) bzw. in den „Frankfurter Raum“ (3) als solcher aus den „Zielen“ (1 f.), „Voraussetzungen“ (2) oder „Komponenten“ (1) ausgeklammert bleibt. „Das, was mich oder uns als Familie in Frankfurt hält, is die Beschäftigung und nichts anderes“ gibt Herr Heil unumwunden zu. „[D]ass wir das Gefühl hätten, nach Frankfurt sollte man ziehen, weils hier schön is, das hatten wir nich“ (3). Er ist sich sicher, „dass ganz viele (..) in der selben Situation sind, genau wie wir“: Ein Kollege hat zuvor sehr gerne in Aachen gelebt, aber „dann hat der Arbeitsplatz ihn nach Frankfurt gespült, jetzt sind se in Frankfurt, wohnen ähnlich wie wir auch im Frankfurter Norden, (..) ham auch Kinder, ham n ähnliches Bild“ (4).⁵⁰⁰

Hinter diesem „Bild“, das sich im Kollegenkreis wiederholt („wohnen ähnlich“), steht ein weiteres: Es ist „der Arbeitsplatz“, der einen „nach Frankfurt gespült“ hat. In diesem Bild wird die Entscheidung zum Umzug in den Frankfurter Raum als solche in Frage gestellt – wer irgendwohin „gespült“ wird, erfährt etwas Naturgewaltiges, der kann nur noch zuschauen, wie ihm geschieht.

Wo und wie gewohnt wird, diese Frage gewinnt an Brisanz angesichts einer Logik, nach der es „der Arbeitsplatz“ ist, der für den Umzug in den Frankfurter Raum ursächlich ist. Es sind keine Merkmale des Raumes selbst, keine damit verbundenen Emotionen und keine daran geknüpften Erinnerungen oder Erwartungen, die hier etwas in Bewegung setzen. Es sind die Gründe des Arbeitslebens und der Karriere, die zwar rational sind, dann

⁴⁹⁹ Es wurde so verfahren, weil das Vertrauen in den Forschungskontext als besonders wichtig angesehen wurde. Ein thematisch überraschendes Interview hätte die Gesprächspartner beim Interviewtermin verstört. Es handelt sich bei diesen Interviews also nicht um „Stegreiferzählungen“ im Sinne von Schütze: *Biographieforschung und narratives Interview*, bei denen die Interviewpersonen in der Erzählsituation selbst zum ersten Mal mit dem Thema konfrontiert werden.

⁵⁰⁰ Dies ist zugleich ein Beispiel für eine „Nebengeschichte“, von der im Rahmen dieser Untersuchung die „Parallelgeschichte“ abgegrenzt wird (Kap. 4.3.1). Um eine Parallelgeschichte zu sein, ist die an dieser Stelle von Herrn Heil eingefügte Passage zu „nah“; das Beispiel des Kollegen ist nach Ähnlichkeit ausgewählt („ähnliches Bild“). Parallelgeschichten erzählen dagegen eine völlig andere Geschichte, die eine weitgehende Übertragungsleistung verlangt, will man ihre Funktion für die Hauptgeschichte entschlüsseln. Parallelgeschichten erzählen anhand von fremdem Material, was sich mit dem eigenen nicht mitteilen lässt. Nebengeschichten vervollständigen das Bild, ohne Brüche einzugehen. Und das ist hier der Fall.

aber wie eine Naturgewalt empfunden werden, weil sie die Frage nach der Orientierung in diesem neuen Raum zwar aufwerfen, aber nicht beantworten können. Wie kann man eine Geschichte erzählen, die die Eigenlogik des Berufslebens und ihre irrationalen Folgen für das räumliche Dasein anerkennt, zugleich aber für die Entscheidung, wo gewohnt wird, seinerseits Rationalität reklamiert? Der Berufsweg als solcher erscheint ohne Frage planbar, denn Herr Heil weiß, dass „Frankfurt als Wirtschaftsstandort attraktiv ist, wenn man Arbeit sucht“ (11), aber auch, dass die Luft in den Chefetagen irgendwann dünner wird: „Ich hab ne begrenzte Auswahlmöglichkeit nur noch an Stellen, die ich als attraktiv empfinden würde“ (19), sagt er mit Blick auf mögliche andere Arbeitsorte, die ihm auch noch gefallen (4).

Bei jeder Überlegung, „wo würden wir sonst wohnen wollen“, „würde das beinhalten: die Frage, wo würde man denn arbeiten und sein Brot verdienen“ (4). Die Bezeichnung des beruflichen Themas als Broterwerb stellt eine rhetorische Verkleinerung dar. Nur ironisch wird diese „Frage“ von der anderen gerahmt, „wo man wohnen will“. Es um Karriere, um beruflichen Aufstieg und um Angebote, die „attraktiv“ sind, nicht jedoch um den schlichten Lebensunterhalt, dessen Sicherung – und darauf stellt die Redensart ab – keiner Angabe von Gründen bedürfte. Eine Entscheidung, die den Lebensunterhalt sichert, würde jeder unmittelbar als vernünftig empfinden. Diese Redeweise verstärkt das Naturhafte des „gespült Werdens“ an den neuen Arbeitsort.

Emotionale Gründe spielen im Kontext des Umzugs nach Frankfurt zunächst einmal keine Rolle, denn „das Gefühl (..) weils hier schön is, das hatten wir nich“. Damit öffnet sich ein neuer Raum, für den man sich nicht entschieden hat, in den man bloß „gespült“ wird, und der vom Arbeitsort Frankfurt aus definiert wird. Angesichts dieser Dramaturgie stellt das Einpassen der eigentlichen Wohnortentscheidung in die Gesamtgeschichte ein Problem dar – zum Einsatz kommen muss sie aber, sonst würde das Bild des Sprechers als eines sehr strukturierten Menschen („hat zwei Komponenten“ usw.) und die Selbstdarstellung als Geschäftsführer eines Industrieverbandes (7 ff.) keinen Anschluss finden an die persönliche und familiäre Lebensbewältigung. Einen solchen Bruch, der seine Identität infrage stellen würde, lässt Herr Heil nicht zu. So wird die Anwendung „erinnerter“ und zitierter Gespräche innerhalb des Interviewgesprächs zum entscheidenden Mittel der Darstellung:

Auf die Eingangsfrage hin fasst Herr Heil zunächst die gegenwärtige Situation zusammen: „Wir wohnen wie ganz viele Leute, die in Frankfurt arbeiten, nicht in Frankfurt“ (1), sondern in einem Ort mit 5000 Einwohnern etwa 40 km nördlich der Großstadt.

Die Unterscheidung „in Frankfurt“ vs. „nicht in Frankfurt“ bildet den Auftakt zu dem, was Herr Heil erzählen wird, sie bildet die gedankliche Grundfigur, in der sich das Leben der Familie abspielt.

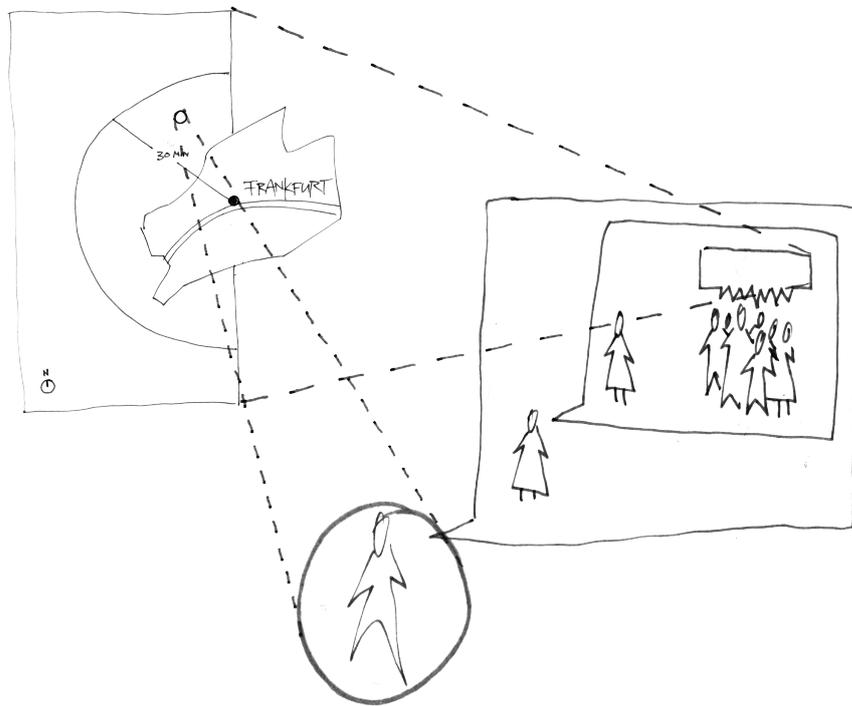


Abb. 40: Der Umzug nach Frankfurt erfolgte aus Karrieregründen, die Lösung der damit verbundenen Orientierungssituation („Wollen wir in Frankfurt wohnen?“) und die Entscheidung für diese Lösung sind aber nicht gleichermaßen rational zu erklären – und schwierig zu erzählen. Hinzu kommt, dass Entscheiden keine Tätigkeit ist, die man beobachten kann, daher wird ersatzweise ein Sprechakt aufgeführt, dem man stattdessen „zuschauen“ kann. Sprechaktzitate sind in der Lage, Entscheidungen zu markieren, denn ihre wirklichkeitsverändernde „Kraft“ (*illocutionary force*) zeichnet das aus, was man von einer Entscheidung im Grunde erwartet. Dass der Sprecher sich heute als ein Bewohner des damals gewählten Wohnorts (und in Sprechakten) äußern kann, ist eine Folge – und ein „Beweis“ – für ihre Wirkung. Die Darstellung wirkt schlüssig, weil sich das Bild pragmatisch (nicht argumentativ) schließt (Ebene III). Entscheiden beinhaltet Unterscheiden – hierauf baut das innere Bild wesentlich auf (Ebenen I + II). Die Unterscheidung zwischen „Osten“ und „Westen“ in Bezug auf Frankfurt („Man wohnt im Westen“) wird über gestaffelte Zitate sprachlicher Akte eingeführt; die Sprecher bilden ein Kollektiv, zu dem der Zitierende dazugehört oder dazugehören will (zunächst ist dies Herrn Heils Frau, und sie erzählt ihm davon). Sprechakte stellen soziale Wirklichkeit (Searle) her. Die Mitglieder des Sprecherkollektivs wohnen wahrscheinlich selbst „im Westen“. Hinzu kommt eine gewünschte maximale Fahrtzeit zur Arbeit von 30 Minuten – und vor allem der Wunsch, „nicht in Frankfurt“ zu wohnen.

Eine derart grundlegende Unterscheidung verlangt nach einer Geschichte, die Erklärungskraft besitzt und Entscheidungen nachvollziehbar macht. Wenn man der Geschichte nachgeht, stellt man fest, dass die Erinnerungen, die Herr Heil an die Zeit unmittelbar vor dem Umzug hat, zum Teil aus fragmentarischen Gesprächen bestehen, die pointiert in Zitaten wiedergegeben werden:

„Als wir hier vor 13 Jahren hergezogen (...) sind wir also nach Frankfurt gezogen" (1). Ein Reihenhaus in der Frankfurter Innenstadt, vermittelt durch den Arbeitgeber, war für das erste Halbjahr und für die Probezeit im Job das neue Zuhause. Die Tochter war damals noch nicht geboren, Frau Heil noch berufstätig, und die Wochenenden hat das Paar weiterhin in Essen verbracht.

„Da hat meine Frau eigentlich gesagt: ‚Frankfurt is so hässlich, da will ich gar nich hin.‘ Und das sagte eigentlich schon was zu der Frage ‚Wollen wir in Frankfurt wohnen?‘ Das war im Prinzip schon die Antwort: ‚Nein, in Frankfurt wollen wir nich wohnen‘" (1).

Herr Heil führt die Grundunterscheidung, dass er zwar in Frankfurt arbeitet, aber nicht dort wohnt, damit ein, dass etwas „gesagt" wurde. Das Sagen in dieser selbstfabrizierten Erinnerung schafft Tatsachen, die in der Welt einen Unterschied machen, es handelt sich also um Sprechakte. Wenig später im Interview taucht das Motiv des „hässlichen" Frankfurt wieder auf:

„Wir hatten beide kein gutes Image von der Stadt, nich, sondern hatten beide das Gefühl, das man hat, wenn man auf der Autobahn an Frankfurt vorbeifährt: Man sieht große Tanks an den Autobahnen, man sieht noch den Flughafen, man sieht die Höchster Industrie. Und das alles verschafft also jemandem wie uns, der als Außenseiter kam, das Gefühl, da is das ist nich besonders schön zum Wohnen" (3).

Das Bild, das hier von Frankfurt gezeichnet wird, darf man als selektiv bezeichnen: Es enthält Motive von der Autobahn aus, die man an vielen Orten ähnlich finden kann – hier werden sie aber ausgewählt, um einen generellen Eindruck zu stützen: den der Hässlichkeit. Zwar relativiert sich das Bild etwas, Frankfurt ist „ne Stadt mit schönen Teilen, aber man muss sie suchen"; man kann eben nicht sagen, „dass sie sich von selbst erschließen würden" (3). Hinzu kommt, „vor zehn Jahren, da war es auch glaub ich noch nich so attraktiv". Herr Heil denkt dabei an das Mainufer, an Sachsenhausen, aber auch an die eine oder andere „vornehme Wohngegend" (3). Zudem habe sich „der Teil, der den Spitznamen *Mainhattan* ausmacht", gemausert; z.B. ist „so n Parkhochhaus an dieser Kreuzung" einem anderen, vermutlich attraktiveren Gebäude gewichen.

Frankfurt hat sich also in den mehr als zehn Jahren, die der Umzug der Heils zum Zeitpunkt des Interviews her ist, selbst verändert.

Das Suchen oder „Gucken“ wird während der ersten Zeit in Frankfurt zum beherrschenden Thema, angetrieben von immer Neuem, das „gesagt“ oder „gedacht“ wurde und nun re-zitiert wird:

„Damals hatten wir noch keine Kinder, und wir ham gedacht, das ist eines der nächsten Ziele, was anzustreben is, also nicht in Frankfurt, und mit Kindern wohnt man am besten irgendwo draußen im Grünen“ (1).

Es war dann die Aufgabe von Frau Heil, „hier zu gucken, wo sollte man hier wohnen“ (1). „Und dann hat sie schnell rausgefunden, dass für uns der ganze Raum: (..) die Ostseite Frankfurts, nich in Frage kommt.“ Wiederum werden die Marksteine des eigene Handelns durch „sagen“ gesetzt:

„Da hat sie mit verschiedenen Leuten gesprochen, die alle gesacht ham: ‚Da wohnt man nich.‘ Sondern die ham ihr alle gesacht: ‚Man wohnt im Westen.‘“

Die Suche setzt sich in Form von sukzessiven Festlegungen und Einschränkungen fort, bis die Heils auf ein konkretes Objekt stoßen und auf einen Ort, wo sie sich niederlassen. Der konkrete Ort, der dabei herauskam, ist nicht nur der Wohnort der Heils geblieben; auch der „Frankfurter Raum“, dem die Heils sich beim Zuzug gegenüber sahen, wird weiterhin in dieser Folge von Sprechakten begriffen, strukturiert und definiert. Dabei werden Werte (positiv: „man wohnt im Westen“, „heile Welt“; negativ: „hässlich“ usw.) eingeführt, und diese Werte geben Orientierung durch den Einsatz von Gefühlen, von Meinungen, durch Wollen und Nichtwollen: „Da hat meine Frau eigentlich gesagt: ‚Frankfurt is so hässlich, da will ich gar nich hin‘“ (1). Da für die erzählte Entscheidungssituation ein Mangel an objektiven Gründen besteht und das Meinen und Fühlen nicht als Ersatz erhalten kann, muss ein Ereignis geschaffen werden, durch welches das Entscheiden inszeniert wird: ein Aussprechen, ein *Spruch* sozusagen, an den sich rückblickend „erinnert“ wird. Die Wirklichkeit entsteht durch den Sprechakt.

Alternativlos ist die Auseinandersetzung mit dem „Frankfurter Raum“ allerdings nicht, da dieser Begriff bereits eine Einschränkung der Möglichkeiten darstellt, wo man wohnen kann, wenn man in Frankfurt arbeitet. Herr Heil macht im Interview die Wohnortwahl seiner neuen Mitarbeiter zum Thema. Dabei bezieht er sich auf seine eigenen

Entscheidungen, die bis heute Gültigkeit haben und seine Orientierung im Raum stabilisieren: Er selbst wohnt „knapp 40 Kilometer nördlich von Frankfurt“ (1). Ihm geht es als Personalmanager um das *commitment* der neuen Angestellten. Auch hier zitiert Herr Heil sich selbst: „Ich hab grade einen Juristen eingestellt, der in Bonn derzeit arbeitet, hab ich gesagt: ‚Schön wärs, wenn Ihr hierher zieht, und wenn Ihr so hierher zieht, dass Ihr vierzig Kilometer um Frankfurt als Radius betrachtet, den man wohnen kann‘“ (8). Damit ist einmal in etwa der Radius des öffentlichen Nahverkehrs beschrieben, zum andern eine Fahrtzeit in die Frankfurter City von höchstens einer Stunde, und auch dies ist sein eigenes Maß, schon bei der Wohnungssuche (2, 8). Und ihr *commitment* zum neuen Arbeitgeber bringen die neuen Mitarbeiter mit einer solchen Wohnortwahl auch deshalb „zum Ausdruck“ (ebenda), weil immer die Möglichkeit besteht, von Köln oder Heidelberg aus mit dem ICE zu pendeln. Bei diesem Modell könnte der Mitarbeiter aber „jedes Angebot eines Arbeitgebers aus Köln annehmen, während er hier arbeitet, und is ruckzuck mir von der Fahne gegangen, und das möchte ich nich gern“, gibt Herr Heil zu bedenken (8). Diese Überlegungen erfolgen vor dem Hintergrund, dass ein Verband nicht die Gehälter zahlen kann, wie sie bei Banken oder Versicherungen üblich sind (9). Wegen der angestrebten Dauerhaftigkeit ist es auch gern gesehen, dass zwischenmenschliche Kontakte in diesem „Radius“ aufgebaut werden, zu den Kollegen wie auch über die Ehepartner und Kinder (9). Dabei spielt nicht nur das nahe Umland, sondern auch die direkte Umgebung des Arbeitsplatzes, die Frankfurter City, eine Rolle, als ein Ort, wo man „mal mit Kollegen in eine Kneipe zusammen geht“ (9) und sich dadurch „in das soziale Leben hier rundum (...) in Frankfurt einbettet“ (9).

Herr und Frau Burg, um die sich das nächste Beispiel dreht, haben fast 20 Jahre am „Frankfurter Berg“ im Norden der Großstadt ein Reihenhaus bewohnt, bevor sie sich vor dreieinhalb Jahren in Steinbach, das zwischen der nordwestlichen Frankfurter Stadtgrenze und der Stadt Oberursel am Taunusrand liegt, ein etwas größeres, freistehendes Haus mit großem Garten gekauft haben. Die Burgs haben drei Kinder, das jüngste ist im Grundschulalter, das älteste ist 14 Jahre alt.

Im alten Haus in Frankfurt waren bereits zwei der Kinder da, aber „nur ein einziges großes Zimmer“ (1). Irgendwann gab es „Zoff“, „und wir wussten auch, das muss geändert werden“ (1). Da das Haus keine Einteilung zuließ, die ein weiteres Zimmer erbracht hätte, „war die logische Konsequenz, dass wir gesagt haben: ‚Ok, dann müssen wir uns was anderes suchen‘“ (2).

Diese Passage stellt den Fall eines Selbstzitats dar, mit dem eine folgenreiche Entscheidung aus vergangener Zeit im Gespräch wiederaufgeführt wird. Ebenso „klassisch“ wird es mit einer Form von *sagen* eingeleitet; an anderer Stelle sind es auch Formen von *denken* oder *meinen*.

Herr Burg schildert kurz ein Problem, das aus der Zahl der Kinder einerseits und der Räume andererseits entstanden war, er stellt dar, dass das Haus in Frankfurt keine bauliche Abhilfe zuließ, und kommt dann zur „logischen Konsequenz“. Etwas später im Interview wird Frau Burg über den Wegzug aus dem alten Haus sagen: „Och, es ist mir überhaupt nicht leicht gefallen“, während ihr Mann meint: „Mir ist es leichter gefallen, wesentlich leichter wie dir zum Beispiel, weil ich einfach der Rationalere bin, und es ging halt einfach nicht weiter“ (6).

Leicht oder nicht – beide haben vor fast vier Jahren die Entscheidung getroffen, aus ihrem Reihenhaus auszuziehen. Diese Entscheidung wird von Herrn Burg als eine gemeinsame Entscheidung dargestellt, indem er erzählt, „dass wir gesagt haben: ...“. Diese geläufige Formel und das darauf folgende Selbst-Zitat lassen bei näherem Hinsehen erkennen, dass das Zitat nicht als getreue Wiedergabe eines früheren, tatsächlich einmal ausgesprochenen Satzes angesehen werden sollte.

Was bedeutet denn die Verwendung der Ersten Person Plural in diesem Satz? Gewiss nicht, dass „wir“ beide zu einem Zeitpunkt in der Vergangenheit den selben Satz ausgesprochen haben. Entscheidungen, die kollektiv getroffen werden, können auf verschiedene Weise zustande kommen, und man kann davon ausgehen, dass nonverbale Elemente eine wichtige und vom Sprecher nicht weiter reflektierte Rolle dabei spielen. So ist es denkbar, dass eine gemeinsame Entscheidung darin besteht, dass einer der Beteiligten schweigt, aber zustimmend lächelt; oder dass er fortgesetzt schweigt und dass dies als ein Zustimmung gedeutet wird. Er kann ebenso einen scheinbar aus der Luft gegriffenen Satz äußern, etwa: „Ich freue mich auf die Zukunft“, und dadurch die Entscheidung indirekt bestätigen und mittragen. Ein Grenzfall wäre, dass das enge Zusammenleben von Menschen auch im Entscheidungsfall dazu führt, dass „der eine für den anderen“ spricht. Diese Möglichkeiten stellen die Gesprächspartner vor das Problem, wie sie ihre folgenreiche Entscheidung vermitteln, wie sie sie in die Kommunikation mit sich selbst, untereinander sowie mit weiteren Personen, hier mit dem Interviewer, einbringen können. Das sprachliche „Verfassen“ einer solchen Entscheidung, ihre Behandlung als Teil der eigenen Biographie ist nicht nur für die Darstellung anderen gegenüber bedeutend, sondern zugleich für das eigene Selbstbild.

Schon diese erste Beobachtung der Verwendung von „wir“ gibt zu denken, dass die

Technik, die Herr Burg im Gespräch anwendet, auf ihre wörtliche Bedeutung alleine hin nicht auslegbar ist. Sie führt kein semantisches und auch kein grammatisches Deutungsproblem mit sich, sondern verweist auf das Gebiet der Pragmatik. Die Technik des Selbst-Zitierens kann dabei auch reflexiv eingesetzt werden. Dies bedeutet nicht, sie würde dabei *als Technik* oder auf sonst eine Weise reflektiert. Wohl aber bezieht sich der Sprecher auf sein eigenes sprachliches Handeln, das mit dieser Technik verbunden ist, auf das „Sagen“, „Denken“, „Meinen“ usw. Von der damit verbundenen „Virtualität“ des Sprechakts gibt die folgende Stelle ein Beispiel:

Herr und Frau Burg beschreiben eine der Gelegenheiten ihrer Wohnungssuche, die dem Kauf des Hauses in Steinbach voran gegangen war; dabei ging es um ein Haus „in der Gegend von Darmstadt“ (2). Herr Burg meint: „Das Haus war nicht schlecht, fand ich. Es war ziemlich groß, und es war, es war direkt am Feld, und es war halt auch ja, im Verhältnis relativ preisgünstig“ (2). Auch seine Frau findet: „Die Gegend war eigentlich auch herrlich ländlich.“ Und auch das Grundstück „war toll gewesen“.

Es war das Haus selbst, das ihnen nicht zusagte: „Aber letztendlich ähm, als wir da rein kamen, das Haus wars auch nicht“ (2). Es gab noch einen weiteren Grund, der für Frau Burg gegen dieses Angebot sprach: „Und letztendlich hab ich dann auch Bedenken bekommen, weil wir wären dann wo hin gezogen, wo keiner von uns im Grunde genommen – hin wollte, und eigentlich auch keine Beziehung hin hat“ (2 f.).

Frau Burg kommt noch einmal auf das Haus zurück: „Und so gut war das Haus dann auch nicht, dass man sagt: *Das machen wir*“ (3). In diesem Satz kommt es zu dem erwähnten reflexiven Gebrauch eines Selbst-Zitats. *Dass* man etwas bestimmtes „sagt“, und dass dieses „Sagen“ eine Bedeutung auslöst, wird von der Sprecherin gewusst, und dieses Wissen setzt sie bei ihren Zuhörern gleichermaßen voraus. Dazu, dass derlei tatsächlich gesagt wurde, ist es in diesem Beispiel – anders als in den vorausgegangenen – *erklärtermaßen* nicht gekommen. Die Funktionalität der Pragmatik ist hier nur „virtuell“ gegeben, auf der grammatischen Ebene angezeigt durch den Konjunktiv. Es handelt sich nicht mehr um ein biographisches Erzählen, das sich auf Ereignisse richtet. Der Sprechakt des Entscheidens („[...] dass man sagt [...]“) stellt dann kein Ereignis dar, sondern dient der Charakterisierung eines Objekts, hier eines Hauses. Von einem Hausangebot wird erwartet, dass es den Sprechakt gewissermaßen auslöst. Das rationale Element der Entscheidung wird zurückgestellt zugunsten einer direkten, emotionalen Berührtheit.

4.2.2 Textuelle Gesten

Ein weiteres Beispiel führt vor Augen, dass die Interviews eine heikle Angelegenheit sind, will man in ihnen verlässliche Informationen über Tatsachen erkennen. Dies wird besonders deutlich beim Zitieren im Rahmen von Erzählungen. Frau Ladenburg, die mit ihrem Mann vor acht Jahren ein Einfamilienhaus in Niederhöchstadt, nah der Frankfurter Stadtgrenze, gebaut hat, versucht zu verstehen, warum Menschen überhaupt in die „Sechsfamilienhäuser“ einziehen, in die „Reihenhäuser“, für die man alte Häuser in der Ortsmitte abgerissen hat, die ihr so gut gefielen (17).

Anders als im Beispiel von Herrn Heil, in dem das Zitieren eine Entscheidung simulierte, zeigt sich die nächste Technik als eine Art von Probereden. Sie hat noch evidenter nichts mit einer Erinnerung an ein früheres Gespräch zu tun, das tatsächlich stattgefunden hat. Frau Ladenburg weiß, dass die Bewohner der neuerbauten Häuser in der Nachbarschaft von Niederhöchstadt als Mitarbeiter großer Firmen bei den Wohnkosten unterstützt werden (17 f.): „Was wir so wissen, wer da drin wohnt, sind des auch von den ortsansässigen großen Firmen {...} Ich glaub, das war einfach so der Kompromiss auch für die [holt Luft]: ‚Ich zieh lieber in so n Hasenkasten‘, in Anführungsstrichen, ‚aber ich hab die Umgebung [...] für meine Kinder.‘ Weil {...} die ham alle Kinder“ (18).

In Bezug auf die „Reihenhäuser“ wird im Interview nicht ausdrücklich gemacht, ob die Ladenburgs über die Motive von deren Bewohnern tatsächlich informiert sind, oder ob sie darüber lediglich Vermutungen anstellen. Der Interviewer kommt auf dieses Thema einige Seiten später wieder zurück, indem er über seine Methode spricht und den Gesprächspartnern wie auch sich selbst die Absicht unterstellt, die Wohnvorstellungen anderer Menschen ergründen zu wollen (24). Als Beispiel nennt er die „Reihenhäuser“, die die Ladenburgs kurz zuvor im Gespräch als Hintergrundfolie ihrer eigenen Hausentscheidung verwendet haben. Hier, bei der Wiederaufnahme des Themas „Reihenhäuser“, kommt es erneut zum Einsatz der Zitiertechnik:

Die Ladenburgs „wissen halt“, „wie teuer das war dort“, in den neuerbauten Reihenhäusern zu wohnen (24). Die Herkunft dieser Information ist dagegen Glaubenssache: „Ich glaube, wenn sie es wirklich ganz alleine tragen müssten {...} dann hätten sie diesen Kompromiss nicht gemacht“ (24). Die Häuser sind aber bewohnt, es haben sich also Menschen dafür entschieden, dort zu wohnen; deshalb folgt ein „Aber“: „Aber wenn – weil sie wahrscheinlich irgendwie bezuschusst worden sind, denk ich, haben sie einfach im Wohnraum diese Begrenzung ein- äh, haben sie halt gesagt: ‚Okay, das

machen wir.' Also in dieser Enge" (24 f.).

Der erste Satz („Aber wenn ...“) beginnt, ebenso wie die Vermutungsäußerung, die kurz zuvor gemacht wurde („Ich glaube, wenn ...“), als Konditional. Er stellt das inhaltliche Gegenstück, die alternative Möglichkeit dar: dass also die Leute eines der Reihenhäuser wegen eines Zuschusses doch kauften oder mieteten und den „Kompromiss“ eingingen. Im Satzverlauf wird aus „wenn“ jedoch fugenlos ein „weil“, eine kausale Form, die ein Wissen über Ursachen und Gründe beansprucht: Die Bewohner dort „sind“ bezuschusst worden, so die Behauptung. Der Satz setzt gewissermaßen im Konjunktiv an, ohne diesen dann auszuführen. Stattdessen wird daraus ein Indikativ, und aus Hörensagen wird eine Behauptung.

Das behauptete Wissen wird aber sogleich wieder relativiert: Nur „wahrscheinlich“ und „irgendwie“ ist dies der Fall, und außerdem nur in der Vorstellung von Frau Ladenburg („denk ich“). Auf diese Vermutungsäußerung wird dann, im Indikativ, ein unvollendeter Hauptsatz aufgebaut: Die Bewohner der Reihenhäuser haben „diese Begrenzung ein-“ – es soll wohl ausgedrückt werden, dass sie sich auf den (vermuteten) Mangel *eingelassen* haben. Auch wenn die Bedingung nur vermutlich gilt, lässt sich das Bedingte daraufhin als Tatsache konstruieren: Statt den Satz zu vollenden, greift Frau Ladenburg zu einem Zitat: Die Bewohner dort „haben (...) gesagt“: „*Okay, das machen wir.*“ Am Ende der Sequenz steht nicht nur eine Behauptung, sondern das wahrscheinlich erfundene „Zitat“.

Das gesamte Beispiel beruht auf Vermutungen, und noch viel vager, als es eine ausgewiesene Vermutung wäre, erscheinen die von Frau Ladenburg vorgenommenen Wechsel zwischen indikativen und konjunktiven Formen. Dennoch hat diese gesamte Figur im Rahmen des Redebeitrags einen Sinn bzw. eine *Funktion*. Sie entfaltet sich in der Darstellung der eigenen Wohnsituation: „Aber wir haben ja die Möglichkeit, in die Weite zu gehen“ (25). Dieser Schluss ist auch das Ziel der Darstellung, die den fiktiven „Kompromiss“ der Reihenhausbewohner, den sie mit der „Begrenzung“ „im Wohnraum“ eingegangen sind, der eigenen Situation gegenüberstellt: dem Wohnen im Einfamilienhaus auf eigenem Grundstück. Die Ladenburgs können „in die Weite gehen“ und brauchen sich deshalb auf keinen derartigen Kompromiss einzulassen.

Es folgt aber noch ein Satz, ein Schlussakkord für die Sequenz, die Konstruktion noch einmal bekräftigend: „Also wir hätten das garantiert nicht in Frankfurt gehabt“ (25). Das häufig aufgegriffene Thema „Frankfurt“ erscheint an dieser Stelle unvermittelt, da die leitende Unterscheidung eigentlich zwischen dem eigenen Einfamilienhaus und den „Reihenhäusern“ in der Nachbarschaft verläuft. Der Hintergrund „Frankfurt“ wurde im

Interview zuvor schon ausgebreitet.⁵⁰¹ Die „Reihenhäuser“ stehen für einen Wandel von Niederh Höchststadt, durch den der Ort der nahen Großstadt immer mehr angeglichen wird, im Erscheinungsbild wie im sozialen Miteinander. „Was den Umgang unter den Menschen angeht ist es wie – wie städtisch“ (Herr Ladenburg, 20).

Die Wohnform der Ladenburgs ergibt sich aus einem Unterschied, der gleichermaßen zu den „Reihenhäusern“ wie zu „Frankfurt“ besteht. In beiden Fällen steht im Identität stiftenden „Innern“ der Unterscheidung eine „Weite“, im Äußeren aber „Begrenzung“ oder „Enge“. In dieser Sequenz wird „Enge“ im „Wohnraum“ der Reihenhäuser anschaulich, „Weite“ aber wie zu erwarten in der *Alternative*, im freistehenden Einfamilienhaus auf eigenem Grundstück. Allerdings erscheint der Ausdruck der „Weite“ in Bezug auf ein durchschnittliches Einfamilienhausgrundstück überzogen – doch der Bezug erfolgt indirekt. Dass unvermittelt von „Frankfurt“ die Rede ist, lässt eher an einen Anschluss an Themen denken, die zuvor im Interview ausgebreitet wurden:

Dort ging es um die Möglichkeiten der Erholung, die man in Niederh Höchststadt hat: „Wir brauchen wirklich nur fünf Minuten, und dann sind die Wiesen dort“ (14). Diese Möglichkeiten haben die Nachbarn in den Reihenhäusern aber ebenso. Unmerklich wird hier von der einen Unterscheidung (Einfamilienhaus/Reihenhaus), die über eine Leerstelle und ein Prädikat (X/Enge) vermittelt wird, zur anderen gewechselt (Wohnort/ Frankfurt), die, andersherum, mit einem Prädikat und einer Leerstelle (Weite/X) bezeichnet wird. Da sowohl „Einfamilienhaus“ als auch „Niederh Höchststadt“ die „Innenseiten“ (die *Identitätsseiten*) der Unterscheidungen sind, kann von einer Bezeichnung unmerklich auf die andere gewechselt werden – sie nehmen in der Form sozusagen dieselbe Stelle ein. Diese Technik lässt einen „Innenbereich“ entstehen, in dem die inneren Pole der Unterscheidungen austauschbar sind und „nach außen hin“ mal zu den „Reihenhäusern“, mal nach „Frankfurt“ führen – auch wenn die entstehenden Verbindungen *geschichtenlogisch* nicht tragbar und folglich nicht erzählbar sind. Die Bedeutung wird nicht semantisch mitgeteilt, sondern funktional erzeugt.

⁵⁰¹ Als Beispiel sei genannt: „Aber es {ist} hier noch angenehmer als in Frankfurt, denk ich“ (Herr Ladenburg, 3) und als dynamisches Bild: „Es wird halt auch immer großstädtischer: Supermärkte rundherum“ (Herr Ladenburg, 4).

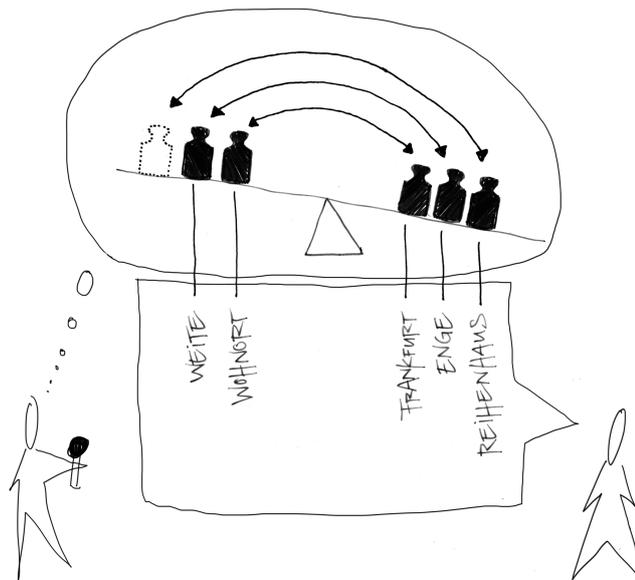


Abb. 41: „Frankfurt“ wurde im Interview bereits zuvor mit „Reihenhäusern“ identifiziert und umgekehrt die neuen Reihenhäuser im Wohnort mit „Frankfurt“. Sie bekommen nun die zusätzliche Konnotation der „Begrenzung“ oder „Enge“, während sich demgegenüber der Wohnort („Aber wir ...“) durch „Weite“ auszeichnet, in die man jederzeit „gehen kann“ – etwas, das man „garantiert“ in Frankfurt nicht hat. Das Konzept „Frankfurt“ wird also von zwei Seiten als etwas wie auch immer „Begrenztes“ stabilisiert: durch die Reihenhäuser auf derselben Seite der Unterscheidung, und ex negativo durch die „Weite“ des Wohnorts im Umland auf der anderen Seite.

Die einzige Unterscheidung, die auf ihren beiden Seiten ausdrücklich bezeichnet wird, nämlich „Enge“ vs. „Weite“, dient als Austauschmittel. Sie hat eine mediale Funktion, mit deren Hilfe die Ladenburgs die landläufige Unterscheidung von Großstadtenge und Weite der Landschaft des Umlands rückwirkend auf die Unterscheidung zwischen ihrem Einfamilienhaus und den „Reihenhäusern“ übertragen können. Die Funktion liegt in der Bekräftigung der Identitätsbildenden Unterscheidung, die in diesem Beispiel allein auf Vermutungen basiert. Das Einfamilienhaus wird in eine Unterscheidung, die jedem geläufig ist (enge Großstadt vs. weites Umland), sozusagen mit hineingezogen und „fällt“ dort auf die positive Innenseite der „Weite“. Die Unterscheidung „eigenes Einfamilienhaus“ vs. „Reihenhäuser“ wird nur an der Außenseite bezeichnet, die der Identität abgekehrt ist.

Bezeichnend ist, dass auf der eigenen, der „Wir“-Seite der Unterscheidung, die u.a. das Einfamilienhaus enthält, die wörtliche Bezeichnung gar nicht vorgenommen werden muss. Der Gesprächskontext des bis dahin Geäußerten, der Kontext des ständig mitgeführten „Wissenskontos“⁵⁰² ermöglicht es, dass die unvollständige Figur im Effekt die eigene Wohnform bezeichnet. Kontextualisierend wirken auch die nonverbalen Umstände des Gesprächs, das im Haus der Ladenburgs stattfand – dieses Wissen ist immer mit dabei.

⁵⁰² Meibauer: *Pragmatik*, S. 27.

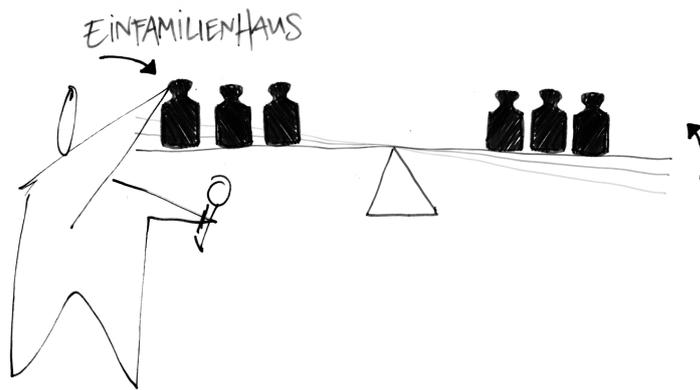


Abb. 42: Nun ist der logische Platz bereit und die Leerstelle markiert, in die das Einfamilienhaus, das selbst nicht erwähnt zu werden braucht, sozusagen hineinfällt. Das Gebilde (Ebene II) ist insgesamt eine komplexe Geste, die auf die zu füllende Leerstelle verweist und dabei auf ähnliche Weise kooperativ funktioniert (Ebene III) wie ein indirekter Sprechakt bzw. eine konversationale Implikatur.⁵⁰³ Das Gebilde ist durch seinen inhaltlichen Zusammenhang (Ebene II) und zugleich aufgrund der pragmatischen Funktion (Ebene III) stabil. Auf der semantischen Ebene besteht es dabei ausschließlich aus Vermutungen und Behauptungen, die durch Techniken des Zitierens aktualisiert und bekräftigt werden. Der Referent (das eigene Einfamilienhaus) braucht nicht genannt zu werden. Die globale Bedeutung, die für das Identitätskonzept relevant ist, wird quasi „aus dem Nichts“ erzeugt, wodurch sich das zugehörige „Bild der Stadt“ als Simulation erweist.

Die Figur „zeigt“ gewissermaßen auf das Einfamilienhaus, auf ein semantisch abwesendes Objekt. Sie zeigt auf einen „Ort“ im Text, und diese Geste kommuniziert die kontextabhängige Bedeutung.

Ein anderes Interview weist noch weit mehr Zitate auf: Im Gespräch mit dem Ehepaar Burg zitieren die Gesprächspartner sich selbst oder einander rund 50 mal, oder sie zitieren Dritte. Daran kann man erkennen, dass das Zitieren – außer dass es eine Technik ist und funktionale Aspekte hat – auch ein persönliches stilistisches Merkmal ist. In diesem Gespräch trifft dies mehr noch auf Frau Burg zu als auf ihren Mann. Beide führen diese Technik häufig aus, und darin kann man zugleich so etwas wie einen „Paar-Stil“ erkennen, eine gegenseitige Bestärkung in der Verwendung von *Techniken* und nicht nur von manifesten Inhalten. Menschen, die zusammen leben, scheinen nicht nur eine gemeinsame Geschichte, sondern auch eine geteilte „Technikgeschichte“ zu haben und eine verbindende Pragmatik des Erzählens. Hieran zeigt sich, dass pragmatische Phänomene in Kommunikationen auftreten, mithin gemeinschaftsbildend sind. Im folgenden Beispiel wird die Verwendung des zitierten Sprechakts und seiner Funktion, eine Entscheidung zu erzählen, in eine virtuelle Dimension versetzt.

⁵⁰³ Vgl. zur Funktion von Zeigegesten im Anschluss u.a. an Searle und Grice Tomasello: *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*, S. 71 ff., und zu den Begriffen im Einzelnen das Kapitel 3.3.

Die Rede von den beiden Seiten einer Unterscheidung ist inspiriert von George Spencer-Browns *Laws of Form*, ein Werk, das hier nicht als Primärquelle diskutiert werden kann. Die Hinweise sind Niklas Luhmanns *Die Gesellschaft der Gesellschaft* entnommen, der in seiner Theorie sozialer Systeme auf Spencer-Brown zurückgreift (so im Abschnitt IV des ersten Kapitels, in dem die Unterscheidung von System und Umwelt behandelt wird⁵⁰⁴). „Formen sind danach nicht länger als (mehr oder weniger schöne) Gestalten zu sehen, sondern als Grenzlinien, als Markierungen einer Differenz, die dazu zwingt, klarzustellen, welche Seite man bezeichnet [...]. Jede Seite der Form ist die andere Seite der anderen Seite. Keine Seite ist etwas für sich selbst“.⁵⁰⁵ Dies hat zur Folge, „daß eine Unterscheidung sich bei ihrem Gebrauch nicht selbst identifizieren kann“.⁵⁰⁶ D.h. auch, dass die Form „nicht beobachtet werden kann, solange man mit Hilfe der Form beobachtet“.⁵⁰⁷ Luhmanns Ausführung kann als Hinweise darauf gelesen werden, wo die Grenzen des Erzählens liegen: Es kann seine eigenen Unterscheidungen nicht thematisieren und muss sie daher funktional, d.h. pragmatisch einführen.

4.2.3 Polyphones Reden

In einer Erzählsituation treten zwei auf den ersten Blick gegensätzliche Merkmale hervor: Die Einmaligkeit eines Vorgangs, der nicht präfabriziert ist, bei dem keine „Gedächtnisinhalte“ nur noch vorgezeigt und veröffentlicht werden müssten, sondern der vielmehr *aufgeführt* wird. Zugleich zeigt diese Situation aber auch das Eingübte, Einstudierte, in der Vergangenheit bereits Bewährte eines bestimmten Redens. Es tauchen Muster auf, die sich wiederholen, die Situation als solche aber wird immer neu geschaffen, und die Muster haben nur ihren Anteil daran. Es sind immer dieselben aber nie die gleichen. Besonders deutlich wird das in Interviews, die mit Personen geführt werden, die zusammen leben: Im Zusammenspiel der Erzähler bemerkt man eine Eingestimmtheit. Das bedeutet nicht, dass jedes Wort einstudiert wäre oder die Sprecher nicht verschiedener Meinung sein und eine Auseinandersetzung führen könnten. Wie diese Ansichten aber zusammen gehen, einander bekräftigend oder antagonistisch, das zeugt von Übung.

⁵⁰⁴ Vgl. Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 60 ff.

⁵⁰⁵ Ebenda, S. 60 f.

⁵⁰⁶ Ebenda.

⁵⁰⁷ Ebenda, S. 62; eine Anwendung auf Organisationen bei Simon: *Einführung in die systematische Organisationstheorie*, S. 52 ff.

Das Erzählen, wie es in dem Interview mit den Ladenburgs zutage tritt, führt weniger „den Alltag“ in Niederhöchststadt vor Augen als ein *alltägliches Erzählen*. Nicht die erzählte Szene selbst ist charakteristisch für das Leben des Ehepaars, sondern die Übung, die sie im „Alltag des Erzählens“⁵⁰⁸ erlangt haben. Dabei geht es nicht nur um gemeinsam vertretene Inhalte, sondern auch um das Zusammenstimmen der antagonistisch angelegten Rollen, die das Erzählen vorantreiben und ihm „Dramatik“ verleihen (Kap. 3.4.1 und Kap. 3.4.2).

Ein Beispiel für polyphones Reden geben Herr und Frau Ladenburg, die vor acht Jahren im Heimatort von Herrn Ladenburg ein Einfamilienhaus gebaut haben. Frau Ladenburg erzählt von den Erfolgen einer Bürgerinitiative für mehr Kindergartenplätze, und ihr Mann lobt das Verhältnis zur örtlichen Verwaltung, man sei dort „noch dichter dran“ (48) als in der Großstadt Frankfurt. Der Abschnitt zeigt eine Aufführung, die deutlich machen soll, wie es ist, in Niederhöchststadt zu wohnen:

Herr Ladenburg: „Man ist wirklich noch dichter dran. Unsere Tochter ist, als dieses Kinderspielhaus oder äh Kinderschulhaus ...“

Frau Ladenburg: „Betreuungsangebot“

Herr Ladenburg: „Betreuungshaus {gemeint ist: *eröffnet wurde*}, da kam der Bürgermeister noch und hat dann mit den Kindern für die Presse posiert vor der Tür.“

Frau Ladenburg: „Das ist natürlich lustig, aber ...“

Herr Ladenburg: „Ja, aber das ist eine Sache, ne egal, wie der Bürgermeister ist. {...} Er hat sich gezeigt {...} und unsere Tochter sagt: ‚Der Bürgermeister war auch da.‘ Das wird ihr in Frankfurt nie passieren.“

Frau Ladenburg: „*Natalie, du wir tun das ja jetzt auch nicht hochbauschen*‘ – aber es stimmt. Die Kinder sind da so, ja.“

Der schnelle Wechsel der Redezüge, die sich gleichwohl nicht ins Wort fallen, zeigt ein gemeinsames (Wieder-) Auffinden der richtigen Ausdrücke. Das Ereignis selbst, um das es geht, die Eröffnung des Betreuungshauses, wird dabei nur angedeutet, die vergangene Situation weniger *dargestellt* als vielmehr *bewertet*, zur Kommunikation eines Wertes *verwendet*.

⁵⁰⁸ Ehlich: *Der Alltag des Erzählens*.

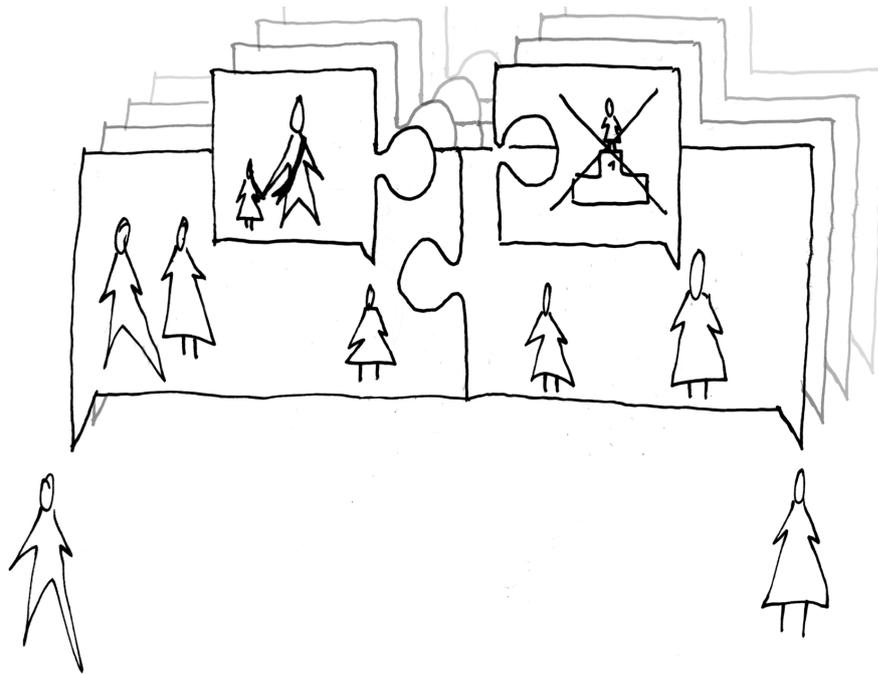


Abb. 42: Die beiden Erzählerrollen bedingen sich gegenseitig. Sie sind kontrapunktisch angelegt. Es geht den Sprechern nicht darum, einander zu widersprechen, sondern darum, ein Gesamtbild zu erzeugen (Ebene III), das eine gewisse Stimmigkeit und Ausgeglichenheit vermittelt. Der manifeste Inhalt (Ebene I und II) tritt dabei in den Hintergrund: Es wird ohnehin fast nichts erzählt, und dennoch erleben wir den Alltag im Ort. Dafür sorgen Zitate und Selbstzitate, die aus den eher distanzierteren Mitteilungformen heraustreten in die „Gegenwart des Erzählens“ (Albrecht Lehmann) eindringen. Auch die Zitate sind kontrapunktisch angelegt.

Herr Ladenburg beschreibt das Ereignis mit dem Bürgermeister, das ihm wichtig ist, weil es seine Metapher, die für das Leben in Niederhöhnstadt steht („dichter dran“), illustrieren soll. Frau Ladenburg relativiert diesen Einwurf zunächst als „lustig“, und auch am Schluss der Szene sind es die „Kinder“, die „da so sind“, und nicht die Eltern. Doch schließlich gelangt auch sie zu einer Zustimmung („aber es stimmt“). Man könnte dieses Beispiel daher auch als *kontrapunktisches Sprechen* bezeichnen. Herr Ladenburg sucht nach dem richtigen Wort („Betreuungshaus“), wobei seine Frau ihm zur Hilfe kommt („Betreuungsangebot“). Zwar findet sie die Szene mit dem Bürgermeister zunächst „lustig“. Das „aber“, das relativierend folgt, ist eine Überleitung zum nächsten Satz ihres Mannes („Ja, aber ...“).

Die Erzähler nehmen in dieser Passage verschiedene Rollen ein, die sich wechselseitig bedingen: Herr Ladenburg vermittelt, dass die kurze Geschichte mit dem Bürgermeister wichtig und ernst zu nehmen ist, illustriert sie doch, was es heißt, in Niederhöhnstadt statt in Frankfurt zu wohnen. Die Rolle seiner Frau sorgt dafür, dass diese Szenen bzw. ihre Erzähler nicht zu naiv erscheinen.

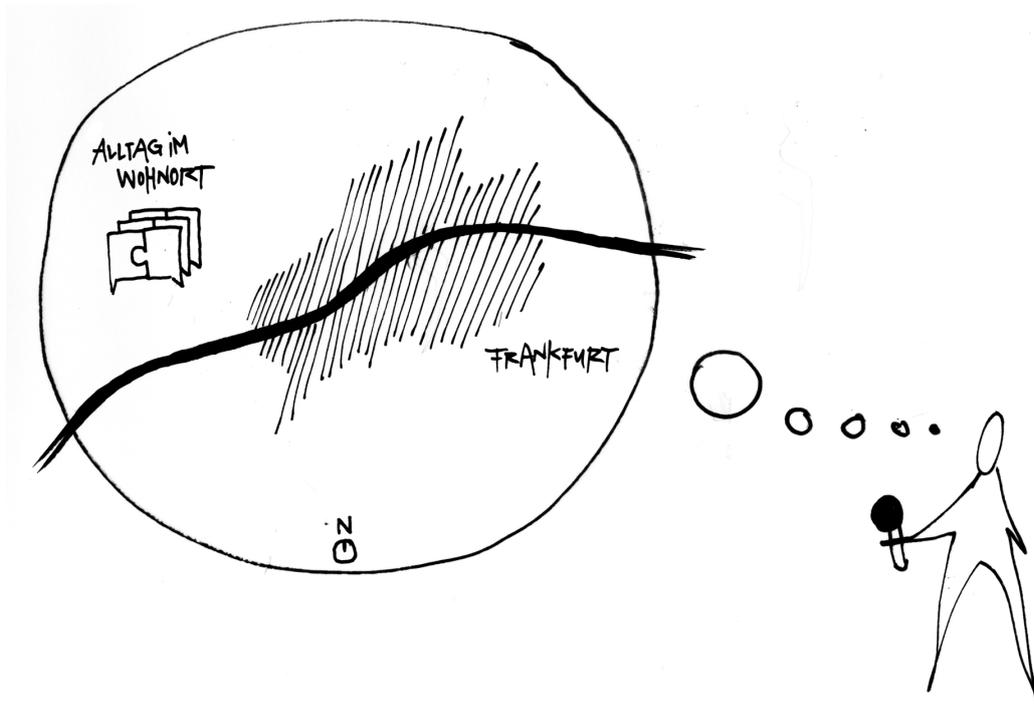


Abb. 43: Weite Teile der Interviews handeln nicht vom Alltag im Wohnort, sondern führen den Alltag des Erzählens „in Echtzeit“ auf, der für den Alltag und das Leben dort eintritt. Durch das Nutzbarmachen der kommunikativen Situation des Interviewgesprächs ist der Einsatz pragmatischer Mittel möglich, die mit der Kooperativität des Hörers rechnen. Erzählen ist gewissermaßen „mehr“, als „etwas zu erzählen“ wie etwa Geschichten oder detaillierte Beschreibungen zu liefern.

Mit der Dramatik, die in der Verwendung wörtlicher Rede liegt, unterstreicht sie, dass diese Relativierung auch dem Kind gegenüber vermittelt wird – das kann man als Zuhörer sozusagen „live“ miterleben („Natalie, du wir tun das ...“).

Vielleicht ist die Begriffswahl überhöht, an dieser Stelle von „polyphonemem“ Sprechen zu reden. Ein „Zusammenklang mehrerer Stimmen“ ist aber durchaus gegeben, und er weist mit seiner eigenen Dramatik auf eine Funktionalität hin, die den manifesten Inhalt in den Hintergrund treten lässt. In der wiedergegebenen Passage wird fast nichts erzählt: Auch dieses Beispiel spricht dafür, die Gespräche nicht ausschließlich unter die Qualitäten von Geschichten zu subsumieren.⁵⁰⁹ Ohne eine narrative Qualität zu besitzen, vermag es die Passage dennoch, dem Zuhörer zu vermitteln, was es bedeutet, in Niederhöhnstadt zu leben, und dass die Entscheidung für den Hausbau vor acht Jahren richtig war.

⁵⁰⁹ Hahn/Steinbusch: *Zwischen Möglichkeit und Grenze* betrachteten das Material vor allem hinsichtlich der darin enthaltenen Geschichten, als „erzählte Wohnbiographie“ (S. 13) oder als „Wohngeschichte von Menschen“ (S. 24).

4.2.4 Gedankenspiele

In einem Gedankenspiel löst ein Gesprächsteilnehmer einen Bestandteil aus seiner biographischen Erzählung heraus, der sich eigentlich nicht herauslösen lässt.

Gedankenspiele inszenieren dadurch Paradoxes in Bezug auf Identität: Jemand greift etwas für die eigene Identität Bedeutsames heraus, dreht es betrachtend hin und her und denkt nach über seine Wandelbarkeit oder Ersetzbarkeit, ohne zu berücksichtigen, dass die verwendete sprachliche Konstruktion den bis dahin aufgebauten Identitätskonstruktionen zuwider läuft, sie ignoriert, austauscht oder verformt. Gedankenspiele stellen Identitäten in Frage, um sie von dieser Fallhöhe aus umso mehr bestätigt zu finden.

Auch Gedankenspiele sind eindruckliche Beispiele für solche Bestandteile von Gesprächen, die man kaum als Geschichte oder Episode bezeichnen würde. Gespräche mit biographischer Ausrichtung wie die vorliegenden Interviews lassen sich anhand von Geschichten nur unvollständig erfassen. Zwar greift man, um das eigene Leben episodisch⁵¹⁰ darzustellen, auch zu Geschichten, und es liegt nahe, dass die Forschung sich solcher Geschichten annimmt und darin nach wiederkehrenden „Mustern“, „einfachen Formen“ oder nach einem Typenkatalog sucht, wie ihn der Literaturwissenschaftler André Jolles in den 1920er Jahren für das volkskundliche Erzählen mit dem „Witz“ und acht weitere Formen aufgestellt hat.⁵¹¹ Auch die qualitative Identitätsforschung greift auf Geschichten zurück, wenn sie darlegen will, wie Identität „narrativ“, etwa im Hinblick auf die Syntheseleistung der „Kohärenz“, „konstruiert“ wird,⁵¹² wie eine solche „Narrationsarbeit“ vor sich geht. Während Geschichten nicht nur in formaler, sondern auch in inhaltlicher Hinsicht bewährte Kandidaten für Identitätsarbeit sind, die in leicht abgeänderter Gestalt immer wiederkehren – hierfür ist die Adaption von Filmsequenzen in das episodische Gedächtnis ein eindruckliches Beispiel⁵¹³ – wollen Gedankenspiele etwas

⁵¹⁰ Der neurowissenschaftliche wie auch sozialpsychologische Begriff „Episodisches Gedächtnis“ findet sich z.B. bei Markowitsch/Welzer: *Das autobiographische Gedächtnis*.

⁵¹¹ Vgl. Jolles: *Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz*, dessen 1. Aufl. bereits 1930 erschienen ist, sowie Lehmann: *Reden über Erfahrung*, S. 14 ff.

⁵¹² Vgl. Keupp u.a.: *Identitätskonstruktionen*, S. 56 ff.; dort auf S. 207 ff. und auf S. 229 ff. die folgenden Zitate.

⁵¹³ Im Kapitel *Drehbücher für das Leben* geben Welzer/Moller/Tschuggnall: „Opa war kein Nazi“, S. 110 ff. mehrere Beispiele. An Sequenzen bekannter Spielfilme, die sich in Interviewgesprächen als Vorlagen für die dargebrachten Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg herausstellten, zeigen die Autoren, „wie ein ästhetisches Erzeugnis zum Interpretament für zentrale Zusammenhänge der eigenen Lebens- und Familiengeschichte wird“ (S. 110). Vgl. auch die Bemerkungen dazu im Kapitel über *Parallelgeschichten* (Kap. 4.3.1).

Neues ausprobieren, das noch nicht konventionalisiert ist. Damit stehen sie zwar nicht im direkten Gegensatz zu Geschichten – auch das Geschichtenerzählen ist immer ein Wagnis, ein Ausprobieren in der sozialen Situation, in der erzählt wird. Gedankenspiele haben aber keine vergleichbar gefestigte Form; sie sind Aufführungen, die so lange gespielt werden, bis ein zufrieden stellendes Ergebnis erreicht ist.

Der performative Charakter eines Gedankenspiels wird daran deutlich, dass das geglückte Ergebnis der Kommunikation nicht selbstverständlich ist. Vielmehr wird im Handlungszusammenhang der Konversation eine Funktion vorbereitet, an deren Zustandekommen der Hörer und damit ein zusätzlicher Unsicherheitsfaktor ersichtlich beteiligt ist.

Ein Beispiel findet sich in dem Gespräch mit den Ladenburgs. In der vorhergehenden Passage ging das Gespräch über die Nachbarschaft im alten Ortskern, wo sich die Ladenburgs vor acht Jahren ein Einfamilienhaus gebaut haben. Am Beispiel einer alten Nachbarin, die zu den Ladenburgs und den anderen Nachbarn ein herzliches Verhältnis pflegt, wird die Besonderheit der eigenen sozialen Situation herausgestellt und gegen Alternativen, vor allem gegen „Frankfurt“, abgegrenzt: „Die kriegt man nicht in der Stadt. Ganz ganz selten“ (27).

Das Gespräch dreht sich weiter um das Thema Nachbarschaft, ihre Veränderung mit der Zeit und von Ort zu Ort. Dies bringt Herrn Ladenburg zu dem indirekten Vorschlag, ein Experiment, einen Versuch im „Sagen“ zu unternehmen:

„Man kann es halt schlecht entscheiden, man kann schlecht sagen, es is überall so“ (28).

Der folgende Konjunktiv setzt diese bereits negativ beschiedene Überlegung eher aus einer größeren Distanz fort, als dass er einen ernst gemeinten Vorschlag macht:

„Man könnte sich ja diese Gegend, wie man sie hier vorfindet, in jeder beliebigen Gegend Deutschlands aussuchen und auch da hinziehen“ (28).

Diese Gedanken wecken Zweifel; dafür sprechen auch die wiederkehrenden Pausen in seiner Rede:

Herr Ladenburg: „Ich weiß nicht, ob man jetzt die gleichen äh [...] Hoffnungen und die gleichen Erlebnisse dort hat, wie man sie jetzt hier hat. [...] Ich weiß nicht

ob man das äh [..] Platzmäßig wärs bestimmt möglich. {..} Nur ob die gleichen Sachen dabei rauskommen, für einen persönlich."

Interviewer: „Eben!“

Herr Ladenburg: „Ob es das gleiche Ergebnis ist letztendlich. Also ich könnt mir schon vorstellen, dass es da Unterschiede gibt, weil es wirklich diese Kleinigkeiten sind, [..] dieses ‚Kenn ich!‘“

Frau Ladenburg: „Mmh mmh.“

Herr Ladenburg: „... dieses ‚Kenn ich!‘“ (28).

Frau Ladenburg kommt ihrem Mann zu Hilfe, indem sie das Gespräch auf sich selbst bringt – „Ich musste das ja erst kennen lernen“ – und auf die positiven Erfahrungen, die sie als Zugezogene in Niederhöhnstadt gemacht hat: „Ich hab mich hier auch nie fremd geföhlt. Das ist natürlich auch toll, ne?“ (28). Damit ist das Gedankenspiel beendet – es ging schließlich nicht darum, ob es sich in Niederhöhnstadt gut leben lässt, sondern darum, wie zwingend die Identität des Ortes ist und ob man nicht genauso gut woanders leben könnte, dort, wo man „diese Gegend“ vielleicht noch einmal „vorfindet“.

Das Spiel besteht darin, sich vorzustellen, was wäre, wenn man „diese Gegend“, in der die Ladenburgs leben, in einer „beliebigen Gegend Deutschlands“ ausfindig machen und dann dort wohnen würde. „Diese Gegend“ rund um Niederhöhnstadt gibt es natürlich auf der Erdoberfläche nur einmal, Herr Ladenburg versteht seinen Einwand „platzmäßig“, d.h. im Hinblick auf bestimmte äußere, physische oder soziale Kriterien. Was das Spiel mit einem klaren Nein ausgehen lässt, sind die „Kleinigkeiten“, die er überall ausmacht, und die ihm zeigen: die Gegend „kenn ich“. In diesem Gedankenspiel werden keine konkreten Dinge oder Erfahrungen benannt, die zu diesem Ausgang führen. Stattdessen werden all die ungenannten „Kleinigkeiten“ des Vertrautseins sozusagen *selbstredend* aus der Distanz des Eigenzitats vorgeführt: dieses „Kenn ich!“. Um was es sich dabei handelt, spielt keine Rolle. Möglicherweise verlässt sich diese Redeweise auch auf den Wissensstand, der bisher im Gespräch erreicht wurde und den Ort der Ladenburgs bereits bekannt gemacht hat.

Die vom Interviewer aufgeworfene Frage greift Herr Ladenburg in seinem Sinne auf als eine Frage nach der Einzigartigkeit der „Gegend“, in der er wohnt und aufgewachsen ist. „Man kann es halt schlecht entscheiden, man kann schlecht sagen, es is überall so“, lautet die schon eingangs gegebene Antwort. Von vorneherein ist also klar, was bei dem Gedankenspiel herauskommen soll.

Der Zuhörer soll jedoch lebhaft miterleben, wie dieses „Ergebnis“ *entsteht*, wie es gemacht wird, und hierfür ist es zweitrangig, dass die dafür benötigte Fallhöhe auf eigentlich absurde Weise hergestellt wird: „Man könnte sich ja diese Gegend ...“. Und nur wenig Aussagekraft liegt darin, dass die „Gegend“, in der der Sprecher lebt, deshalb nicht austauschbar ist, weil er keine wie diese *kennt*.

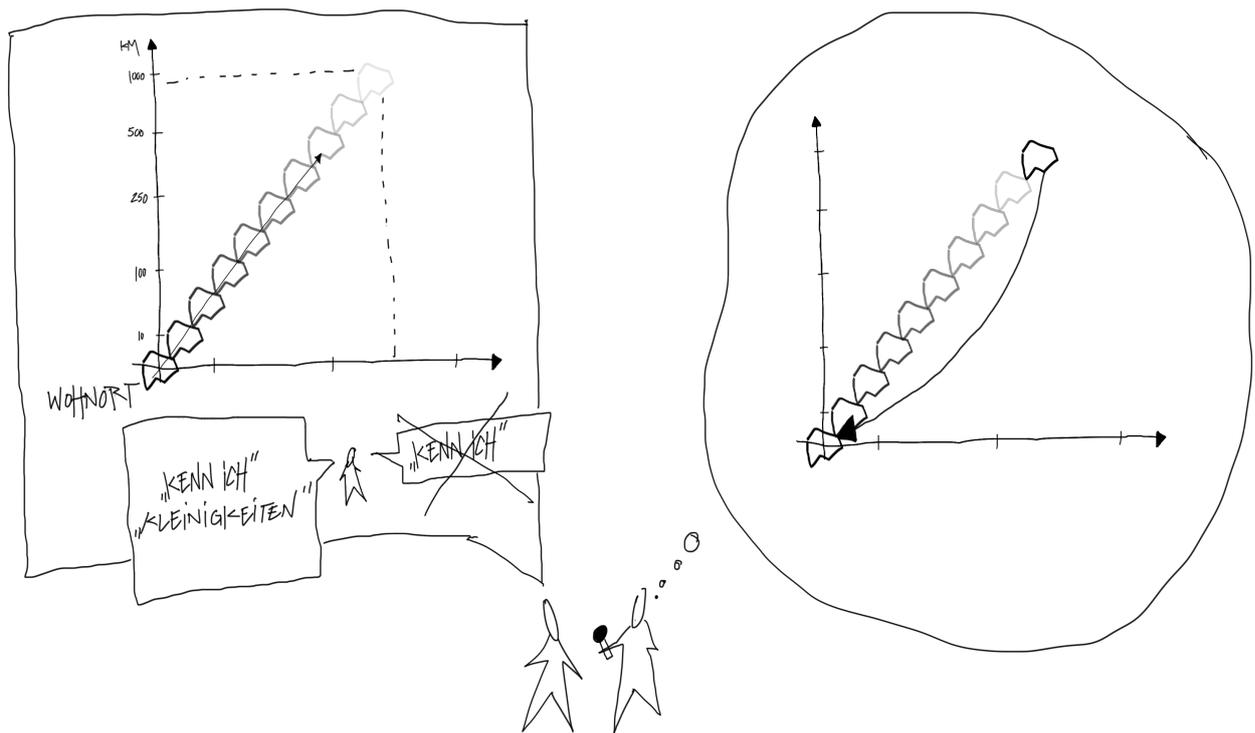


Abb. 44: Beim Vorschlag des Sprechers, sich die eigene „Gegend“ „in jeder beliebigen Gegend Deutschlands“ vorzustellen, kann sich der Zuhörer im Grunde nur vorstellen, dass der Versuch scheitern wird: Dort würde alles wegfallen, wozu man „kenn ich“ sagt, also all die „Kleinigkeiten“. Vom semantischen Gesichtspunkt aus (Ebene I und II) mag der Versuch ohnehin absurd erscheinen. Pragmatisch aber ist die Rede präzise gesetzt. Der Hörer wird von der Einzigartigkeit des Ortes nicht dadurch überzeugt, dass seine Eigenschaften inhaltlich aufgezählt oder die Erfahrungen mit ihm erzählt werden. Vielmehr werden, neben dem wörtlichen Inhalt (Ebene I), zusätzlich noch *illokutionäre Akte* vollzogen (Ebene III). Sie betreffen das, was mittels der Äußerungen „gemacht“ wird. Kommuniziert wird, dass der eigene Wohnort einzigartig ist und dass er die richtige Wahl darstellt – was der manifeste Inhalt überhaupt nicht hergibt. Ein Motiv für diese pragmatische Figur mag darin liegen, dass sie die kommunikative Botschaft weniger angreifbar macht als eine inhaltliche Aussage.

4.3 Montagetechniken

Bei den Montagen werden alternative Wirklichkeitsbeschreibungen unter Anwendung verschiedener Techniken vertauscht. Dabei kann die „weggedrehte“ Version im Textinhalt durchaus vorkommen; sie wird aber von der Alternative funktional überdeckt, weil diese interessanter, von höherem moralischen Wert oder einfacher zu erzählen ist. Die gleichsam unbeleuchtete Seite kann umgekehrt zu persönlich sein, um sie im Interview preiszugeben, oder sie passt nicht zum eigenen Identitätskonzept. In einem Beispiel lässt sie – im Gegensatz zur vordergründigen Seite – kein eindrückliches Bild entstehen. Die Montage kann auch Gegenwärtiges in der Vergangenheit platzieren, um auf dieser Grundlage – im Konjunktiv – zu erzählen und dadurch etwas mitzuteilen. Was im Text als ein Raumbild entsteht, zeigt meistens auch seine „starke“ Seite im Sinne der Kommunikation.

4.3.1 *Parallelgeschichten*

Auf den ersten Blick hin könnte man Parallelgeschichten auch als Nebengeschichten bezeichnen. Nebengeschichten unternehmen romanhafte Abschweifungen in die Seitenstraßen des Lebenslaufs, sie führen in die Welt von Verwandten und Freunden oder in Abschnitte des Lebens, die etwas Nebensächliches über den Erzähler mitteilen. Sie werden erzählt, um Zeit zu gewinnen oder das Lebensumfeld und seine Bewohner zu charakterisieren. Sie entfernen sich aber nicht zu weit, bald kommt man wieder auf die Hauptsache zurück. Bei Parallelgeschichten ist dieses Verhältnis schwieriger: Sie erzählen eine völlig andere Geschichte.

Man kann davon ausgehen, dass auch Parallelgeschichten trotz ihres Perspektivwechsels der Hauptgeschichte „dienen“, also dem, worum es eigentlich geht. Diese Funktion erfüllen sie, indem sie aus anderen Welten, von anderen Menschen, fremden Gesellschaften oder aus anderen Zeiten berichten, und zwar auf eine Weise, dass sich die eigene Geschichte darin gewissermaßen spiegelt – Punkt für Punkt, könnte man sagen, wobei diese Entsprechungen oft erst im Nachgang aufgedeckt und sichtbar gemacht werden.

Das Aufkommen einer parallelen Geschichte hat selbst eine Geschichte, insofern sie im Leben der Erzählerin irgendwann aufgetaucht und wichtig geworden ist. Welzer spricht

ebenfalls von „Parallelgeschichte[n]“.⁵¹⁴ In seiner Untersuchung über den Nationalsozialismus im Familiengedächtnis der Deutschen findet sich im Abschnitt *Drehbücher für das Leben* das Beispiel eines bekannten Spielfilms, der in den Interviews mit Zeitzeugen und deren Kindern als Erzählvorlage immer wieder auftaucht: Der Film *Des Teufels General*⁵¹⁵ liefert den Stoff für Parallelgeschichten.

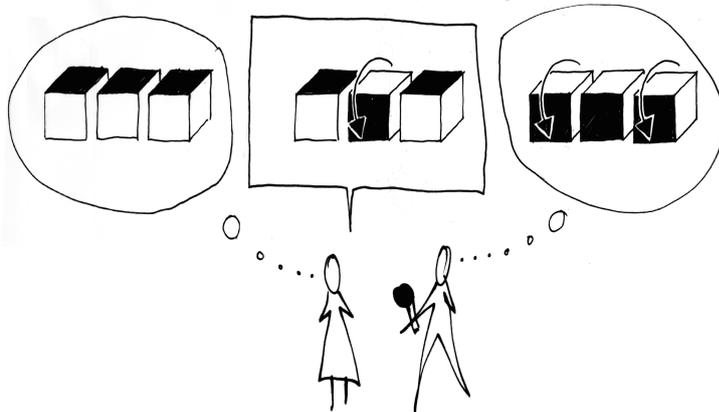


Abb. 45: Die Parallelgeschichte handelt von einer fremden Welt, von einer anderen Realität. Dies ist ihre Technik (Ebenen I und II); ihre Funktion (Ebene III) ist es, eine Lücke zu füllen, die sonst offen bliebe, und etwas zu erzählen, das anders nicht erzählt werden kann. Die Funktion zeigt sich auch in der Spiegelung der Gesprächssituation als ganzer. Die Geschichten und die Parallelgeschichte sind narrative Elemente; die Technik besteht aber im Ersetzen der einen durch die andere, also in einer Montage und nicht im Erzählen einer Geschichte. Diese Handlung ist den narrativen Strukturen übergeordnet, sie ist eine pragmatische Strategie. Indem die Sprecherin einer Parallelgeschichte in ihrem autobiographischen Erzählen eine Rolle zuweist, kann sie anhand dieser Inszenierung *zeigen* (nicht: *sagen*), wie sie selbst vom Interviewer aufgefasst und verstanden werden möchte. Diese Montage beruht auf Selbstähnlichkeit, d.h. ein bestimmtes Muster muss dafür wiederkehren. Der Zuhörer soll nicht die „wahre“ Geschichte hinter der Parallelgeschichte erschließen, sondern den Rest des Gesprächs so auffassen, dass die Parallelgeschichte dazu passt.

Welzer geht es darum, „wie ein ästhetisches Erzeugnis zum Interpretament für zentrale Zusammenhänge der eigenen Lebens- und Familiengeschichte wird.“⁵¹⁵ Am Beispiel einer Zeitzeugin wird die Funktion von Parallelgeschichten konkret: „Die Geschichte, die sie über ihren Vater *nicht* erzählen kann, wird hier durch eine Parallelgeschichte ersetzt.“⁵¹⁶ Das erzählerische Verfahren bedient sich einer Filmhandlung und dient nach Welzer der „Rekonstruktion der Persönlichkeit des Vaters und seiner Handlungsmotive“, deren Position zwischen Mittäterschaft und Widerstand für die Tochter im Unklaren geblieben seien. Dabei „entlassen [sie] den Vater aus der Verantwortung für seine Tat.“⁵¹⁷

⁵¹⁴ Welzer/Moller/Tschuggnall: „Opa war kein Nazi“, S. 111.

⁵¹⁵ Ebenda, S. 110.

⁵¹⁶ Ebenda, S. 111.

⁵¹⁷ Ebenda, S. 114.

Parallelgeschichten treten für etwas ein, das man prinzipiell sagen *könnte*, aus verschiedenen Gründen aber nicht sagen darf oder will. Nach den Begriffen der kulturwissenschaftlichen Erzählforschung haben wir es dabei mit „Erinnerungen aus zweiter Hand“ zu tun.⁵¹⁸ Eine übernommene Geschichte, die in die Lage versetzt, das eigene Leben oder eine Lebensepisode wie in einem Hohlspiegel einzufangen, wird im betreffenden Interview wahrscheinlich nicht zum ersten Mal erzählt. Eher ist sie ein vertrauter Teil des Nachdenkens und Redens dieser Person geworden – ein Bestandteil ihrer Identität. Parallelgeschichten sind auch für die Sprecherin zunächst fremd, fremdes Material, es sind nicht ihre eigenen Geschichten. Daher sind sie ihrerseits einem Fremdverstehen unterworfen. Für ihre Zuhörer bzw. für den Forscher sind sie dann *Fremdgeschichten in fremden Geschichten*, die einen zusätzlichen Verstehensaspekt in ein Dokument einführen, das erst noch verstanden werden muss. Dadurch kann die Sprecherin wie auf einer Bühne vorführen, wie sie selbst – als Fremde – verstanden werden möchte. In diesem „Kippeffekt“ wird die Funktion der folgenden Parallelgeschichte gesehen, und nicht in einem psychologischen Vorgang.

Im Interview mit der Modedesignerin Frau Lagerfeld findet man eine Parallelgeschichte gleich zu Anfang. In dem Auftakt, den sie bildet, wird sie wie ein verkleinertes, ein „handliches“ Modell von dem geschaffen, was vor dem Zuhörer erst weiterhin, und auf andere Weise, entfaltet werden wird. Sobald das Tonband läuft, beginnt Frau Lagerfeld eine Geschichte zu erzählen, die nicht, was aufgrund der Vorgespräche zu erwarten gewesen wäre, über den Lebensweg geht, der sie an den Bad Homburger Stadtrand geführt hat, sondern auf den ersten Blick ein ganz anderes Thema aufgreift. Den Einstieg findet sie, indem sie die aktuelle Situation thematisiert: *Interviews geführt*, zu einem wissenschaftlichen Zweck, das hat sie selbst auch schon, für ihre Diplomarbeit, „und zwar hab ich über die Haute Couture geschrieben“ (1). Frau Lagerfeld erinnert sich, damals „waren die Leute son bisschen skeptisch, und zum Teil warn se total nett“. In der aktuellen Situation befindet sie sich nun auf der anderen Seite des Gesprächs.

Man kann einen Zufall darin sehen, dass Frau Lagerfeld eigene Erfahrungen mit dem Interviewführen hat. Aber warum erwähnt sie das? Der Perspektivwechsel, der sich darin zum ersten Mal zeigt, gehört zu ihrer Art und Weise des Erzählens. In ihm wird eine Technik vorgeführt, die im weiteren Verlauf des Gesprächs eine Kraft entfaltet, die auf pragmatischem Wege Bedeutung produziert.

⁵¹⁸ Lehmann: *Reden über Erfahrung*, S. 35 ff.

In der parallelen Geschichte setzt sie als erstes einen Vergangenheits- und einen Zukunftspunkt:

„Also ich wollte nachweisen, dass die Haute Couture eigentlich tot ist, dass sie eigentlich gestorben ist, was ja eigentlich auch der Fall ist, und dass man eben, wenn die weiterleben soll, dass man ein neues Konzept raus bringen muss, dass wirklich innovative Ideen rüber kommen müssen“ (1).

Bevor sie zu ihren eigenen Geschichten kommt, erzählt Frau Lagerfeld „solche Geschichten. Und ja, im Endeffekt wird es eigentlich heute nur noch über die Parfüms und die ganzen anderen Sachen vermarktet“ (1).

Als einen Grund für den Niedergang der Haute Couture gibt Frau Lagerfeld an, dass die Menschen keine Zeit mehr haben:

„Also es is so, dass heute die Zeit nicht mehr dafür da is. Früher hatte das den Sinn und Zweck, da sind die Leute hingekommen, haben drei Anproben mitgemacht, da wurde ne Modenschau gemacht für eine Person, ja. Dafür hat heute kein Mensch mehr Zeit“ (1).

Damit die Spiegelfunktion dieser Geschichte klar werden kann, muss man beachten, dass der Grund, den Frau Lagerfeld für den Niedergang der Haute Couture anführt, weit hergeholt erscheint. Die Parallelgeschichte wird passend gemacht. Dass die zahlungskräftigen Kunden der großen „Häuser“ (1) heute keine Zeit mehr hätten für Mode und die ganzen Prozeduren der individuellen Anpassung, ist eher unwahrscheinlich. Vermutlich hat sich das Geschehen von den großen Häusern wegverlagert und dabei fragmentiert und individualisiert.

Nur wenig später kommt Frau Lagerfeld wieder auf das Problem der „Zeit“ zu sprechen. Der Interviewer sorgt dafür, dass sich das Gespräch ins Autobiographische wendet, indem er nach dem Beruf von Frau Lagerfeld fragt – und sie, die z. Zt. zwei kleine Kinder, „aber keine Arbeit“ hat, greift das Thema „Zeit“ wieder auf, nun innerhalb ihrer eigenen Geschichte:

Frau Lagerfeld: „Was ich jetzt im Moment mache is – ich habe mich ein bisschen verlagert. Also ich male jetzt Bilder und mach Ausstellungen, weil ich das noch ganz gut mit den Kindern geregelt bekomme. Also da kann ich dann auch mal

sagen: Ich schaff das nicht, und kann mir halt einfach länger Zeit lassen für ne Sache, ne. Also ich hab jetzt auch mal (...) so Illustrationen gemacht, aber das ist einfach zu stressig. Das krieg ich von der Zeit her nicht hin" (2 f.).

Die Zeit ist ein Problem, weil von ihr abhängt, was man geschafft und „geregelt“ bekommt. Das hat bei Frau Lagerfeld mit ihren beiden Kindern zu tun, die auch beim Interview mit dabei sind: „Ja also meinen Beruf sehen sie ja, im Moment“ (2). Frau Lagerfeld arbeitet daneben „freiberuflich. Es läuft auch ganz gut, aber ich mach mir jetzt da auch nicht son Stress. Ich hab mir in letzter Zeit sehr viel Stress gemacht, da gings mir auch gesundheitlich dann nicht gut, ja. Also das war einfach zu viel“ (12). Hier sind wahrscheinlich die „Illustrationen“ gemeint, die sie angefertigt hat. An den Wänden des Essbereiches bei Frau Lagerfeld zu Hause, wo das Interview stattfindet, hängen professionell wirkende Modezeichnungen.

Nun wird auch klar, wofür der Niedergang der Modehäuser steht, und warum dies an der „Zeit“ liegt, die „heute kein Mensch mehr“ hat. Ihr eigener Weg in die Mode, der mit einem Nähkurs (3) begann und in ein Studium führte (4), erfuhr selbst einen Niedergang, das Berufsleben war keine Weiterentwicklung des Studiums und dessen, was ihr eigentlich „Spaß“ macht:

„Ich hätte nicht gleich die erstbeste Stelle nehmen sollen, weil hat überhaupt nichts mit dem zu tun gehabt, was ich letztendlich, was mir so Spaß gemacht hat“ (2).

Der gegenwärtige Zustand der Haute Couture wird zu einer Parallele ihrer eigenen Gegenwart, die zwischen einer verheißungsvollen Vergangenheit, in der man noch „Zeit“ hatte, und einer Zukunft liegt, die unabsehbar ist, von der nur klar ist, dass sie, wie die Mode, „wirklich innovative Ideen“ wird bringen müssen. Für den spiegelnden Charakter der fremden Geschichte steht auch die widersprüchliche Wendung, dass „die Häuser“, die „eigentlich alle tot“ sind, nur dann, wenn diese Innovationen geschehen, auch „weiterleben“ (1) werden. Nun sind sie aber, das sagt Frau Lagerfeld an mehreren Stellen, nur „eigentlich“ tot: Und auch sie selbst wirkt trotz der Schwierigkeiten, von denen sie spricht, durchaus sehr lebendig.

Der scheinotote Zustand der „Häuser“ in Paris spiegelt sich in der Wohnsituation von Frau Lagerfeld wider: ein Zustand der Trivialisierung („heute nur noch über die Parfums und die ganzen anderen Sachen vermarktet“, 1) und eines Mangel an Zeit für einen selbst

als „Person“ („da wurde ne Modenschau gemacht für eine Person“, 1). Neben diesen „Häusern“ der Pariser Modewelt stehen also „unsere“: „Unsere Häuser sind halt erst seit zwei Jahren fertig“ (19), erklärt Frau Lagerfeld. Vor fünf Jahren wurde mit dem Bau der Reihenhaussiedlung begonnen. „Ich wollt ja nie ins Reihenhaus ziehn, das is ja schrecklich“ (4), gibt sie unumwunden zu. Aufgewachsen ist sie in einem Doppelhaus: „Also das find ich dann {..} doch angenehmer, weil hier kriegt man wirklich alles mit. Es is wie aufm Dorf“ (4). Dieser Sozialraum verstärkt noch das Problem der „Zeit“, weil auch im Verhältnis zu den Nachbarn, wie in der selbständigen Tätigkeit, irgend etwas „zu viel“ geworden ist: „Also es war am Anfang mir fast zu viel. Ja da hieß es dann immer: ‚Ja, wir grillen heut Abend bei dem,‘ nächsten Abend: ‚Wir grillen bei dem‘, ja. Des war mir schon fast zu viel“ (8). Dass es dazu „wie aufm Dorf“ zugeht, findet sie „nervig“: „Man kann noch nich mal zur Mülltonne gehen, ohne dass der Nachbar einen sieht“ (5).

Frau Lagerfeld als „Person“ (1) kommt dabei zu kurz. Was für sie selbst wichtig ist, das sind neben den beruflichen Interessen ihre Freunde: „Ich will nicht nur was mit meinen Nachbarn machen, ich hab auch noch Freunde, ja.“ Auch bei ihr ist die Zeit knapp geworden, und die Banalität der „Accessoires“,⁵¹⁹ „Parfüms und die ganzen anderen Sachen“, an der Frau Lagerfeld förmlich leidet, all dies findet einen Widerhall in der allabendlichen Grillwelt rund um „unsere Häuser“, von der sich abzugrenzen ihr schwer fällt.

An der Parallelgeschichte von Frau Lagerfeld fällt die Emotionalität und Erregtheit auf, mit der sie vorgetragen wird – dies zeigt sich im deutlichen Wortschatz, in Wörtern wie „tot“, „gestorben“, „hat sich überlebt“ oder „kein Mensch mehr Zeit“. Die Emotionalität spricht, neben der prominenten Position, die die Passage als Einleitung in das Gespräch einnimmt, für eine Funktion, wie auch Welzer/Moller/Tschuggnall sie für ihre „Parallelgeschichte“ im Sinn haben, nämlich als Ersatz für etwas zu dienen, das aus verschiedensten Gründen nicht erzählt werden kann, im Nichtausdrücklichen verbleibt, von dort aus aber emotional aufwühlt.⁵²⁰

Für Frau Lagerfeld fällt die forschende Beschäftigung mit der Pariser Modewelt in eine sinnerfüllte Zeit – „also s war schon lustig“ und „es war schon interessant“ (1), und zugleich sagt sie mit Blick auf die Intensität dieser Arbeit, die zudem in einer Fremdsprache und mit Kontaktaufnahme zu bekannten Leuten („Couturiers“) erfolgen

⁵¹⁹ Dieses Wort gebraucht der Interviewer zuerst, und Frau Lagerfeld bestätigt den Ausdruck, indem sie ihn ihrerseits verwendet (Frau Lagerfeld, S. 1).

⁵²⁰ Vgl. Welzer/Moller/Tschuggnall: „Opa war kein Nazi“, S 110 ff.; zu diesem Funktionsbegriff gehört eine „Technik“.

musste: „Oh es war fürcht...“ (2). Auch dieser Aspekt der Inanspruchnahme, des Aufwändigen und gerade deshalb Sinnvollen spiegelt sich in der untergegangenen „Parallelwelt“ der Pariser Mode: „Es ist so, dass heute die Zeit nicht mehr dafür da ist. Früher hatte das Sinn und Zweck, da sind die Leute hingekommen, haben drei Anproben gemacht“ (1). Frau Lagerfeld weiß, dass „es einfach nicht mehr zeitgemäß“ (1) ist, so zu wirtschaften.

Die Parallelgeschichte ist aber mehr als ein Spiegel. Zwar werden Personen und Handlungen durch virtuelle Konstrukte ersetzt, so dass eine Episode oder ein gewisser Zug des eigenen Lebens „dennoch“ erzählt werden kann, gewissermaßen in theatralischer Übersetzung aufgeführt wird. Mit der psychologischen Erklärung einer Vermeidung bestimmter Inhalte und Themen, die dann verschlüsselt werden müssen, ist die wesentliche Funktion der Parallelgeschichte nicht wirklich erfasst. Vielmehr ist es nötig, den Blick von der Semantik auf die Pragmatik zu wenden. Es werden mit der Parallelgeschichte keine „fertigen“ Bedeutungen geliefert, die dann Teile der eigentlichen Geschichte „passgenau“ ersetzen. Vielmehr muss das, was die „eigentliche“ Geschichte ist, in der Konversation erst entstehen. Die Technik der Parallelgeschichte setzt dabei auf die Kooperation mit dem Gesprächspartner. Sie teilt nicht nur etwas mit, sondern sie „macht“ auch etwas. Konkret macht sie vor, wie mit der eigenen, der eigentlichen Lebensgeschichte verfahren werden soll.

4.3.2 *Austauschen*

In Übertragungen tritt, wie bei den Parallelgeschichten auch, eine Geschichte für eine andere ein. Während die Parallelgeschichte eine fremde Geschichte ist, die eine eigene, nicht erzählbare Geschichte ersetzt, wird in Übertragungen eigenes, autobiographisches Material verwendet. Übertragungen funktionieren aber auch ohne Geschichten und mit bloßen Beschreibungen.

Mit dieser Technik können als irrational empfundene eigene Entscheidungen, für die beim Erzählen keine guten Gründe zur Verfügung stehen, auf eine leichter mitteilbare Erinnerung übertragen werden. Die Übertragung wird dadurch möglich, dass beide Vorgänge – der erzählte und der nicht erzählte, der explizite und der nur angedeutete – unterschiedliche Aspekte *eines* räumlichen Geschehens wiedergeben. Dies vermittelt das mitgelieferte suggestive Bild. Es wird eine Vertauschung der Themenkreise und der zu ihnen gehörenden Argumente vollzogen.

Im Interview mit der Künstlerin Frau Meister werden die beiden Entscheidungen *In Darmstadt zu leben* sowie *Ein bestimmtes Haus zu mieten* in einer Passage gegen Ende des Interviews ausgetauscht. Dort kommt Frau Meister wieder auf ein Thema zu sprechen, das bereits zuvor eine große Rolle spielte: Nach einigem Ausweichen auf Belangloses, das offensichtlich dazu dient, Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, antwortet Frau Meister auf die Frage, warum sie und ihr Mann in Darmstadt geblieben waren, nachdem sie für ihre erste gemeinsame Atelierwohnung die Kündigung erhalten hatten (6).

Dafür geht sie durch die frühen Stationen ihrer Künstlerkarriere hindurch: die erste Einzelausstellung in Darmstadt, die Aufnahme in die Künstlervereinigung, das sich entwickelnde Verhältnis zu Museen und zu einer erfolgreichen Galeristin. „Ja, das kam dann ganz schnell, und die hat mich dann auch ziemlich gut vertreten. Ja, ich war – ich bin deshalb auch hier geblieben“ (7), sagt sie, um dann einen Schwenk zu machen:

Frau Meister: „Erstmal sind wir ja zwei Personen – schon aus der Paarbeziehung heraus, und dann – ja wo sollte man hingehen? Da hätte man ja richtig entscheiden müssen, wohin will man gehen“ (7 f.). „Und diese Entscheidung hab ich eigentlich nie getroffen“ [lacht verlegen] (8).

Vielmehr ist sie im Grunde „da so reingeschlittert“ (8) und „hier auch hängen geblieben“ (1 f.). Eine kurze Bemerkung zu Beginn des Interviews erscheint wie eine Vorankündigung dazu: Frau Meister ist Anfang der 1970er Jahre in die Darmstädter Gegend gekommen, um „wohnen und arbeiten zu können. Ja genau, das wars. Aber das hatte jetzt nichts mit der Region an sich zu tun, außer dass mein Mann von hier war, und da is das Atelier. Zufälligerweise hier war“ (3).

Im Grunde ist die Frage des Interviewers damit beantwortet: Weil sie wohnen und arbeiten konnte, ist sie hierher gekommen, und weil ihre Karriere „hier“ einen guten Anfang nahm, ist sie geblieben. Diese Zeit liegt allerdings 30 Jahre zurück, und heute macht sich Frau Meister klar, dass, „was die Kindheit anbelangt“, Norddeutschland ihre „Heimat“ geblieben ist (10). Darmstadt ist „Wahlheimat“, und wenn sie als „Darmstädter Künstlerin“ vorgestellt wird, „denk ich immer – Darmstädterin bin ich doch gar nicht – dann fühl ich mich nicht so. Dann denk ich: Wieso schreiben die ‚Darmstädterin‘ nur weil ich hier wohne?“ Dennoch bleiben Fragen offen, und auch ihr selbst gibt der Satz zu denken: „Dabei wohn ich hier schon so lange“ (11).

Beim Erzählen entsteht das Problem, dass Frau Meister ihre Identität nicht auf „Darmstadt“ beziehen will, dort aber „schon so lange“ wohnt. „Wahlheimat“ ist sicherlich

eine Abschwächung gegenüber „Heimat“ – aber gerade die *Wahl* scheint eine Darstellung als *Geschichte* zu erfordern. In diese Geschichte können alle möglichen Zufälle hinein spielen – aber die Wahl, die man hatte, egal wie sie verlief, ist aus Prinzip kein Zufallsgeschehen. Die Aufforderung, das eigene Herkommen und Hierbleiben zu erzählen, kann bei der Gesprächspartnerin einen „Schrecken“ auslösen:

„In dem Moment is es mir selber erst klar geworden, und da hab ich fast n Schrecken n bisschen bekommen, dass ich das nich so entschieden hatte: ‚Da will ich wohnen‘“ (42).

Bei dieser Schwierigkeit kommt die *Austauschtechnik* zur Hilfe. Mit ihr wird die Frage nach der Wahl des Wohnorts und nach dem absichtlichen Bleiben in Darmstadt gegen die Frage ausgetauscht, welches *Haus* gesucht und schließlich bezogen wurde. Im Hinblick auf das Haus sind die Bedürfnisse übersichtlicher darzulegen. Hinzu kommt, dass gerade die Knappheit der in Frage kommenden Objekte auf dem lokalen Immobilienmarkt das Suchkonzept als ein rationales erscheinen lässt, als eines, das auf ganz bestimmten Gründen basiert.

Was die Meisters immer brauchten, ist eine Art „Mischgeschichte“. Zuhause und Arbeitsort müssen „Atmosphäre“ haben. So kamen die Wohn- und Atelier-Reihenhäuser aus den 1950er Jahren, die Darmstadt als traditionelle Kunststadt zu bieten hat, „diese Art Planungsateliers“ (21), für die Meisters nicht infrage. „Also so, das hatte keine Atmosphäre, so wie wir uns das vorgestellt haben“ (20). In einer anderen, älteren Ateliersiedlung bestehen lange Wartezeiten, und dann haben diese Wohnungen auch nur ein einziges Atelier, die Meisters brauchen aber zwei, dazu Lagerflächen und mehr Räume für die Kinder, als dort vorhanden sind (22). Frau Meister braucht „auf jeden Fall nich so Häuser, so Reih und Glied nebeneinander, und so geordnet, wo dann: ‚Hier is die Wohnung, da is es Atelier, hier is die Wohnung, da is des Atelier‘, so Scheiben“ (21). Es geht darum, „dass man noch draußen Platz hatte, also dass man nich auf der Strasse, wenn man aus der Werkstatt kommt, oder aus der Wohnung kommt und auf der Strasse steht, gleich aufm Bürgersteig. (.) Ja dass man mal was abstellen kann, dass man draußen was aufbauen kann – weil mein Mann is ja Bildhauer – und auch mit Ausladen und Einladen, wenn n Laster da vorgefahren kommt“ (20).

Diese Bedürfnislage der Künstlerfamilie mit zwei Kindern lässt das in Frage kommende Angebot auf dem Immobilienmarkt zusammenschrumpfen. „Wir greifen oft immer danach, was sich anbietet, weil es is so schwer, Räume zu finden, die so ein{en}

Raum bieten, und wo man auch noch wohnen kann, ohne dass man in ein Gewerbegebiet ziehn muss. Also das war für uns auch wichtig. Wohnen und Arbeiten zusammen, des is auch noch son Punkt. Der war immer dabei. Den hatten wir eigentlich immer. Und deshalb wars auch so schwierig" (20).

„Und diese Bereiche, wo können Künstler leben, werden immer enger" (15).
„Deshalb ham wir immer gleich danach gegriffen, wenn wir was gehört haben" (21).

Nach ihrer ersten Zeit als Paar im ehemaligen Atelier von Herr Meisters Großvater, das an der Bergstraße bei Darmstadt liegt – eine Zeit von kaum zwei Jahren, in die noch ein einjähriger Italienaufenthalt fällt –, kommt das Künstlerpaar in den 1970er Jahren zuerst in einem „Abbruchhaus" in Darmstadt unter, eine Hinterhofsituation, zu der eine alte Tischlerei gehört (15). Sie hatten dort zwar „überhaupt gar kein{en} Komfort", aber „die Miete war ganz gering" (15). Dort lebten sie „mit der ausländischen Bevölker-, die auch noch da wohnten. Mit den{en} hatten wir sehr guten Kontakt" (15).

Wegen Abriss, Neubau und der Luxussanierung historischer Nebengebäude mussten die Meisters Wohnung und Ateliers aufgeben. „Wir ham uns noch gewehrt, mit Fahnen da und so weiter übern Hof gehängt und auf die Straße: ‚Wo solln wir hin, wir Künstler?' und so" (15). Sie fanden ein neues Zuhause in einem alten Haus auf einem Schulgelände im Norden von Darmstadt. Dort blieben sie 16 Jahre, bis die Schule wegen Erweiterungsplänen Eigenbedarf anmeldete. „Ja, dann sind wir hier gelandet, wo wir jetzt wohnen", in einem alten Forsthaus im Darmstädter Wald (19), wo Frau Meister nun den Lärm eines nahen Schießstandes ertragen muss (46 ff.).

Die Meisters haben „immer gleich danach gegriffen" (21), wenn sich etwas bot. Der Ausdruck, auf diese Weise schließlich irgendwo „gelandet" (19) zu sein, lässt erst gar nicht die Vorstellung aufkommen, das Geschehen könne vollständig auf absichtliches, bewusstes Handeln zurückgeführt werden. Hier besteht eine Ähnlichkeit zu einem bildlichen Wortgebrauch von Herrn Heil, dem Geschäftsführer eines Industrieverbandes. Er sagt, „der Arbeitsplatz" habe Menschen wie ihn „nach Frankfurt gespült" (Kap. 4.2.1). Während hinter Herrn Heils Geschichte eine auf Karriere bedachte Lebensplanung steht, aus deren Folgen heraus sich die Orientierungslosigkeit und die Notwendigkeit einer neuen Orientierung vor Ort, in der Region Rhein-Main, ja erst ergibt, nimmt der Lauf der Dinge den Meisters das Heft an anderer Stelle ein Stück weit aus der Hand.

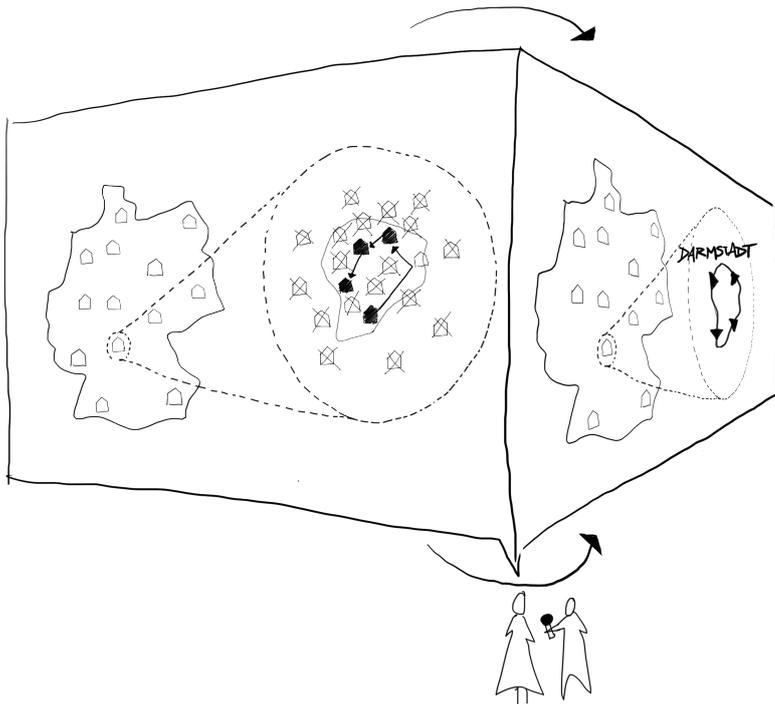


Abb. 46: „Immer“ wenn die Künstlerfamilie aus ihrer bisherigen Bleibe „raus“ musste und ein Umzug anstand, machte sich die Knappheit von Immobilien, die überhaupt in Frage kommen, bemerkbar. Dass die Familie dabei über viele Jahre in Darmstadt geblieben ist, wird von Frau Meister hingegen nicht thematisiert, es wird „verdeckt“. Stattdessen macht sie die notorisch angespannte Marktlage und die damit verbundenen Probleme zu einem vorrangigen Inhalt des Gesprächs (Ebene II) – wobei das eine natürlich das andere bedingt: Die Angebotslage ist gerade deshalb immer wieder aufs Neue so angespannt, weil ein Bleiben im Hintergrund steht. Erst mit „Schrecken“ wird ihr (und dem Interviewer) bewusst, dass sie „hier“ geblieben ist, ohne sich dafür „entschieden“ zu haben (Ebene III).

Die Künstlerin thematisiert das Bleiben rückblickend nicht als ein aktiv erreichtes Ziel. Im Gegenteil, sie sagt von sich:

Frau Meister: „Ich hab nie für mich entschieden: ‚Da möchte ich leben.‘ Ich könnte auch jederzeit hier wieder wegziehen, kann ich, muss ich ehrlich sagen“ (8).

Frau Meister redet allein über die Knappheit an passenden Häusern für eine Künstlerfamilie, der sie sich in den Jahren immer wieder gegenüber sah. Dieser Aufbau ähnelt einem Aufbau, den Herr Heil verwendet: Im Bild des „Gespült“-werdens an einen Ort wird allein die Orientierungssuche zu Beginn seiner Zeit im Rhein-Main-Gebiet thematisiert. Worauf aber der Zuzug in die Region zurück zu führen ist, nämlich auf seine Karriereplanung, das bleibt im Hintergrund.

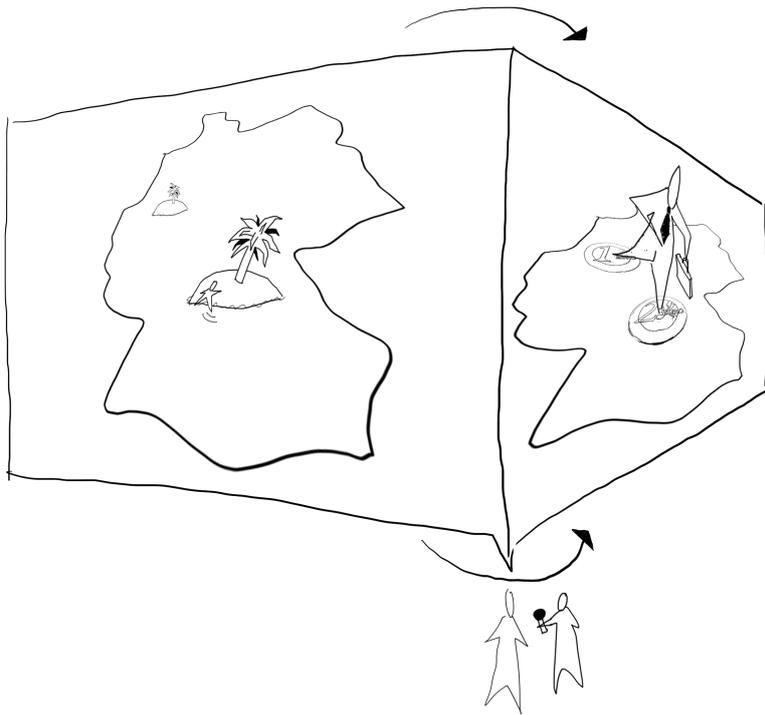


Abb. 47: „Weggedreht“ werden in den beiden Beispielen von Frau Meister und – hier im Bild – von Herrn Heil bestimmte Themen der Lebensführung (Ebene II), wie das Bleiben an einem Ort oder die Karriereplanung, also wertbehaftete Themen, die sich im Gespräch offensichtlich schwierig einpassen oder begründen lassen. Sie sind „blinde Flecken“ in der Gesprächsteilnahme und werden gegen eine räumliche Thematik ausgetauscht: das Bleiben in Darmstadt gegen die wiederkehrende Immobiliensuche vor Ort bzw. die Karriereplanung gegen die notwendige Orientierungsphase in der Region, nachdem man von Essen „nach Frankfurt gespült“ wurde. Was dem autobiographischen Gedächtnis und dem Erzählen Struktur verleiht, ist das *räumlichere* der beiden Probleme (der lokale Immobilienmarkt bei Frau Meister bzw. die regionale Orientierungsphase bei Herrn Heil). Dieses Problem war „immer“ da bzw. es wurde naturgewalthaft erlebt, und dadurch formt es die Identität der Rednerin bzw. des Redners; darin liegt die *Funktion* dieser Techniken (Ebene III).

Die eben zitierte Passage, in der sie von ihrem „Schrecken“ spricht, setzt Frau Meister so fort: „Aber es war ja trotzdem dahinter ein Wille, warum das so war“ (42). Diesen „Willen dahinter“ überträgt sie dann von der gleichsam falsch gestellten Frage „Will ich in *der* Stadt leben?“ (42; Herv. MS) auf die Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten, die ein Haus bieten muss. Die Frage nach dem Wohnort Darmstadt taucht dann zwar noch auf, wird aber im Erzählkonzept obsolet. Damit ist der „Schrecken“ – und alles, was auf einmal „zufällig“ erschien – bewältigt:

„Nein, des is nicht zufällig, aber alles hat sich doch ganz stark auch ‚Wo kann ich das machen, was ich machen möchte?‘, und danach hat sich das entschieden. Nicht zu viel sich mit dem zu beschäftigen: ‚Will ich in *der* Stadt leben?‘ und dann sich zu informieren: ‚In *der* Stadt gibt es das, in *der* Stadt gibts das, in *der* Stadt gibts das‘, dann müsst ich

mich ganz viel informieren. Und so konnte ich danach entscheiden, was ich *machen* will: Hab ich da ein Raum, hab ich da die Möglichkeit, das zu tun, was ich will? Kann ich da meine Bilder lagern? (..) Werd ich da auch manchmal in Ruhe gelassen?“ (42; Herv. MS).

In einem anderen Interview wird deutlich, dass Austauschungen nicht nur zwischen zwei Erzählfragmenten stattfinden, wie zwischen dem aktiven Bleiben in der Region und der schwierigen Suche nach einer passenden Wohnung im Beispiel der Frau Meister. Auch räumliche Polaritäten werden ausgetauscht. Dabei besteht die Funktion darin, dass im Widerspruch zweier Gegensätze eine Bedeutung erschlossen wird, für die ansonsten die Worte fehlen. Weil dabei konkurrierende Polaritäten in Wechselwirkung stehen, kann man von einem komplexen Bedeutungsgefüge sprechen.

Räumliche Polaritäten machen wiederkehrende Entscheidungen des Alltags und alltägliche Handlungsmuster verständlich und nachvollziehbar – so kann eine Richtung für „Freizeit“ stehen, die andere für „Arbeit“. Wenn mehrere Gegensätze vorhanden sind, die sich widersprechen, etwa wenn „Freizeit“ gesucht wird, wo eigentlich „Arbeit“ ist, und wenn es dort „wie auf Arbeit“ ist, wo man eigentlich zu Hause ist, dann kann der eine Raum, der durch eine einzige Polarität strukturiert und mit Bedeutung aufgeladen wird, als „inneres Bild“ nicht mehr hergestellt werden; es konkurrieren gegensätzliche Semantiken, deren Verhältnis zueinander durch keine Hierarchie befriedet wird. Stattdessen überlagern sich die polaren Gegensatzpaare wie sich abstoßende Magnete und erzeugen gemeinsam eine neue Bedeutung für den Raum.

Das Bild kann offensichtlich nicht entzerrt werden, indem etwas anderes erzählt wird; die widersprüchlichen Teile der Erzählung muten sämtliche „geübt“ und unverzichtbar an. Die Sprecherin muss sozusagen mit diesem Bild leben. In der Analyse kann man die Gegensatzpaare nachträglich auf unterschiedlichen Zeitebenen verorten, die Polarität zwischen Freizeit und Arbeitszeit kehrt sich im Tagesablauf einfach um.

Die Sprecherin löst diese Situation auf, indem sie tatsächlich einen Sprung macht – sie „hüpft“ in den „anderen Bereich“, wie sie sagt. In diesem Wortbild liegt die Lösung einer Situation, die in ihrer Widersprüchlichkeit bestehen bleibt und nur durch einen *Sprung* vermittelt werden kann. Die Aufgabe der Analyse besteht darin, den damit verbundenen Bedeutungseffekt darzulegen und die Funktion soweit zu „verlangsamen“, dass man ihrem Ablauf zuschauen kann.

Nun zum Beispiel: Nach einer Gesprächspassage über die Nachbarschaft und das nähere Wohnumfeld versucht der Interviewer, das Gespräch auf die Region hin zu wenden, auf das Thema Zwischenstadt. Er fragt Herrn und Frau Ladenburg aus Niederhöchstadt: „Wenn man das jetzt mal weiter sieht, so auf Rhein-Main hin, vielleicht

bis Frankfurt. Oder wo auch immer. Wie nutzen Sie das? Tritt das auf, oder?" (29). Die Ladenburgs antworten begeistert:

Herr Ladenburg: „Doch, Sie haben ja alle Möglichkeiten hier.“

Frau Ladenburg: „Ja.“

Herr Ladenburg: „Sie sind innerhalb von wirklich einer Viertelstunde in der City, können sich da die Shoppingmeile anschauen, Sie können ins Kino, Sie können, Main-Taunus-Zentrum ist direkt vor der Tür, Sie können in den Taunus fahren, das ist direkt um die Ecke.“

Frau Ladenburg: „Ja sogar Wiesbaden, Main{z}, das kannst Du überall.“

Herr Ladenburg: „Sie haben alle Möglichkeiten. Ob es jetzt Shopping, obs {..} Freizeit ist, hier gibt es wirklich alles“ (29).

Ein „all“-Raum der „Möglichkeiten“ öffnet sich von Niederhöchstadt aus, ein Raum des „überall“-„Könnens“. Frau Ladenburg erlebt diese Möglichkeiten so:

Frau Ladenburg: „Ja! Ich find das schon wichtig, so ein, auch unabhängig zu sein und mehrere Möglichkeiten zu sehen. Also ich find das auch ganz klasse, wenn ich mich mit einer Freundin in Frankfurt treffe, und wir gehen irgendwohin essen oder mal da [holt Luft] puh: nur in so ein in so ein Café oder Kneipe oder sonstwas, ja?“ (29).

Dieser Möglichkeitsraum hat in Niederhöchstadt seinen Ausgangspunkt, der Ausgangspunkt selbst gehört aber nicht dazu. Frau Ladenburg führt den Zuhörer dorthin:

Frau Ladenburg: „Wenn ich jetzt hier direkt in den Ort gehen würde, da hätt ich dann keine Lust zu. Das ist dann so wie bei, auf der Arbeit“ (29).

Dieser Einwand muss erklärt werden, arbeitet Frau Ladenburg doch ebenso wie ihr Mann nicht im „Ort“, dort wo sie wohnt, sondern in Frankfurt. Den Abend im Ort zu verbringen, das wäre nicht Freizeit, sondern so, als würde man seine Arbeitskollegen treffen – die allerdings in Frankfurt zu finden sind.

Frau Ladenburg: „Man möchte ja nicht abends mit den Leuten Arbeitskollegen vielleicht unbedingt dann den Abend noch verbringen. Als{o} mal ist das ja

vielleicht ganz nett, aber wenn ich mich entscheide jetzt meine Freizeit zu nehmen [lacht], möchte ich sie dann auch so nehmen, dass ich vielleicht so ein bisschen autonom bin noch" (29 f.).

Die Ladenburgs halten sich vom organisierten Leben im „Ort“ eher fern, Herr Ladenburg überlegt, „was anderen vielleicht nicht so gefällt: Dass man nicht bei jedem Grillfest auf der [...] Bank sitzt bis zum Abwinken, bis keiner mehr da ist, sondern dass man eigentlich sein Ding selber macht, auf seiner Terrasse sitzt, und das, was man hat, genießt. Also mir geht es so“ (24). Umgekehrt schätzen er und seine Frau die spontanen Begegnungen:

Frau Ladenburg: „{1}m Sommer, da ergibt sich das auch einfach. Dann kommen sie dann doch mal vorbei, ne, dann klingelt mal einer da, ne?“

Herr Ladenburg: „Ja, zwanglos.“

Frau Ladenburg: „Und dann ist es einfach, dann ist es schön. {..} Und nich wenn man einladen, und mal das is und mal das is [holt Luft] ...“

Jetzt wird auch klar, warum es im „Ort“, wo die Ladenburgs wohnen, und selbst im eigenen Haus, so zugehen kann wie „auf der Arbeit“:

Frau Ladenburg: „{M}an hat so den Arbeitsrhythmus, und da ist eigentlich genügend Zwang. Also ich will das jetzt nicht so negativ sagen, aber es ist einfach mmh, was man einfach einhalten muss. Und dann ist es aber auch gut. Dann will ich nichts mehr einhalten. Dafür ist es zu kurz, ne“ (24).

Die Unterscheidung von „Freizeit“ und „Arbeit“ wird parallel gesetzt mit dem Kontrastbild der „Möglichkeiten“, die die nahe Großstadt bietet, und der Alternative, „direkt in den Ort“ zu gehen.

Die Parallelführung der beiden Gegensatzpaare Freizeit/Arbeit und Möglichkeiten/Ort lässt das Verbindende erkennen: In Frankfurt zu sein bedeutet, „unabhängig zu sein“ und „autonom“. Das erst ermöglicht echte „Freizeit“: Man braucht all das, was außerhalb vom „Ort“ möglich ist, um sich „autonom“ zu fühlen und „Freizeit“ zu haben. Am „Ort“ fehlen aber nicht nur Möglichkeiten, er ist auch geprägt von organisierten Freizeitbetätigungen, denen die Ladenburgs ihr Bild entgegen stellen, „spontan“ und „autonom“ zu sein.

Von dort aus sieht der „andere Bereich“ so aus:

Frau Ladenburg: „Und das ist wieder dann das Schöne. Man kann ja dann wieder raus. [lacht] In den anderen Bereich hüpfen, den ich auch nicht missen möchte, wirklich“ (30).

Von den Ausflügen will man schnell wieder zu Hause sein. So berichtet Herr Ladenburg vom monatlichen Aus-Essen-Gehen mit Arbeitskollegen – das Programm ist „international“: Der „andere Bereich“ ist also der *jeweils* andere: Das Konstrukt ist nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich organisiert.

Herr Ladenburg: „Sie kriegen in Frankfurt alles und sind innerhalb kürzester Zeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln hingefahren, können das da genießen und sind auch gleich wieder zu Hause“ (30).

Herr Ladenburg: „Und die Möglichkeiten haben Sie halt hier nicht. Deswegen, Frankfurt und Umgebung wird schon genutzt“ (30) –

eine Umgebung, die jedoch den Ort, in dem man lebt, als den Ausgangspunkt ausspart. Zwar gibt es im Ort den „Apfelwein-Müller“, und das ist „die Kneipe hier im Ort“ (30). Frau Ladenburg aber denkt dabei sogleich an „Elternstammtisch“.

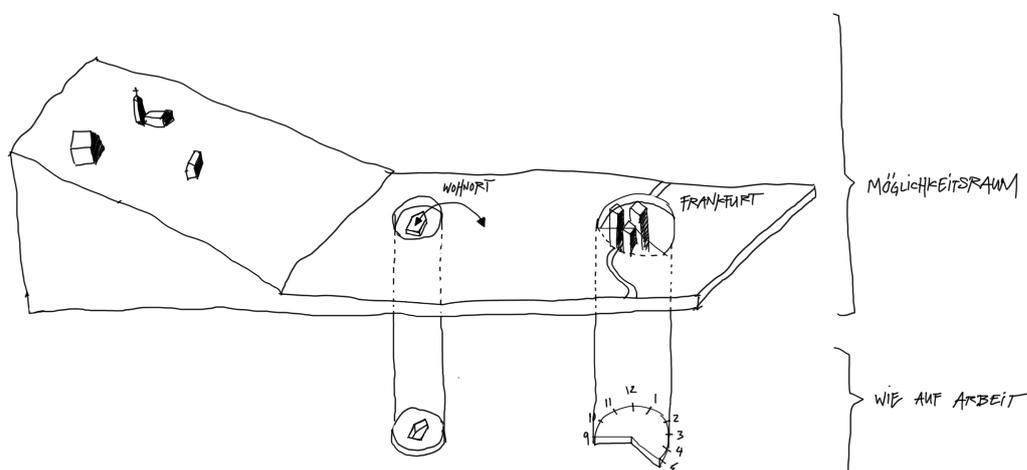


Abb. 48: Die Konzepte „Arbeit“ und „Freizeit“ korrespondieren mit der räumlichen Entgegensetzung vom „Ort“ und einem „anderen Bereich“ der „Möglichkeiten“. Alles, was „Arbeit“ oder „wie Arbeit“ ist, nimmt selbst keinen Raum ein und fällt aus dem Konzept heraus. Allein „Freizeit“ schafft Räume. Sie werden ungeographisch in einem Handlungsmuster verbunden und von „Arbeit“ geläutert: vom „Ort“ und von Frankfurt als Arbeitsort. „Frankfurt“ wechselt seine Rolle zwischen Arbeitszeit und „Freizeit“, der „Ort“ aber ist immer „wie auf der Arbeit“. Das eigene Haus muss dabei, wie eine Insel, ausgenommen werden – dort kann wieder „Freizeit“ gelebt werden, auf der Terrasse oder wenn „spontan“ Besuch kommt. Man hat den

Möglichkeitsraum „direkt vor der Tür“ und ist umgekehrt von dort „gleich wieder zu Hause“. Frau Ladenburg „hüpft“, wie sie sagt, in den „anderen Bereich“ und überspringt dabei den „Ort“.

4.3.3 Argumente für eine Erinnerung

In den vorangegangenen Beispielen wurde gezeigt, wie pragmatische sprachliche Mittel dafür eingesetzt werden, bestimmte Bedeutungen zu erzeugen. Während sich die Bedeutungen in einigen Beispielen auf den Raum richten, in dem die Gesprächspartner leben und über den sie erzählen, zeigen auch die Mittel selbst räumliche Merkmale auf, die als Diagramme darstellbar sind.

Das folgende Beispiel wendet diese Betrachtung nochmals: Sollen die Argumente für eine lange zurückliegenden Entscheidung von der Erzählerin nachvollziehbar gemacht werden, kann sie in die prekäre Lage kommen, sich nicht mehr genau an sie zu erinnern. Oder aber die Entscheidung kam unter anderen Kriterien zustande, als es der gegenwärtige Erzählstrang verlangt. Aus der Motivation heraus, autobiographische Entscheidungssituationen auch nach Jahren noch nachvollziehbar und erzählbar zu machen, wird dann das einstige Spiel der Gründe und Gegengründe durch eine Beschreibung des Raums ersetzt, in dem die Sprecherin heute lebt. Der Raum steht zwar für Gleichzeitigkeit und für Gegenwart – gelingt aber der Sprung vom Erinnern und Erzählen eines früheren Entscheidens zur Darstellung einer heute vorliegenden räumlichen Situation, dann können die Schwierigkeiten beim Zugriff auf die Vergangenheit umgangen werden. Der Raum wird dann so beschrieben, dass er zum manifesten Argument wird für den gewünschten Rückblick auf das eigene Handeln von damals. Im Unterscheid zum ersten Beispiel in Kapitel 4.1.1 wird keine Erinnerung in der Wahrnehmungsumgebung „aufgefunden“, sondern lediglich ein Argument dafür, dass diese Erinnerung eigentlich existieren müsste.

Frau Ladenburg konstruiert im Gespräch mit ihrem Mann und dem Interviewer ein früheres Nachdenken und Entscheiden aus der positiv empfundenen Gegenwart heraus. Das Interviewgespräch hat gerade das Thema der öffentlichen Verkehrsanbindung berührt:

Herr Ladenburg: „Sie kriegen in Frankfurt alles und sind innerhalb kürzester Zeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln hingefahren, können das da genießen und sind auch gleich wieder zu Hause“ (30).

Frau Ladenburg: „Also überhaupt die Infrastruktur ist klasse. Also auch damals, {...} wie wir hierher gezogen sind. Wie gesagt, ich wollte nicht, dass ich jedes Mal dann Achtjährige durch die Gegend fahren muss – “ (30).

Zwar muss Frau Ladenburg heute, wo ihre Tochter acht Jahre alt ist, genau dies ab und zu doch tun:

„[...] aber ich hab keine Lust gehabt, da, wenn die dann mal vierzehn, fünfzehn ist, da die ganze Zeit hier die Kutschiererin und so weiter zu spielen, ne?“ (30).

Der Interviewer hakt nach: „Da haben Sie {damals} schon dran gedacht, auch?“ Und Frau Ladenburg antwortet etwas ausweichend:

„Ja, irgendwie glaub ich, dass ich da irgendwie dran gedacht hab“ (30)

und dann lacht sie. Demnach *hat* sie nicht daran gedacht, sondern sie *glaubt*, so gedacht zu haben. An dieser Stelle greift ihr Mann ein: „Ich denk, man hat sich drauf eingestellt, weil das Haus kam vor dem Kind. Im Endeffekt arrangiert man sich danach. Wenn das Kind dann da ist“ (31). Er glaubt nicht daran, dass derartige Gedanken schon vor dem Hausbau existiert haben oder dass sie entscheidend waren, zumindest für ihn nicht.

Frau Ladenburg entgegnet im Konjunktiv: Wenn das Baugrundstück seiner Eltern „in Usingen oder was weiß ich, im tiefen Taunus, Grävenwiesbach“ gelegen hätte, „da hätt ich gesagt, da will ich nicht wohnen“ (31) – eine Ansicht, der ihr Mann sich durchaus anschließen kann. Die hierbei zutage tretende, nachträgliche Konstruktion einer nachteiligeren Alternative weiter weg von Frankfurt, „in Usingen oder was weiß ich“, rückt die tatsächlich bestehende, also die vor über acht Jahren gewählte Situation in ein günstiges Licht. „Und deswegen mein ich des, da hab ich schon drüber nachgedacht, ne?“ (31).

Auf den ersten Blick spricht Frau Ladenburg aus der Erinnerung heraus, sie erinnert sich an einen Grund, der die regionale Lage ihres Baugrundstücks betrifft. Der Grund war vor mehr als acht Jahren im Spiel, als sie und ihr Mann sich für den Hausbau in Niederhöchstadt entschieden hatten. Im Laufe des Gesprächs, auf die Nachfrage des Interviewers und die Intervention ihres Mannes hin verändert sich diese „Erinnerung“ aber zu einem Argument dafür, dass bei ihrer damaligen Entscheidung der genannte Grund eine Rolle gespielt haben müsste – gewissermaßen eine Erinnerung im Konjunktiv.

Das bedeutet nicht, dass die Überlegung damals nicht stattgefunden hat und dieser Grund keine Rolle dabei gespielt hat. Interessant ist hierbei die Technik, mit der eine

Erinnerung an einen Entscheidungsprozess eingeführt wird und sich dann im weiteren Gespräch in ein Argument verwandelt, das dafür spricht, dass der erwähnte Grund in der Vergangenheit tatsächlich eine Rolle gespielt hat.

Dieses komplexe Argument, das für eine Erinnerung spricht, wird durch ein negatives Gegenbild aufgebaut: Hier ist es der „tiefe Taunus“, wo keiner der beiden hingezogen wäre. Der Raum, wie er heute wahrgenommen wird, wird mit wahrscheinlichen Entscheidungsgründen – und die Erinnerung an diese – ausgestattet. Das ist aber der umgekehrte Weg, den man von einer Entscheidungsgeschichte erwarten würde. Damit soll die Darstellung der Gesprächspartner nicht „entlarvt“ werden: Es geht vielmehr um den regionalen Raum und darum, dass er ein mit Gründen ausgestaffierter Raum ist, der wie ein Diagramm aufbewahrt, welche „Erinnerungen“ man an sein eigenes Handeln hat und in welcher Verbindung sie stehen.

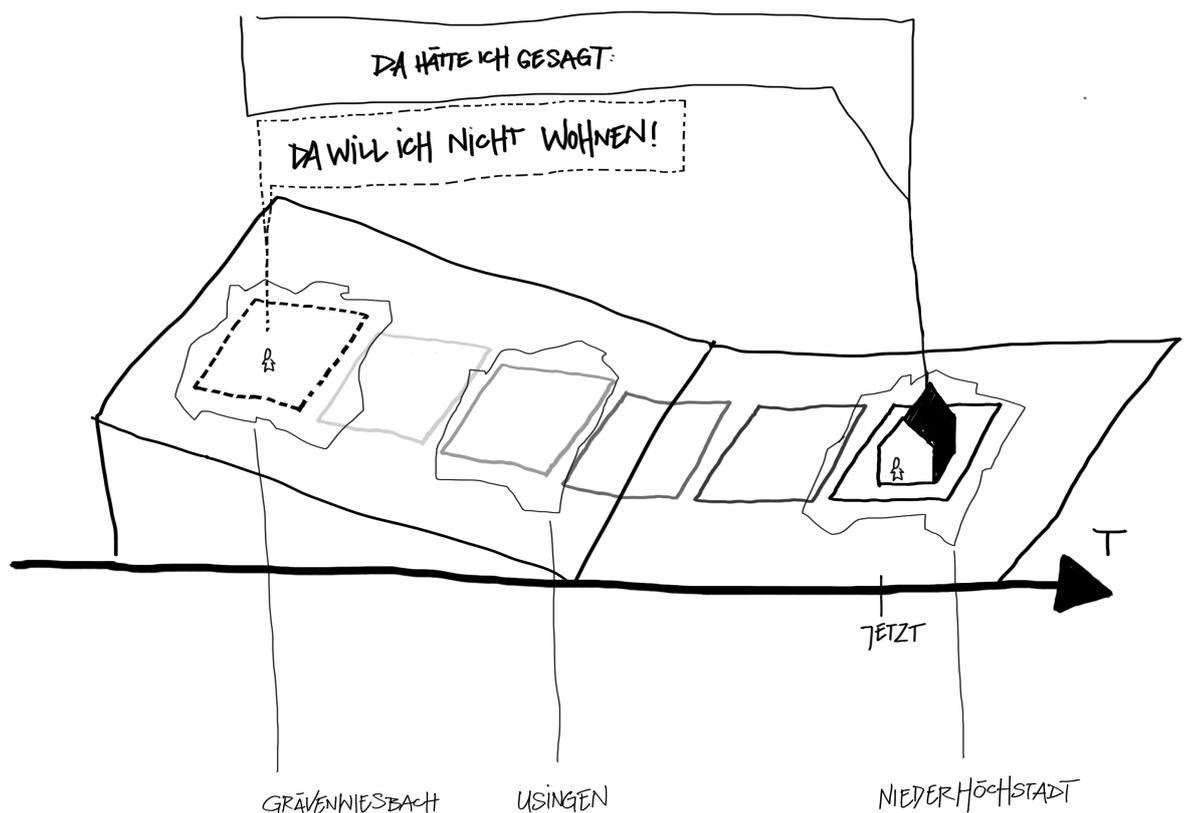


Abb. 49: Für den Hausbau auf elterlichem Grundstück, der vor Jahren erfolgte, wird im Nachhinein eine Entscheidungsalternative konstruiert: Wäre das Grundstück an anderer Stelle gelegen, hätte man anders entschieden. Der Raum, wie er heute wahrgenommen wird, liefert die plausiblen Entscheidungsgründe, die in die Vergangenheit übertragen werden. Statt dass in der Erinnerung Räume und darauf bezogene Handlungen auftauchen, wird der heutige Raum zum Muster einer Erinnerung an das eigene Handeln und

seine Gründe. Das ist der umgekehrte Weg, den man von einer Entscheidungsgeschichte eigentlich erwarten würde. Zugleich wird die Umgebung rationalisiert: Gründe, die sich heute im Raum ausmachen lassen, werden zu eigenen Entscheidungsmöglichkeiten.

Die Vorteile der guten Anbindung an die öffentliche Verkehrsinfrastruktur waren der Ausgangspunkt für diese Erinnerungspassage. Frau Ladenburg lässt das Umzugs-Argument, dass sie von Niederhöchststadt aus „keine Achtjährige durch die Gegend fahren muss“ (30) aber gleich wieder fallen – ihre Tochter ist heute acht Jahre alt, und sie muss doch gefahren werden. Stattdessen wendet sie das Argument auf die Zukunft, wenn das Kind einmal „vierzehn, fünfzehn“ sein wird.

Hier wird in der Rede bereits „nachgebessert“, und dabei wird deutlich, dass in der dargestellten Redetechnik ein Argument, das auch gleichsam „zeitlos“ für sich stehen könnte, als Erinnerung ausgedeutet wird, um ihm eine weitere Funktion zuzuordnen: die vergangene Entscheidung für den Hausbau zu rationalisieren, also mit Gründen auszustatten. Es geht nicht allein darum, Gründe anzuführen, die für die heutige Situation sprechen; sie sollen auch über eine „Erinnerung“ als Gründe ausgewiesen werden, die zur Entscheidung hingeführt haben. Diese Technik wird angewendet, wenn es offensichtlich nicht ausreicht, für eine akzeptierte Situation „gute Gründe“ anzuführen, sondern auch die Herbeiführung der Situation als begründet erscheinen soll. Man kann auch sagen: Die Gründe, die heute für diese Wohnform sprechen, sollen nicht zufällig bestehen, egal wie triftig sie sind.

STRUKTUREN ZWISCHEN STADT UND TEXT

Eine Untersuchung, die sich mit der „Stadt im Text“ befasst und die ihr theoretisches Rüstzeug sprachwissenschaftlichen Konzepten entnimmt, gerät unweigerlich in die Nähe semiotischer Konzepte einer „Stadt als Text“.⁵²¹ Die Geographin Ulrike Gerhard und der Linguist Ingo H. Warnke führen den Begriff einer „transtextuellen Einbettung urbaner Texturen“ ein, um darzulegen, wie die Rede von der „Stadt als Text“ anders denn metaphorisch verstanden werden könnte;⁵²² der Sprach- und Textbegriff werde in der Kultursemiotik zumeist metaphorisch gebraucht, d.h. „die Stadt wird als eine lesbare Oberfläche verstanden, in die Informationen encodiert sind, die dann wiederum semiotisch erschlossen werden können.“⁵²³ Die Autoren plädieren dem gegenüber dafür, dass Städte „tatsächlich Texte sind“. Für sie seien dieselben Textualisierungskriterien anzuführen wie für sprachlich verfasste Texte. Diese Aussage scheint sich noch mit dem hier verfolgten Ansatz zu decken, wenn auch in umgekehrter Wirkrichtung, insofern der Aufbau von Lynchs *city image* bzw. *city form* einen Plan dafür hergab, in den Sprach- und Textwissenschaften nach Ähnlichkeiten zu suchen.

Der Gegenstand und das Ziel der beiden Autoren sind aber andere: Es frage sich, „ob die Strukturregularitäten von Sprache sich nicht auch jenseits der verbalen Kommunikationsformen finden, bzw. umgekehrt formuliert, ob nicht auch außersprachliche semiotische Formen nach sprachlichen Struktureigenschaften organisiert sind.“⁵²⁴ Sie gehen davon aus, „dass die außersprachlichen Sachverhalte in engster Bindung an die begriffliche Konzeptualisierung und damit an sprachliche Strukturen zu verstehen ist. Unsere Vorstellung von Städten und damit auch die Wahrnehmung urbaner Räume sind gebunden an sprachliche Kategorien.“

Warnke und Gerhard untersuchen in ihrem Beitrag keine Texte und auch keine „inneren Bilder“, sondern *Master Planned Communities* als Belege eines „nordamerikanischen Neotraditionalismus“. Ihre theoretischen und methodischen Überlegungen sind semiotisch, sie haben entgegen dem ersten Eindruck ein anderes

⁵²¹ Vgl. den von Alessandro Carlini und Bernhard Schneider herausgegebenen gleichnamigen Sammelband *Die Stadt als Text*.

⁵²² Warnke/Gerhard: *Textures suburbaner Räume im 21. Jahrhundert*.

⁵²³ Ebenda, S. 13.

⁵²⁴ Ebenda, S. 14; dort auch das folgende Zitat.

Anwendungsfeld als die vorliegende Arbeit.

Sie gelten der „Stadt als Text“, d.h. sie versuchen – wie schon die Autoren in dem gleichnamigen Sammelband – als Textexperten Städte zu lesen, und nicht als Städtebauer Texte.

Ich habe versucht, die Möglichkeiten des letzteren Zugangs auszuloten. Ausgangsthese war, dass sprachpragmatische Effekte einen Zugang zu den „inneren Bildern“ urbaner Räume eröffnen, an denen eine an Inhalten oder an Geschichten orientierte Auswertung von Bewohnerinterviews vorbeischaun würde, und dass sich umgekehrt die inneren Bilder dieser Räume als eine Voraussetzung von sprachlichen Handlungen aufweisen lassen. Der zentrale Punkt dieses methodischen Versuchs liegt in einer Fokusverschiebung vom manifesten Gehalt auf die kommunikative Natur der zugrunde gelegten Texte. Kommunikation ist eine Form der Kooperation⁵²⁵ – die Komponenten der Bilder sind daher nicht nur in den Strukturen der Texte „verstreut“, sondern sie verteilen sich auch auf alle Gesprächsteilnehmer in der sozialen Situation des Interviews. Man kann einem solchen Bild keinen festen Ort zuweisen, an dem es repräsentiert wäre. Auch muss man es nicht erst soziologisch ausdeuten – es ist bereits sozial.

Daher „beinhalten“ die untersuchten Texte die in Frage stehenden Bilder nicht, es geht nicht um Beschreibungen von Veduten und Szenerien und auch nicht um persönliche Erfahrungen. Die Texte sind eher „Skripte“, nach denen wir Bilder in der Vorstellung anderer entstehen lassen. Verfolgt man diese Bilder, die man wie die Bilder der Zwischenstadt zunächst „erspüren“ muss (Thomas Sieverts), auf ihr Skript respektive ihre grammatische Struktur zurück, dann zeigen sich Zusammenhänge von Strukturen und Handlungen, die denjenigen in Christopher Alexanders städtebaulicher Kritik an hierarchischen Planungsmodellen ähneln.⁵²⁶ Seine Kritik lässt sich als linguistisches Modell lesen und praktisch anwenden.

Kevin Lynch hatte seine Methode von vornherein auf ihren praktischen Nutzen für die Stadtplanung ausgerichtet. Dass er bereit war, die umfassenden und sozialen Bilder, die *public images* einer Stadt, als thematische Karten anzulegen und so ihren ursprünglichen pragmatischen Sinn zu verschenken, ist wohl diesem bedeutenden Ziel geschuldet. Der hier vorgelegte methodische Versuch lässt die Frage nach der praktischen Anwendbarkeit seiner Ergebnisse offen. Es sind Stichworte, die Thomas Sieverts liefert, die diesbezüglich

⁵²⁵ Vgl. Tomasello: *Der Ursprung der menschlichen Kommunikation*.

⁵²⁶ Vgl. Alexander: *A City is not a Tree*.

in eine mögliche Richtung weisen: So muss man fragen, ob die „Arbeit an den Innenbildern“⁵²⁷ der Bewohner, aber auch der Planer und Lokalpolitiker, überhaupt gelingen kann, wenn man diese Bilder nicht pragmatisch deutet. Beobachtung und Selbstbeobachtung des alltäglichen Handelns bieten zwar eine Zugangsmöglichkeit zu Leitbildern des Lebens in der Zwischenstadt. Hier tritt aber das Problem auf, dass die weitgehend „anästhetischen“ Räume auch in der Semantik „unterbelichtet“ sind, die ästhetisch aufgeladenen dagegen tendenziell „überbelichtet“. Biographisches Erzählen wiederum kümmert sich nicht um räumliche Zusammenhänge, sondern befasst sich überwiegend mit Entscheidungssituationen, wobei die urbanen Räume Optimierungskalkülen unterzogen werden – dann geht es um Grundstückspreise, Fahrzeiten, Anbindung, Nähe und Ferne innerhalb sozialer Netzwerke usw., jedoch nicht um innere Bilder.

In manchen der bebilderten Interviewanalysen wurde die semantische Konstruktion auf den Ebenen I und II sehr detailliert dargestellt, und der pragmatische „Gewinn“ war eher beiläufig. Andere wiederum zeigen mit wenigen Strichen hingetuschte Andeutungen innerer Bilder, die dennoch einen starken Effekt auslösen (Ebene III). Weitere Analysen beschränken sich darauf, Pragmatik bildhaft darzustellen, es sind eher sprachwissenschaftliche Beispiele als Raumanalysen. Andere gehen deutlich darüber hinaus und lassen erahnen, dass es innere Bilder im Sinne von Kevin Lynchs *city images* sind, die Sprechakte, Indirektheit oder Implikaturen in einer globalen Textdimension möglich machen. Immer aber sollte deutlich werden, dass die Sprachpragmatik eine Nähe zum Bild hat. So umfangreich dieses linguistische Forschungsgebiet mittlerweile auch ist: Die naheliegende Verbindung zum Bild scheint im Fachdiskurs durchaus unterentwickelt zu sein. Es wäre erfreulich, wenn aus dem Städtebau stammende Sichtweisen und darauf bezogene Analysen auch der fachfremden Disziplin Diskussionsbeiträge und Anregungen liefern könnten.

Die Analysen haben mitunter einen kritischen Unterton. Diese Kritik will aber immer Sprachkritik sein, sie richtet sich nie auf die Lebensführung der interviewten Personen. Die Unnachgiebigkeit, mit der den Funktionen der Sprache im Einzelnen nachgegangen wird, dient allein dem Aufspüren „innerer Bilder“ im Sprechtext. Ihre Funktionen sind nicht manifest, ihnen nachzugehen kann daher den Eindruck erwecken, es gehe darum, das jeweilige Sprechen zu „entlarven“. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Vielmehr soll die Überraschung, die mit dem Aufdecken einer Funktion einhergehen kann, allein der

⁵²⁷ Sieverts: *Zwischenstadt*, S. 120 ff.

wissenschaftlichen Motivation dienen. Wenn es tatsächlich innere Bilder sind, die das Erzählen vom Leben in urbanen Räumen funktional anleiten, dann können wir nicht anders als sie verdecken, indem wir sie benutzen.

Während sich die Semantik einer Sprache nur langsam wandelt⁵²⁸ und auch pragmatische Verfahren weitgehend konventionellen Regeln folgen,⁵²⁹ so bietet die Praxis der Sprechakte und Implikaturen immerhin die „Chance“ ihres Misslingens. Austin hat erkannt, dass die Möglichkeit, dass etwas „schiefgeht“, den Grundzug des Sprechhandelns ausmacht. Darin liegt zugleich eine große Chance für neue Interpretationsmöglichkeiten. Die gezeigten Bilder könnten dieses Potential entfalten, wenn man die Zwischenstadt „entdecken, begreifen, verändern“⁵³⁰ will.

So wie Kevin Lynch von den inneren Bildern auf die gebaute Stadt schaut, um dort Verbesserungsmöglichkeiten auszumachen, so könnte man von den pragmatischen Effekten aus – an den semantischen Textstrukturen „vorbei“, durch die sie ausgelöst werden – nach den urbanen Strukturen fragen, in denen die Bewohner leben. Dies würde zunächst ein sehr freies, entwerfendes Vorgehen erfordern. Möglicherweise kommt so in den Blick, was die Strukturen der heutigen Stadtlandschaften wirklich bedeuten, wenn man sie weder als „gestylt“, noch „anästhetisiert“ wahrnimmt.

⁵²⁸ Vgl. etwa Luhmann: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*.

⁵²⁹ Vgl. Grice: *Logik und Konversation*.

⁵³⁰ So der Untertitel von Sieverts et al.: *Zwischenstadt – inzwischen Stadt?*

LITERATURVERZEICHNIS

- Adamzik, Kirsten: Textlinguistik. Eine einführende Darstellung. Tübingen: Niemeyer 2004.
- Alexander, Christopher: A city is not a tree. In: Design After Modernism. Beyond the Object. Hrsg. von John Thackara (London: Thames and Hudson 1988) S. 67-84 (1. Aufl. 1979).
- Alexander, Christopher: The Timeless Way of Building. New York: The Oxford University Press 1979.
- Alexander, Christopher; Ishikawa, Sara; Silverstein, Murray: A Pattern Language. Towns, Buildings, Construction. New York: Oxford University Press 1977.
- Auer, Peter: Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern. Tübingen: Niemeyer 1999.
- Austin, John L[angshaw]: Zur Theorie der Sprechakte. Deutsche Bearbeitung von Eike v. Savigny. 2., bibliogr. erg. Ausg. Stuttgart: Reclam 2002 (1. Aufl. 1962 u.d.T. *How to do things with words*).
- Bahrdt, Hans Paul: Grundformen sozialer Situationen. Eine kleine Grammatik des Alltagslebens. Hrsg. von Ulfert Herlyn. München: Beck 1996.
- Banerjee, Tridip; Southworth, Michael: Kevin Lynch. His Life and Work. In: City Sense and City Design. Writings and Projects of Kevin Lynch. Ed. by Tridip Banerjee and Michael Southworth (3. Aufl. Cambridge: The MIT Press 1996) S. 1-29.
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas: Die Gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Aus dem Englischen von Monika Plessner. Mit einer Einleitung zur dt. Ausg. von Helmuth Plessner. Frankfurt am Main: Fischer 1969 (1. Aufl. 1966 u.d.T. *The Social Construction of Reality*).
- Bergmann, Jörg R.: Ethnomethodologie. In: Qualitative Forschung, S. 118-135.
- Bertaux, Danile; Bertaux-Wiame, Isabelle: Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis. In: Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ‚*Oral History*‘. Hrsg. von Lutz Niethammer (Frankfurt am Main: Syndikat 1980) S. 108-122.
- Bertolet, R.: Are there indirect speech acts? In: Foundations of Speech Act Theory. Hrsg. von S. L. Tsohatzidis (London, New York: Routledge 1994) S. 335-349.

- Boczek, Barbara: Transformation Urbaner Landschaft. Ansätze zur Gestaltung in der Rhein-Main-Region. Wuppertal: Müller + Busmann 2007 (Reihe Zwischenstadt. Bd. 11).
- Bölling, Lars; Christ, Wolfgang: Bilder einer Zwischenstadt. Ikonografie und Szenografie eines Urbanisierungsprozesses. Redaktion Leif Hallerbach. Wuppertal: Müller + Busmann 2005 (Reihe Zwischenstadt. Bd. 6).
- Bormann, Oliver; Koch, Michael; Schmeing, Astrid; Schröder, Martin; Wall, Alex: Zwischen Stadt Entwerfen. Redaktion Leif Hallerbach. Wuppertal: Müller + Busmann 2005 (Reihe Zwischenstadt. Bd. 5).
- Brinker Klaus: Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Bearbeitet von Sandra Ausborn-Brinker. 7. durchges. Aufl. Berlin: Schmidt 2010 (1. Aufl. 1988).
- Brinker Klaus: Textfunktionale Analyse. In: Text- und Gesprächslinguistik, S. 175-186.
- Brinker, Klaus; Sager, Sven F.: Linguistische Gesprächsanalyse. Eine Einführung. 4. durchges. und erg. Aufl. Berlin: Schmidt 2006 (Grundlagen der Germanistik. Bd. 30) (1. Aufl. 1989).
- Bruyn, Günter de: Das erzählte Ich. Über Wahrheit und Dichtung in der Autobiographie. Frankfurt am Main: Fischer 1995 (Fischer-Bibliothek).
- Buchwald, Dagmar: Gestalt. In: Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden. Hrsg. von Karlheinz Barck u.a. Bd. 2: Dekadent – grotesk (Stuttgart, Weimar: Metzler 2001) S. 820-862
- Dijk, Teun A. van: Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung. Aus dem Niederländischen von Christoph Sauer. München: dtv 1980 (1. niederl. Aufl. 1978 u.d.T. *Tekstwetenschap*; 1. dt. Aufl. 1980).
- Downs, Roger M.; Stea, David: Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen. Hrsg. von Robert Geipel. Aus dem Englischen von Daniela und Erika Geipel. New York: Harper & Row 1982 (1. amerik. Aufl. 1977 u.d.T. *Maps in Minds. Reflections on cognitive mapping*).
- Ehlich, Konrad: Der Alltag des Erzählens. In: Erzählen im Alltag. Hrsg. von Konrad Ehlich (Frankfurt am Main: Suhrkamp 1980) S. 11-27.
- Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden

- Erzählforschung. Hrsg. von Rolf Wilhelm Brednich. Berlin, New York: de Gruyter 1977 ff.
- Fischer-Lichte, Erika: Ästhetik des Performativen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004 (Edition Suhrkamp. Bd. 2373).
- Flick, Uwe: Triangulation in der qualitativen Forschung. In: *Qualitative Forschung*, S. 309–318.
- Flick, Uwe; Kardorff, Ernst v.; Steinke, Ines: Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: *Qualitative Forschung*, S. 13–29.
- Foucault, Michel: Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Duccio Trombadori. Aus dem Französischen von Horst Brühmann. Mit einem Vorwort von Wilhelm Schmid. Mit einer Bibliographie von Andrea Hemminger. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996 (1. ital. Aufl. 1980 u.d.T. *Conversazione con Michel Foucault*).
- Fuchs-Heinritz, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. 3. überarb. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005 (Hagener Studentexte zur Soziologie) (1. Aufl. 1984).
- Geiger, Theodor: Zur Kritik der arbeiterpsychologischen Forschung. In: *Die Gesellschaft* 8 (1931) S. 237–254.
- Goffman, Erving: Interaktion im öffentlichen Raum. Aus dem Englischen von Hanne Herkommer. Überarbeitet von Hubert Knoblauch. Mit einer Einleitung von Hubert Knoblauch. Frankfurt am Main, New York: Campus 2009 (Campus-Bibliothek) (1. engl. Aufl. 1963 u.d.T. *Behavior in Public Places. Notes on the Social Organization of Gatherings*).
- Goffman, Erving: Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen. Hrsg. von Hubert Knoblauch, Christine Leuenberger und Bernt Schnettler. Konstanz: UVK 2005 (Erfahrung – Wissen – Imagination. Bd. 11).
- Gottdiener, Mark; Lagopoulos, Alexandros Ph.: Introduction. In: *The City and the Sign. An Introduction to Urban Semiotics*. Hrsg. von dens. (New York: Columbia University Press 1986) S. V–X.
- Grice, H. Paul: Logic and Conversation. In: Ders.: *Studies in the Way of Words* (Cambridge: Harvard University Press 1991) S 22–40.
- Grice, H. Paul: Logik und Konversation. In: *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Hrsg.

- von Georg Meggle (Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979) S. 243–265.
- Hahn, Achim; Steinbusch, Michael: Zwischen Möglichkeit und Grenze. Zur Bedeutungsgestalt der Zwischenstadt. Redaktion Leif Hallerbach. Wuppertal: Müller + Busmann 2006 (Reihe Zwischenstadt. Bd. 7).
- Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Aus dem Französischen von Holde Lhoest-Offermann. Mit einem Geleitwort zur dt. Ausgabe von Heinz Maus. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer 1985 (Fischer Wissenschaft. Bd. 7359) (1. franz. Aufl. 1950 u.d.T. *La mémoire collective*; 1. dt. Aufl. 1967).
- Harper, Douglas: Fotografien als sozialwissenschaftliche Daten. In: Qualitative Forschung. Hrsg. von Flick u.a. Douglas Harper, S. 402–416.
- Hartmann, Peter: Texte als linguistisches Objekt. In: Beiträge zur Textlinguistik. Hrsg. von Wolf-Dieter Stempel (München: Fink 1971) S. 9–29.
- Hauser, Susanne: Stadt ohne Bild. Zur Wahrnehmung der Agglomeration. In: 100 % Stadt. Der Abschied vom Nicht-Städtischen. Konzept und Redaktion von Ernst Hubeli, Harald Saiko und Michael Müller (Graz: Haus der Architektur 2003) S. 105–121.
- Hauser, Susanne; Kamleithner, Christa: Ästhetik der Agglomeration. Wuppertal: Müller + Busmann 2006 (Reihe Zwischenstadt. Bd. 8).
- Heinemann, Wolfgang: Textpragmatische und kommunikative Ansätze. In: Textlinguistik. 15 Einführungen. Hrsg. von Nina Janich (Tübingen: Narr 2008) S. 113–143.
- Henne, Helmut; Rehbock, Helmut: Einführung in die Gesprächsanalyse. 4. durchgesehene und bibliographisch ergänzte Aufl. Berlin, New York: de Gruyter 2001 (De-Gruyter-Studienbuch) (1. Aufl. 1978).
- Heydenreich, Susanne: Aktionsräume in dispersen Stadtregionen. Ein aktorsbezogener Ansatz zur Analyse von Suburbanisierungsprozessen am Beispiel der Stadtregion Leipzig. Passau: L.I.S. 2000 (Münchener Geographische Hefte. Nr. 81).
- Horn, Laurence R.: Implicature. In: The Handbook of Pragmatics. Hrsg. von Laurence R. Horn und Gregory Ward (Malden, Oxford, Carlton: Wiley; Blackwell 2006) S. 3–28.
- Hüther, Gerald: Die Macht der inneren Bilder. Wie Visionen das Gehirn, den Menschen und die Welt verändern. 6. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2010 (1. Aufl. 2004).
- Hüther, Gerald: Was wir sind und was wir sein könnten. Ein neurobiologischer Mutmacher. Frankfurt am Main: Fischer 2011.

- Jolles, André: Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz. 8. unveränd. Aufl. Tübingen: Niemeyer 2006 (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft. Bd. 15) (1. Aufl. 1930).
- Kapteina, Arne: Vertraute Gegend. Markierte Landkarten und Mental Maps im Methodenvergleich. In: Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft. Hrsg. von Heinz Schilling und Beatrice Ploch (Frankfurt am Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt 1995) S. 183-206.
- Keppler, Angela: Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994 (Suhrkamp-Taschenbuch. Wissenschaft. Bd. 1132).
- Keupp, Heiner; Ahbe, Thomas; Gmür, Wolfgang; Höfer, Renate; Mitzscherlich, Beate; Kraus, Wolfgang; Straus, Florian: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. 2. erw. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2002 (rowohlts enzyklopädie. Bd. 55634) (1. Aufl. 1999).
- Lehmann, Albrecht: Rechtfertigungsgeschichten. In: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 11: Prüfung – Schimärenmärchen (Berlin, New York: de Gruyter 2004) Sp. 401-406.
- Lehmann, Albrecht: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin: Reimer 2007 (Reimer Kulturwissenschaften).
- Lehmann, Albrecht: Zur Typisierung alltäglichen Erzählens. In: „Wirklichkeit“ im Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Hrsg. von Thomas Jung und Stefan Müller-Doohm (Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993) S. 430- 438.
- Levinson, Stephen C.: Pragmatik. Aus dem Englischen neu übers. von Martina Wiese. Tübingen: Niemeyer 2000 (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft. Bd. 39) (1. amerik. Aufl. 1983 u.d.T. *Pragmatics*).
- Lindner, Rolf: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990 (unveränd. Neuaufl. 2007).
- Luhmann, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Teilbd. 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Bd. 1360) (1. Aufl. 1997).
- Lynch, Kevin: Das Bild der Stadt. Aus dem Englischen von Henni Korssakoff-Schröder und Richard Michael. Berlin, Frankfurt am Main, Wien: Ullstein 1965 (Bauwelt

- Fundamente. Bd. 16) (1. amerik. Aufl. 1960 u.d.T. *The Image of the City*).
- Lynch, Kevin: Reconsidering *The Image of the City*. In: *Cities of the Mind. Images and Themes of the City in the Social Sciences*. Hrsg. von Lloyd Rodwin und Robert M. Hollister (New York, London: Plenum Press 1984) S. 151-161.
- Lynch, Kevin: *The Image of the City*. 1. Aufl. Cambridge, London: The Massachusetts Institute of Technology Press 1960.
- Mainzer, Klaus: *Komplexität*. Paderborn: Fink 2008.
- Markowitsch, Hans J.; Welzer, Harald: *Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta 2006 (1. Aufl. 2005).
- Maturana, Humberto R.; Varela, Francisco J. 1992: *The Tree of Knowledge. The Biological Roots of Human Understanding*. Rev. ed. Boston: Shambhala Publications 1992 (1. span. Aufl. 1984; 1. dt. Aufl. 1987 u.d.T. *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*).
- Mayring, Philipp: *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. 8. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz 2003 (1. Aufl. 1983).
- Mead, Georg H.: *Geist, Identität und Gesellschaft – aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Mit einer Einleitung von Charles W. Morris. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973 (1. Aufl. 1934 u.d.T. *Mind, Self and Society. From the standpoint of a social behaviorist*).
- Meibauer, Jörg: *Pragmatik. Eine Einführung*. 2. verb. Aufl. Tübingen: Stauffenburg 2001 (Stauffenburg Einführungen. Bd. 12).
- Park, Robert E.; Burgess, Ernest W.; McKenzie, Roderick D.: *The City*. Chicago: The University of Chicago Press 1925.
- Ploch, Beatrice: *Die Symbolisierung der eigenen Welt. Das Raumorientierungsmodell als Schlüssel zu den Mental Maps*. In: *Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft*. Hrsg. von Heinz Schilling und Beatrice Ploch (Frankfurt am Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt 1995) S. 153-181.
- Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Hrsg. von Uwe Flick, Ernst v. Kardorff und Ines Steinke. 3. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2004 (Rowohlts Enzyklopädie. Bd. 55628) (1. Aufl. 2000).

- Räume der Identität – Identität der Räume. Hrsg. von Sabine Thabe. Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur 1999 (Dortmunder Beiträge zur Raumplanung. Blaue Reihe. Bd. 98).
- Rentsch, Thomas: Die Konstitution der Moralität. Transzendente Anthropologie und praktische Philosophie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Bd. 1421) (1. Aufl. 1990).
- Schlögel, Karl: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik 3. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer 2009 (1. Aufl. 2003).
- Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview. Bonn: Deutsches Institut für Erwachsenenbildung 1983.
- Searle, John R.: Indirekte Sprechakte. In: Ders.: Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Aus dem Englischen von Andreas Kemmerling (Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982) S. 51-79.
- Searle, John R.: Making the Social World. The Structure of Human Civilization. Oxford, New York: Oxford University Press 2010.
- Searle, John R.: Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Aus dem Englischen von R. und R. Wiggershaus. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1983 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Bd. 458) (1. amerik. Aufl. 1971 u.d.T. *Speech acts*).
- Shacter, Daniel A.: The seven sins of memory. In: *American Psychologist* 54 (1999) S. 182-201.
- Sieverts, Thomas: Geleitwort. In: Bölling/Christ: Bilder einer Zwischenstadt, S. 4-5.
- Sieverts, Thomas: Wiedergelesen. Kevin Lynch und Christopher Alexander. Das Aufbrechen und Wiedererfinden der Konvention. Auf der Spur des Geheimnisses lebendiger Räume und Städte. In: *DISP* 33 (1997) Nr. 129, S. 52-59.
- Sieverts, Thomas: Zwischenstadt. Zum Stand der Dinge. In: *Archithese* 30 (2000) Sondernummer November, S. 6-11.
- Sieverts, Thomas: Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. 3. durchges. und um ein Nachwort ergänzte Aufl. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg 1999 (Bauwelt-Fundamente. Bd. 118) (1. Aufl. 1997).
- Sieverts, Thomas; Koch, Michael; Stein, Ursula; Steinbusch, Michael: Zwischenstadt – inzwischen Stadt? Entdecken, Begreifen, Verändern. Eine Collage auf der Basis von

- Texten aus dem Forschungsprojekt „Mitten am Rand – Zwischenstadt. Zur Qualifizierung der verstädterten Landschaft“ von Gerd Aufmkolk. Wuppertal: Müller + Busmann 2005 (Reihe Zwischenstadt. Querschnittsband).
- Simon, Fritz B.: Einführung in die systemische Organisationstheorie. Heidelberg: Auer 2007.
- Steinbusch, Michael: Die Schneegrenze. Wohnen zwischen Stadt und Land. Münster, Hamburg, Berlin, London: LIT 2001 (Sozialforschung, Arbeit und Sozialpolitik. Bd. 6).
- Strauss, Anselm C.; Corbin, Juliet M.: Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory. 3. Aufl. Thousand Oaks: Sage 2008 (1. Aufl. 1998; 1. dt. Aufl. 1996).
- Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Linguistics of Text and Conversation. An International Handbook of Contemporary Research. Hrsg. von Klaus Brinker; Gerd Antos; Wolfgang Heinemann; Sven F. Sager. Berlin, New York: de Gruyter 2000–2001 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Bd. 16).
- Tomasello, Michael: Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Aus dem Englischen von Jürgen Schröder. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2009 (1. amerik. Aufl. 2008 u.d.T. *Origins of Human Communication*).
- Vrachliotis, Georg: Topologien des kognitiven Raums. In: Arch+ (2004) Heft 171: S. 10.
- Wagner, Kirsten: Die visuelle Ordnung der Stadt. Das Bild der Stadt bei Kevin Lynch. In: Räume der Stadt. Von der Antike bis heute. Hrsg. von Cornelia Jöchner (Berlin: Reimer 2008) S. 317–333.
- Warnke, Ingo H.; Gerhard, Ulrike: Texturen suburbaner Räume im 21. Jahrhundert. Linguistische und stadtgeographische Perspektiven auf den nordamerikanischen Neotraditionalismus. In: Stadt und Text. Beiträge zum interdisziplinären Kolloquium „Stadt und Text“ am Institut für Germanistik der Universität Leipzig im Wintersemester 2005/2006. Hrsg. von Bettina Bock und Björn Dumont (Leipzig: FSR Germanistik 2006) S. 13–39.
- Welsch, Wolfgang: Ästhetik und Anästhetik. In: Ders. Ästhetisches Denken (3. Aufl. Stuttgart: Reclam 1993) S. 9–40.
- Welsch, Wolfgang: Zur Aktualität ästhetischen Denkens. In: Ders. Ästhetisches Denken (3. Aufl. Stuttgart: Reclam 1993) S. 41–78.

- Welzer, Harald: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. 2. Aufl. München: Beck 2008 (Beck'sche Reihe. Bd. 1669) (1. Aufl. 2002).
- Welzer, Harald; Moller, Sabine; Tschuggnall, Karoline 2005: „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis 5. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer 2005 (1. Aufl. 2002).
- Wittgenstein, Ludwig 1989: Das Blaue Buch. Eine philosophische Betrachtung (das braune Buch). 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989 (Werkausgabe. Bd. 5) (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Bd. 505).
- Wunderlich, Dieter 1976: Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Bd. 172).
- Yngve, V. A.: On Getting a Word in Edgewise. In: Papers from the 6th Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society (Chicago: Chicago Linguistic Society 1970) S. 567-578.

Die Untersuchung ist ein Beitrag zur Theorie und zur empirischen Erforschung der mentalen Bilder, die Bewohner von ihren Städten haben. Sie knüpft an die wegweisende Studie *The Image of the City* von Kevin Lynch an, deren Bilder im Wesentlichen durch eine schrittweise Übertragung sprachlich vermittelter Informationen in Diagramme und Karten erzeugt wurden. Die Informationen stammten aus Interviews mit Bewohnern, die unter anderem von Wegeverbindungen und von der Lage markanter Bauwerke handelten. Das bei der Übertragung verwendete Muster eines inneren Bildes setzt sich aus fünf typisierten Elementen zusammen, die in vorbereitenden Interviews und Skizzen wie auch in Feldbeobachtungen entwickelt wurden. Nach dieser Vorlage wurden Informationen aus den Bewohnergesprächen ausgewählt und angeordnet. So konnten einzigartige, auf empirischer Forschung basierende Stadtbilder erzeugt werden.

In einer neuen Wendung dieser Methode nimmt sich diese Arbeit nun biographische Gespräche mit Bewohnern einer deutschen Großstadtregion vor und hält dabei Lynchs Bildbegriff gegen ein sprachliches Material als solches. Hierfür wird das Muster innerer Bilder mit den Mitteln linguistischer Texttheorien schrittweise rekonstruiert und so ein Instrument geschaffen, mit dem die Bewohnergespräche über semantische und narrative Inhalte hinaus als Texte untersucht werden können – und das bedeutet auch: als kooperative und kommunikative Ereignisse. Dabei zeigt sich, dass bereits in den Textstrukturen, vor allem aber in den Textfunktionen mit ihrem pragmatischen Zusammenspiel von Sprecher und Hörer mentale Bilder angelegt sind, die ein Bild der Stadt in seinen Grundzügen bestimmen. Das Bildhafte muss weder von außen an die Texte herangeführt, noch auf szenische oder landschaftliche Beschreibungsinhalte reduziert, und auch nicht auf universale anthropologische Muster gebracht werden. Die klassische Studie von Kevin Lynch wird damit textwissenschaftlich weitergeführt.

Die Ergebnisse sind auch als Kommentar zu Thomas Sieverts These von der „Anästhetik der Zwischenstadt“ zu lesen, vom Wahrnehmungs- und Bilderdefizit der verstädterten Landschaften: Was in Interviews mit Bewohnern als bildhafte Beschreibung tatsächlich kaum aufzufinden ist, kann in den Bildern entdeckt werden, nicht über die, sondern mit denen wir uns hinsichtlich der Städte verständigen, in denen wir leben.



<http://opus4.kobv.de/opus4-udk/home>